Die Märchen der Weltliteratur



Herausgegeben
von Friedrich von der Leyen
und Paul Zaunert



Deutsche Märchen seit Grimm

Zweiter Band

Herausgegeben von Paul Zaunert

Verlegt bei Eugen Diederichs Jena 1923

Buchausstattung von F. H. E. Schneidler
Erstes bis zehntes Tausend



Lisa Tetzner
der Märchenerzählerin

Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille
für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede.
Goethe: „Dichtung und Wahrheit" 2. Teil, 10. Buch

Der erste Band dieser Märchen, der 100 Jahre nach dem ersten Band der Brüder Grimm erschien, war zugleich eine Art Frage: ob das deutsche Märchen noch um seiner selbst willen geliebt würde oder nur wie ein ehrwürdiges Stück alten Hausrates, ein Stück Kindheit, mit dem man ein wenig Kultus treibt, je nach Veranlagung mehr oder minder.

Die beste Antwort darauf gaben Sie, liebe Lisa Tetzner, indem Sie mich einmal fragten: ob ich nicht *noch mehr* wüßte? Ähnliche Wünsche und Fragen nach einer Fortsetzung kamen dann immer öfter an uns beide, den Verleger und mich. — Hier sind nun noch welche. Oder sagen wir hübsch poetisch, wenn auch etwas altmodisch: hier ist noch ein ganzer Märchenstrauß. Und — um noch etwas in dem Bilde zu bleiben — wenn wir diesen und den ersten nun zu dem der Brüder Grimm stellen, so dürfen wir sagen, die ganze Märchenflora, die der deutsche Boden trägt, ist nun in ausgesuchten Exemplaren beisammen; manche Arten, die es gerade wie manche Blumenarten besonders in sich haben und uns immer wieder durch prächtige neue Farben und Formen überraschen, sind sogar doppelt und dreifach vertreten. Für einen Strauß, selbst für mehrere ist das alles schon etwas viel; nehmen wir also den Mund noch etwas voller und reden wir lieber gleich von einem Garten!

Wenn man nun da aufs Ganze, d. h. auf Vollständigkeit gehen will, so ist das nicht so ganz einfach. Denn was den Botaniker begeistert, ist nicht immer auch das Schönste für den Blumenfreund. Darum ging ich nicht bloß darauf aus, allemal den reinsten Typus zu finden oder nötigenfalls zu gestalten, sondern ebensosehr auf den wirksamsten, d. h. die frischeste, lebendigste Fassung; die, welche sich am schönsten wiedererzählt und anhört.

Erzählt und anhört, nicht bloß liest. Darum habe ich ja auch Ihnen diesen Band zugeeignet. Das Märchen will ja mit dazu helfen, uns Deutsche, die wir uns in lauter einsame Leser

vereinzelt und verzettelt hatten, wieder zueinander zu führen. Nur nicht in die großen Säle will das Märchen und vor ein elektrisch beleuchtetes Publikum — das arme Publikum, das nicht ich noch du noch wir ist, nicht mehr Familie und Gemeinde und noch nicht ein Volk — doch Sie wissen ja selbst aus Erfahrung, wo sich am schönsten Märchen erzählen.

Es ist also ein eminent modernes Wesen, das Märchen, erfüllt sozusagen eine „soziale Mission" (freilich ganz auf seine Weise, halb im Spiel und Scherz, und am besten, wenn es gar nichts davon weiß), indem es Leute aus allerlei Klassen, gelehrte und ungelehrte, große und kleine, zusammenbringt in der Freude an diesen Geschichten, die allen gehören.

Und wir wissen jetzt schon besser, oder wieder besser, als vor zehn Jahren, beim Erscheinen des ersten Bandes, was wahrhaft uns gehört. Was wir inzwischen gelitten haben, hat uns schärfer sehen und hören gelehrt. Wir fangen an, etwas von dem Reichtum unserer Armut zu spüren. Wir fühlen oder ahnen, daß wir in unserer Verlassenheit nicht verloren sind und einsam; in unserm Elend stolz sein können, sein sollen; daß wir in all unserer Krankheit doch „Herz im Herzen" gesund sind; daß es noch „Gebiete" Deutschlands gibt, wo uns der Irrsinn und die Zerstörungswut der „Sanktionen" nicht erreichen, uns nichts anhaben kann; weshalb wir auch hier nicht weiter davon reden wollen — genug, wir wissen: der so unsagbar betrogene und ausgeplünderte Michel wird eines Tages zum dritten Male den Weg zu seinem Meister finden, und der wird ihm den rechten Tröster mitgeben, den er braucht: Knüppel aus dem Sack!

Es gibt zwar kluge Leute, die da sagen, was wir hier unser Eigen nennen, das wär' ja nur von vergangenen Generationen geborgt, eine Selbsttäuschung, ein Reflex oder so was. Diese Leute haben sehr viel gelesen, aber ihr eigenes Volk kennen sie nicht. Und für sie sind auch diese Märchen nicht. Wer an kein Leben in sich selber mehr glaubt, wer nicht glaubt an diese lebendige Quelle in unserm Volk, der findet sie auch nicht. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen." Die Quelle fließt noch aus alten Zeiten durch unsere fort; und wenn manche von

den folgenden Geschichten schon vor vielen Jahren aufgeschrieben wurden, so hätte ich hingegen bei andern hinzusetzen können: „Und wer es zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.“— Über das **Woher** werde ich für diesen und den ersten Band noch genauere Angaben machen in einem abschließenden Bändchen, in welchem ich auch etwas über das „Wie“ zu sagen gedenke. Vom „Was“, von den Stoffen, Typen und Motiven ist genug geredet worden, es ist Zeit, nun auch von **Märchenerzählen** und **Märchenerzählern**, von den Männern und Frauen aus dem Volke, denen wir unsere Märchen verdanken, ein paar Worte zu sagen; in aller Bescheidenheit, so weit sie es haben mögen.

Kassel, im Juli 1923 **Paul Zaunert**

Glück und Verstand



Verstand und Glück gingen einmal zusammen auf Reisen, um sich die Welt zu besehen und ihre Gaben unter die Menschen auszuteilen. „Wem ich helfe, dem gelingt's,“ sagte der Verstand. „Das kommt noch auf die Probe an,“ meinte das Glück. Da fanden sie am Wege einen Schäferjungen, der lag da und schlief. „Wie wär's, wenn wir mit dem gleich einen Versuch machten,“ sagte das Glück; „fang du an.“ Der Verstand war gleich dabei und fuhr, wie er ging und stand, in den Jungen hinein.

Als der erwachte, rieb er sich die Augen und dachte: „Ei, was sollst du hier immer die Schafe hüten; du willst dein Glück in der Stadt versuchen.“ Er sprang auf, ließ seine Schafe Schafe sein und wanderte in die Stadt. Hier fand er nach längerem Suchen und Fragen denn auch eine Stelle bei einem reichen Goldschmied und Uhrmacher, der hielt sich Kutschen und Reitpferde und brauchte gerade einen Stallknecht. Die neue Herrschaft fand bald großes Wohlgefallen an ihm, denn er ging sehr geschickt mit den Pferden um und pflegte sie so gut, daß sie bald die schönsten in der ganzen Stadt waren.

Aber es dauerte nicht lange, da war ihm die Arbeit im Stall nicht mehr genug; darum machte er sich mittags, wenn Meister und Gesellen zu Tisch gingen, heimlich in die Werkstatt und besserte an den Uhren. Die Gesellen merkten das bald und sprachen zum Meister: „Es muß jemand, während wir essen, in die Werkstatt kommen und an den Uhren weiter arbeiten, aber viel besser als wir es gemacht hätten; alles daran hat Schick.“ — „Dem will ich bald auf die Spur kommen,“ sagte der Meister; und als die Gesellen wieder bei Tische waren, stellte er sich heimlich von draußen ans Fenster und guckte in die Werkstatt. Auf einmal sah er seinen Stallknecht, wie er eine Uhr vornahm und ausbesserte, und dann wieder eine und wieder eine — und wie flink ihm das

von der Hand ging! Nach einer Weile konnte der Meister sich nicht mehr halten, öffnete die Tür und rief: „Also du bist der große Meister! Du gehörst nicht in den Stall und sollst von heut an mein erster Geselle sein!" stellte ihm einen Gesellenbrief aus und setzte ihn über die ganze Werkstatt. Alle Arbeit mußte er vorher beschauen und dann kam sie erst an die andern Gesellen. Und er selber machte nun bald so künstliche Uhren, daß alle Welt sich darüber verwunderte.

Nun hatte der König in der Stadt eine Singuhr, an der hing sein ganzes Herz. Eines schönen Tages aber machte es schnurrr, und das Räderwerk stand still und war nicht wieder in Bewegung zu setzen. Da ließ der König ausrufen, wer ihm die Singuhr wieder in Gang brächte, dem gäbe er zur Belohnung fünftausend Gulden; wer es aber unternähme und nicht damit fertig würde, dem koste es das Leben. Da fand sich lange kein Uhrmacher, weder Meister noch Geselle im ganzen Reiche, der sich daran wagte. Als es aber der Schäferjunge hörte, ging er sogleich zum König und bat um die Uhr, er wolle sie ausbessern. Der König schüttelte den Kopf und sprach: „Junge, Junge, das kannst du nicht! Es kostet dir dein Leben; keiner von den vielen Meistern hat sich getraut und du willst es besser verstehen?" Aber der Junge sagte voll Zuversicht :„Es wird mir schon gelingen und ich fürchte nicht für mein Leben!" Da ließ der König die Uhr herbeibringen und der Junge nahm gleich sein Werkzeug, zerlegte sie, besserte und besserte, setzte sie wieder zusammen, und als man sie an Ort und Stelle hängte, sang sie viel schöner als vordem. Und der König hatte große Freude darüber. Er gab ihm nicht nur die fünftausend Gulden, sondern behielt ihn auch bei Hofe und machte ihn zu seinem Wirtschafter. Von Tag zu Tag wurde der Junge dem König lieber.

Nun hatte der König eine einzige Tochter, die hatte in ihrem Leben nie gelacht und das bekümmerte den Vater sehr. Darum hatte er bestimmt, wer sie zum Lachen brächte, der sollte sie zur Gemahlin haben; wer es aber versuchte und es gelänge ihm nicht, der sollte noch denselben Tag an den Galgen kommen. Schon viele Freier hatten es unternommen, doch alle hatten den Tod gefunden, nun wagte es lange niemand mehr. Als der Schäferjunge davon hörte, dachte er bald an nichts anderes mehr als an die Prinzessin, und nach einiger Zeit trat er vor den König und sprach: „Ich möchte deine Tochter wohl zum Lachen bringen!" „Armer Junge, das kannst du nicht," sprach der König, „es wäre ja schade um dein Leben, laß ab davon." Aber der Junge hörte nicht auf zu bitten, bis der König es endlich zuließ. Er begab sich mit einem Minister zur Königstochter, trat ehrerbietig vor sie und fing an zu erzählen: „Ein Bildhauer, ein Maler und ein Sprachmeister gingen einmal zusammen auf die Wanderschaft. Eines Nachts kamen sie in einen großen Wald. Da fürchteten sie sich vor den wilden Tieren, machten ein Feuer an und verabredeten, daß immer einer für die andern wachen sollte. Sie losten und da traf es zuerst den Bildhauer, dann den Maler und als letzten den Sprachmeister. Während nun die andern beiden schliefen, bekam der Bildhauer Langeweile, nahm einen Block und schnitzte daraus ein wunderschönes Frauenbild. Als er damit fertig war, da war auch gerade seine Wache zu Ende. Da nahm der Maler, der jetzt an die Reihe kam, seine Farben und Pinsel und bemalte sie so schön, daß es aussah, als ob sie lebte. Und als er den letzten Pinselstrich daran getan hatte, war auch gerade seine Zeit um. Wie nun der Sprachmeister sie sah, nahm er sie und lehrte sie sprechen. Da erwachten die andern, und es entstand ein Streit unter den Dreien um ihr Geschöpf. Wem von den dreien gehört nun die lebendige Jungfrau von Rechts wegen? Niemand weiß das zu beantworten." Da lachte die Königstochter und rief: „das versteht sich doch von selbst, dem Sprachmeister!"

Der Junge freute sich und ging mit dem Minister schnell zum König. Dieser fragte sogleich: „Hat sie gelacht?" „Ja!" sprach der Junge ganz fröhlich. „Nein!" rief der Minister ernst. Da bat der Junge, der König solle einen andern Minister zu der Prinzessin schicken und sie fragen lassen. Das tat der König; auch der sprach: „Nein!" „So schicke noch einen dritten." Es geschah, doch auch der kam zurück und sprach: „Nein!" „Jetzt kann ich dir nicht helfen!" sagte der König ganz traurig, „was Gesetz ist, ist Gesetz, und darnach mußt du den Tod erleiden!" Schon hatte man den

Jungen bis zur Richtstätte geführt, da kam just das Glück dazu, das war bisher allein in der Welt herumgegangen, und rief dem Verstand leise zu, daß niemand es hören konnte: „Du hast deine Schuldigkeit getan, jetzt ist es an mir; komm heraus und laß mich hinein!" Kaum war das geschehen, so hörte man Trompetengeschmetter und eine fröhliche Musik und in einer Kutsche kamen der König und seine Tochter hergefahren und hielten hoch ein weißes Tuch zum Zeichen der Gnade. Denn gerade noch zur rechten Zeit hatte sich alles aufgeklärt; und weil die Minister so boshaft gelogen hatten, wurden sie anstatt des Jungen gehängt. Dieser aber mußte sich nun neben die Königstochter in die Kutsche setzen und fuhr mit ihr heim. Da wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert, die vier Wochen lang dauerte, und der Junge wurde bald König und das Glück wohnte bei ihm und verließ ihn nicht bis an sein Ende.

Der Jäger und der Sohn des Zwergenkönigs



Es war einmal ein König, dem war der Hofjäger gestorben. Da ließ er alle Jäger im ganzen Reich zusammenkommen zu einer Treibjagd; wer das meiste Wild schösse, der sollte der neue Hofjäger werden. Bei dem Treiben aber gaben die alten Jäger sich die besten Plätze; je jünger einer war, um so schlechter wurde sein Standort, und der allerjüngste gar stand so weit abseits, daß er, als die Jagd begann, keinen Schuß der Schützen und keinen Laut der Treiber hören konnte. Betrübt wartete er zwei lang und zwei breit; und da ihm immer noch kein Wild in den Weg laufen wollte, ließ er sich auf einem Baumstumpf nieder, packte seine Jagdtasche aus und aß von den guten Sachen, die ein jeder mit auf die Jagd bekommen hatte. Dann stand er auf und ging immer tiefer und tiefer in den Wald hinein. Endlich kam er an eine Wiese im Walde, und wie er näher zusah, kämpfte dort ein Unterirdischer, kaum drei Schuh hoch, mit einem wilden Bären auf Tod und Leben. Der Kleine schien bereits am Ende seiner Kräfte, und der Jäger wollte eben auf den Bären schießen, da bedachte er, daß er dabei leicht auch den Zwerg treffen könne. Er zog daher seinen Hirschfänger und lief auf die Wiese hinab und zerschnitt dem Bären die Sehnen der Hinterfüße. Das Untier heulte vor Schmerz, wollte aber doch mit den Vorderpfoten seinen Gegner nicht lassen. Da durchschnitt ihm der Jäger auch diese, und kaum hatte er dies getan, so fühlte sich das Männlein frei, hob das wilde Tier in die Höhe und warf es mit gewaltiger Kraft auf den Erdboden herab, daß es seinen Geist aufgab.

„Du bist mein Retter," sprach es darauf zu dem Jäger, „seit früher Morgenstunde schon kämpfte ich mit dem Bären, und ich wäre unterlegen, wenn du mir nicht zu Hilfe kamst. Jetzt aber folge mir nach; denn ich bin des Zwergkönigs Sohn; und er wird dir's nicht ungelohnt lassen." Das ließ sich der junge Jäger nicht zweimal sagen und folgte dem Zwerge durch Buschwerk und Gestrüpp, bis sie auf einen Steig gelangten, der tief in das Innere des Berges hinein führte. Eine Weile war es stichdunkel, dann wurde es mit einem Male wieder ganz hell, und ein großes, weites Land mit Städten und Dörfern lag vor ihnen, und in der Mitte stand das königliche Schloß, und es war eine Pracht, daß es nicht zu beschreiben ist. Die Leute in dem Lande aber waren allesamt nicht größer und nicht kleiner als des Jägers Begleiter.

Ehe sie in das Schloß traten, sagte des Zwergkönigs Sohn: „Nimm von allem, was dir mein Vater zum Geschenk anbietet, immer das Schlechteste und Unscheinbarste, es wird dein Schade nicht sein." Das versprach ihm der Jäger, und dann gingen sie in das Schloß und traten vor den König. „Mein Sohn, wo bist du so lange geblieben?" fragte der Zwergkönig. Da erzählte der Prinz: „Heute morgen stieg ich aus dem Berg, da lief mir ein wilder Bär in den Weg. Mit dem habe ich gekämpft, bis die Sonne hoch am Himmel stand; und ich wäre wohl unterlegen und das Untier hätte mich zerrissen, wenn nicht dieser Jäger hier gekom-

men wäre und mich befreit hätte." Da dankte der Zwergkönig dem Jäger und lud ihn mit zu Tische, und als sie genug gegessen und getrunken hatten, sagte er zu ihm: „Jetzt komm mit mir, daß ich dich für deine gute Tat belohne!"

Zuerst kamen sie in ein Zimmer, darin hingen an goldenen Nägeln viele Büchsen, eine glänzte immer herrlicher wie die andere von eingelegtem Silber und Bein. Der Jäger ging aber an den schönen, schimmernden Gewehren vorbei und suchte in den dunklen Ecken herum, bis er eine alte verrostete Flinte fand, die an einem eisernen Nagel hing. „Wenn ich wählen darf, wähle ich diese," sprach er zum König. „Ach, was willst du mit dem verrosteten Ding," entgegnete der Zwergkönig, „die bekommst du dein Lebtag nicht rein." — „Ich bin jung genug und habe Zeit zum Putzen," antwortete der Jäger, und als der Zwergkönig sah, daß er die schlechte Büchse durchaus behalten wollte, gab er sie ihm und führte ihn in ein anderes Zimmer.

Dort hingen an goldnen Nägeln die schönsten Jagdhörner. „Hiervon magst du dir ein Horn aussuchen," sagte der König. Der Jäger aber schaute wieder in die dunkeln verborgenen Ecken, und es dauerte nicht lange, so hatte er ein Horn gefunden, das war mit Grünspan bedeckt und sah so schmutzig aus, daß es nicht das Mitnehmen wert schien. „Das Horn möchte ich wohl haben," sprach er zum König. Der verwunderte sich über die Maßen und sagte: „Sei doch nicht unklug und nimm dir ein goldnes Horn." Aber der Jäger blieb dabei, das schlechte Horn wär ihm das liebste von allen. Da bekam er es denn von dem Zwergkönig zum Geschenke, und sie gingen in den Pferdestall hinab.

„Zu Büchse und Horn gehört auch ein gutes Pferd," sagte der König, „dort stehen meine Rosse: die schwarzen, die braunen und die roten und welche Farbe sie sonst haben mögen. Suche dir davon aus, welches du willst, es sei dein eigen!" Der Jäger aber ging bei all den herrlichen Tieren gleichgültig vorüber und stand erst stille, als er im äußersten Winkel des Stalles einen abgemagerten, häßlichen Schimmel erblickte, dem der ganze Leib von Schmutz starrte. „Den möchte ich haben," sagte er zu dem Zwergkönig. „Was willst du mit dem alten Tiere," antwortete

dieser, „das bekommt ja das Gnadenbrot und ist so unbrauchbar, daß es gar nicht mehr von den Stallknechten gestriegelt und geputzt wird." — „Das schadet nichts," sagte der Jäger, „die andern Rosse sehen mir zu stolz und vornehm aus; dieser Schimmel dagegen gefällt mir von ganzem Herzen. Ich werde ihn schon füttern und pflegen, daß er wieder gut bei Leibe wird." — „Meinetwegen, so nimm ihn!" brummte der König, und der Jäger schritt mit der verrosteten Flinte, dem grünspanigen Horn und dem schmutzigen, mageren Schimmel zum Tore hinaus.

Draußen erwartete ihn schon des Zwergkönigs Sohn und klopfte ihm auf die Schulter. „Dein Schade ist's nicht gewesen," sagte er, „daß du mir folgtest; du hast das Beste gefaßt, was mein Vater nur hatte. Nun will ich dir aber auch sagen, wozu die Stücke gut sind. Wenn du in das Horn bläst, so muß alles Wild, das den Schall hört, zu dir herankommen und kann nicht eher wieder von der Stelle, als bis du die Öffnung des Horns an den Mund setzest und es wieder zurückbläst. Für die verrostete Flinte brauchst du nicht Pulver und nicht Blei; so oft du auch anlegst, sie ist immer geladen, und wonach du schießt, das fällt tot zu Boden. Der Schimmel aber ist das beste Stück, das du dir erworben hast; denn er kann reden wie ein Mensch. Nimm nur seinen Zaum zu dir und laß ihn laufen, wohin er will; hast du aber seiner oder seines Rates von Nöten, so brauchst du bloß den Zaum zu schütteln, und er hilft dir aus aller Verlegenheit. Sollte ihm die Sache aber einmal zu schwer werden, so denke an mich und wünsche mich herbei; wenn die Not groß ist, werde ich dir stets helfen." Als der Zwerg diese Worte gesprochen hatte, waren sie an den Ausgang des Berges gekommen und nahmen Abschied voneinander.

Der Jäger dachte bei sich: „Du willst doch einmal sehen, ob der Zwerg auch die Wahrheit gesprochen hat!" Schnell setzte er das Horn an den Mund und blies gewaltig hinein, und es dauerte gar nicht lange, so kamen Hirsche und Rehe, Hasen und Füchse und Geflügel ohne Zahl auf ihn zu und blieben vor ihm stehen und konnten weder vor noch rückwärts. Da legte er die verrostete Flinte an und drückte einen Schuß nach dem andern ab, und jedes-

mal sank ein Stück Wild tot hin. Als es genug war, daß er damit eine vierspännige Fuhre vollauf beladen konnte, setzte er die breite Öffnung der Trompete an den Mund und blies hinein, und allsogleich machte das übrige Wild, daß es so schnell wie möglich zurück in den Wald kam.
„Mit dem Horn und der Flinte hat's seine Richtigkeit," rief der Jäger erfreut, „dann wird er mich auch mit dem Schimmel nicht belogen haben." Sprachs und nahm dem Rosse den Zaum ab und steckte ihn zu sich, dann gab er ihm mit der flachen Hand einen Schlag auf den Schenkel und ließ es in dem Walde grasen; er selbst aber machte sich auf nach des Königs Schloß, damit er sähe, wie alles dort abgelaufen wäre. Als er ankam, saßen die Jäger schon bei Tische und schalten ihn einen Langschläfer, da er die Essenszeit verschlafen habe. Er aber tat, als hörte er nichts von ihren Reden und fragte nur, wo der König wär, denn er müßte einen vierspännigen Wagen haben und vier Leute zum Aufladen, damit er das Wild von der Stelle schaffte, das er geschossen hätte.
Die Jäger dachten: „Der Junge will uns zum Narren halten!" und spotteten noch mehr wie zuvor; als er aber nicht abließ mit seinen Reden, führte ihn einer zum König. „Was willst du?" fragte der. „Herr König," antwortete der Jäger, „ich bitte um einen Vierspänner und vier Leute zum Aufladen, damit ich das Wild von der Stelle schaffe, das ich geschossen habe." Der König sah ihn scharf an und sagte: „Mit mir ist schlecht Spaß treiben. Du sollst die Leute und den Vierspänner bekommen, wird aber die Fuhre nicht voll, so hänge ich dich an den höchsten Galgen." Die harten Worte fochten den Jäger nicht an; er zog mit dem Wagen und den vier Arbeitern in den Wald hinaus, und er hatte dort wirklich so viel Wild geschossen, daß es die Pferde kaum auf einmal von der Stelle schaffen konnten. Als aber der König sah, daß der junge Jäger nicht gelogen hatte, sagte er zu den übrigen: „Die Sache ist abgemacht, der und kein anderer soll der neue Hofjäger sein!" Und dabei blieb es.
Das war alles recht schön, wären die alten Jäger nicht gewesen; die konnten es nicht verwinden, daß der junge Bursche ihnen den

fetten Bissen vor der Nase weggeschnappt hatte, und sie sannen Tag und Nacht darauf, wie sie ihn verderben möchten. Nun war der König ein leichtgläubiger und jähzorniger Mann, drum sprachen sie eines Tages zu ihm: „Gnädiger Herr König, Euer Hofjäger hat jüngst gesagt, unter Eurer Laube wären drei Tonnen Goldes verborgen, und kein anderer als er allein vermöchte sie zu heben." Da ließ der König eilends den Hofjäger rufen und befahl ihm, daß er die drei Tonnen Goldes zur Stelle schaffte. „Welche Tonnen Goldes?" fragte der Jäger verwundert. „Nun die, welche unter der Laube liegen, und die du nur allein heben kannst," antwortete der König. Der Jäger beteuerte auf Leben und Seligkeit, daß er von der ganzen Sache nichts wüßte, aber je mehr er beteuerte, um so hitziger wurde der König, und schließlich sagte er zu ihm: „Schaffst du mir nicht binnen drei Tagen die drei Tonnen Goldes zur Stelle, so soll dir der Henker das Haupt abschlagen."
Da war guter Rat teuer. Der Hofjäger rannte wie ein verlorener Mann den Garten auf und ab, während sich die alten Jäger vor Vergnügen die Hände rieben. So verging der erste Tag, und als auch der zweite sich seinem Ende näherte, gedachte er plötzlich an das, was ihm des Zwergkönigs Sohn über den Schimmel gesagt hatte. Schnell eilte er in seine Kammer und holte den Zaum hervor, dann lief er in den Garten hinab und schüttelte ihn nach Leibeskräften. Im Augenblick stand der Schimmel vor ihm und fragte nach seinem Begehr. „Lieber Schimmel," sagte der Jäger, „es ist eine schlimme Geschichte. Die alten Jäger mißgönnen mir das Amt und haben dem Könige vorgeredet, ich hätte gesagt, unter der Laube seines Gartens lägen drei Tonnen Geld verborgen und ich allein vermöchte sie zu heben. Der König hat's ihnen geglaubt, und wenn ich ihm nicht morgen das Geld schaffe, so soll mir der Henker das Haupt abschlagen." — „Wenns weiter nichts ist," antwortete der Schimmel, „die drei Tonnen Gold liegen wirklich unter der Laube verborgen, und ich werde sie heute nacht herausholen; doch mußt du mir einen Spaten und eine Radehacke, drei Flaschen Wein und drei Napfkuchen verschaffen!" Das versprach der Jäger, und der Schimmel verschwand wieder.

Der Jäger ging sogleich zum König und sprach zu ihm: „Ich habe mir die Sache überlegt und will die drei Tonnen Gold zu Tage fördern; doch brauch' ich dazu einen Spaten und eine Radehacke, drei Flaschen Wein und drei Napfkuchen." — „Das sollst du alles haben," erwiderte der König, „und Arbeiter obendrein, soviel du willst." — „Nein, ich besorge alles selbst," versetzte der Jäger, und als er die Hacke und den Spaten, den Wein und die Napfkuchen bekommen hatte, ging er damit in den Garten, wartete, bis es Abend war, und setzte es dann in der Laube nieder. Darauf ging er in das Schloß zurück und legte sich schlafen. Am anderen Morgen kleidete er sich eilig an und lief hinaus, und siehe da, die drei Tonnen Gold standen neben der Laube und schimmerten und glänzten in der Morgensonne. Sogleich ließ er sich bei dem Könige melden und bat ihn, daß er starke Leute zur Laube sendete, damit sie das Gold in die Schatzkammer trügen. „Siehst du," sagte der König erfreut, „die alten Jäger haben doch recht gehabt. Warum erst das Leugnen und Zieren, wenn du es nachher doch ausrichten kannst!" Dann schickte er Arbeiter hinab, die das Gold auf das Schloß bringen mußten; und der Jäger hatte Ruhe, aber nur für einige Zeit.

Die alten Jäger sannen nämlich Tag und Nacht auf etwas Neues, das den Hofjäger ganz gewiß verderben sollte. Endlich hatten sie es gefunden. Der älteste von ihnen ging zum König und sagte: „Euer Hofjäger hat sich gestern gerühmt, er könne die alte, hölzerne Brücke, die über den Strom in den königlichen Garten führt, in einer Nacht abbrechen und eine schöne gläserne dafür bauen, mit gläsernen Grundpfeilern und gläserner Wölbung." — „Das ist ja prächtig," sprach der König, und sogleich mußte ein Diener den Hofjäger holen. „Höre einmal," redete der König ihn an, „du hast gestern gesagt, du könntest statt der hölzernen Brücke in einer Nacht eine gläserne über den Strom bauen." — „Wie sollte ich eine solche Torheit gesprochen haben," entgegnete der Hofjäger, „gläserne Brücken gibt es überhaupt nicht, und nun soll ich gar eine Brücke von Glas in einer Nacht bauen!" — „Mein lieber Hofjäger," sagte der König, „dieselben Reden hat Er bei den drei Tonnen Gold geführt. Ich weiß recht gut, daß Er

die Sache ausführen kann; und steht morgen die gläserne Brücke nicht da, so ist sein Leben Gras." Da schlich der Hofjäger betrübt von dannen und ging in den Garten an das Ufer des Stromes; dort zog er den Zaum aus der Tasche und schüttelte ihn. „Was willst du?" sprach der Schimmel und stand neben ihm. „Lieber Schimmel," antwortete der Jäger, „mir geht's schlecht. Meine Feinde wollen mein Unheil und haben dem König vorgeredet, ich könnte in einer Nacht statt der hölzernen eine gläserne Brücke über den Strom bauen. Tu' ich das nicht, so hängt mich der König an den Galgen." — „Soweit wird's wohl nicht kommen," sprach der Schimmel, „eine gläserne Brücke will ich dir heute nacht statt der hölzernen bauen; du mußt mir nur einen Spaten und eine Radehacke und sechs Flaschen Wein und sechs Napfkuchen bringen; denn die Sache ist schwieriger als die erste Arbeit. Sobald die Glocke zehn schlägt, muß alles bei der Brücke stehen."

Der Jäger besorgte alles, wie ihm der Schimmel gesagt hatte; dann ging er in das Schloß zurück und legte sich schlafen. Als die Sonne aufging, schaute er zum Fenster hinaus und sah schon das spiegelblanke Glas durch die Bäume schimmern. Schnell wurde der König geweckt, und der konnte sich gar nicht satt sehen an dem herrlichen Wunder. „Siehst du, hab ich nicht gleich gesagt," sprach er zu dem Jäger, „daß du es wohl vollbringen kannst?" Dann mußte der Kutscher den schönsten Wagen mit Sechsen bespannen, damit der König über die Brücke führe. Doch der Schmied mußte die Rosse vorher mit Demant beschlagen, sonst glitten sie aus, so glatt war es.

Jetzt hatte der Hofjäger wieder einige Wochen Ruhe — so lange bis die alten Jäger einen neuen Plan ausgeheckt hatten. Der älteste von ihnen trat zum dritten Male vor den König und sprach: „Euer Hofjäger weiß, wohin Eure Braut gekommen ist, und er hat gesagt, er könnte sie wohl wiederbringen, wenn er nur wollte." Und das war recht schlecht von den neidischen Menschen, denn der Hofjäger konnte gar nicht wissen, wohin die Braut des Königs gekommen war, denn dieser hatte die Jungfrau selber noch niemals gesehen. Sie war ihm verlobt worden, als er schon bei Jah-

ren und sie noch ein zartes Kind war. Und als sie ihm zugeführt werden sollte, da war sie plötzlich verschwunden. Obgleich der Hofjäger also gar nichts von der Prinzessin wissen konnte, so glaubte der König den alten Jägern doch und ließ den Hofjäger kommen und sprach zu ihm: „Du weißt, wo meine Braut ist; die alten Jäger haben es mir gesagt! Schaffst du sie mir nicht zur Stelle, so bist du ein Kind des Todes." Der Jäger wußte, daß Widersprechen doch nicht helfen würde; er sagte darum, er wollte schon sehen, wie es sich machen ließe, senkte traurig das Haupt und ging in den Garten. Nachdem er den Zaum geschüttelt hatte, stand der Schimmel vor ihm und fragte nach seinem Begehr. „Ach lieber Schimmel, „antwortete der Jäger betrübt, „jetzt soll ich gar dem König seine verlorene Braut wiederschaffen." — „Das ist schlimm," versetzte der Schimmel, „wo sie ist, das weiß ich, aber sie wird von dreihundert Räubern bewacht. Da mußt du wohl oder übel selber mitkommen, sonst kannst du sie nimmermehr dem Könige bringen." Der Jäger sagte: „Ich will alles tun, was du mir gebietest."

Da hieß ihn der Schimmel zwölf Flaschen Wein und zwölf Napfkuchen besorgen, denn der Weg wäre weit, den sie zurückzulegen hätten.

Als der Jäger mit dem Wein und den Kuchen bei dem Schimmel angelangt war, mußte er die guten Dinge in den Mantelsack packen und dann sich selbst auf den Rücken des Pferdes schwingen. Kaum hatte er das getan, so erhob sich der Schimmel in die Lüfte und rannte mit ihm über die Wolken dahin. Nach ein paar Stunden sprach er: „Jetzt wollen wir Halt machen und uns stärken." Darauf ließ er sich nieder, und sie aßen zusammen von dem Kuchen und tranken von dem Wein. Als sie satt waren, ging die Fahrt von neuem an; aber noch zweimal ließ sich der Schimmel nieder, um sich an Speise und Trank zu erlaben. Wie er sich jedoch zum dritten Male mit dem Jäger zu den Wolken erhoben hatte, dauerte es gar nicht mehr lange, und sie sahen ein großes Gebäude und daneben ein kleineres unter sich auf dem Erdboden liegen. „Das ist das Schloß der Räuber, welche die Prinzessin gefangen halten," sagte der Schimmel, „und das Haus daneben ist der

Pferdestall." Dann ließ er sich aus den Wolken herab und sie standen vor dem Räuberschloß.

Der Jäger sprang vom Pferde und pochte an die Türe; da kamen die Räuber heraus und fragten, was er brächte. „Bringen?" sagte der Jäger; „ich will holen!" — „Hier kann man nur bringen oder lassen," erhielt er zur Antwort, „wir sind Räuber, und wer uns nichts bringt, der muß uns sein Leben lassen."—„Dazu habe ich keine Lust," sprach der Jäger, „ich bin gekommen, um die Prinzessin zu holen, und bitte euch, daß ihr sie mir gebt." Das kam den Räubern lächerlich vor, daß der eine Mann den Dreihundert die Prinzessin nehmen wollte, und sie sagten zu ihm: „Bring deinen Schimmel in den Stall und verstecke dich darin! Wenn du dich so verstecken kannst, daß wir allesamt dich nicht finden, so sollst du die Prinzessin bekommen." — „Das will ich mir überlegen," versetzte der Jäger, führte seinen Schimmel in den Stall und fragte ihn, was er in der Sache tun solle. „Sag den Räubern, du wolltest dich im Stalle verstecken, sie könnten sogleich hinein kommen. Dann stellst du dich geschwind unter meinen Schwanz; und sie können dich suchen drei Tag und drei Nächte und finden dich nicht, denn dann bist du unsichtbar."

Der Jäger tat, wie ihm der Schimmel geraten hatte, trat an die Tür des Stalles und rief den Räubern zu, sie könnten sogleich kommen und ihn suchen; dann lief er schnell zu dem Schimmel und stellte sich unter seinen Schwanz. Da liefen die Räuber in den Stall, suchten ihn ab an allen Ecken und Enden und rissen alle Bohlen und Bretter aus, aber soviel sie auch suchten, sie fanden ihn nicht. Endlich wurden sie müde, gingen zum Stalle hinaus und riefen dem Jäger zu, er möge nur herauskommen, sie könnten ihn doch nicht finden. Da trat er von dem Schimmel und ging zu ihnen.

„Du kannst mehr, als wir allesamt," riefen sie erstaunt, „aber die Prinzessin bekommst du doch nicht; wir hatten die Sache nicht ernst gemeint. Du sollst sie aber haben, wenn du uns den Schimmelhengst bringst, der zehn Meilen von hier im Walde grast." Das war ein herrlicher Hengst, gesattelt und gezäumt, aber so unbändig, daß er die stärksten Ketten zerriß, wenn man ihn fan-

gen und zähmen wollte. „Ich werde mir die Sache überlegen," sagte der Jäger, ging in den Stall zu dem Schimmel und erzählte ihm den Handel. „Sag den Räubern, du würdest es tun," sprach der Schimmel; „und dann reite auf meinem Rücken in den Wald." Das tat der Jäger auch, und die Räuber versicherten ihm hoch und teuer, er würde die Prinzessin bekommen, wenn er ihnen den Schimmelhengst brächte. Als der Jäger auf seinem Schimmel in den Wald geritten war, sah er den Hengst gesattelt und gezäumt auf einer Wiese weiden. Des Jägers Schimmel war aber eine Stute, und sie wieherte hell auf, und als der Hengst ihre Stimme hörte, sprang er in gewaltigen Sätzen herbei und ließ sich von dem Jäger ruhig beim Zaume ergreifen und mitführen. Als sie zu dem Räuberschlosse zurückritten, sprach der Schimmel zu seinem Herrn: „Sei klug und vorsichtig! Wenn du den Räubern auch den Hengst bringst, die Prinzessin werden sie dir doch nicht geben. Verlange deshalb von ihnen, sie sollten zuvor die Prinzessin zu dir herab führen, damit sie dir einen Kuß gäbe. Und wenn sie das getan hätten, dann wolltest du ihnen gern den Zaum des Hengstes überlassen. Darauf werden sie eingehen; sei du aber dann auf deinen Vorteil bedacht und nimm die Prinzessin zu dir auf meinen Rücken; für das übrige werde ich sorgen." Das merkte sich der Jäger alles genau und ritt dann, den Schimmelhengst zur Seite, vor das Schloß. Die Räuber sperrten Mund und Nase auf, denn sie hatten niemals gedacht, daß das der Jäger fertig brächte. Sie stellten sich nun in großem Kreise um ihn herum und sagten, jetzt sollt' er ihnen den Schimmelhengst übergeben. „Ich werde mich hüten," antwortete der Jäger, „erst bringt mir mal die Prinzessin heraus; sonst betrügt ihr mich wie das erstemal." „Das Vergnügen sollst du haben," sagte der Räuberhauptmann, denn er dachte: wenn wir erst den Schimmel haben, so nehmen wir ihm die Prinzessin wieder ab, und wenn er sie nicht gleich wieder hergibt, so schlagen wir ihn noch obendrein tot. Die Prinzessin wurde also aus ihrem Kerker hinausgeführt und vor den Jäger gebracht. „Gib mir einen Kuß, Prinzessin!" sagte der Jäger, und als die Prinzessin sich auf die Zehen stellte und zu ihm hinaufreckte, faßte er sie mit

starkem Arm und schwang sie zu sich auf das Roß. In demselben Augenblick erhoben sich die beiden Schimmel hoch in die Lüfte und rannten über die Wolken dem Schloß des alten Königs zu. Die Räuber aber hatten das Nachsehen und ärgerten sich zu Tode, nun waren ihnen Prinzessin und Schimmel verloren.

Nachdem die beiden Schimmel eine Weile über die Wolken gelaufen waren, ließen sie sich nieder und stärkten sich mit Wein und Kuchen. Dann mußte sich die Prinzessin auf den Hengst setzen, während der Jäger auf der Stute blieb, und wieder erhoben sich die Schimmel in die Lüfte und eilten über die Wolken dahin. Unterwegs sagte die Prinzessin zu dem Jäger: „Du bist mein Erlöser; du hast mir einen Kuß gegeben, nun mußt du mich auch heiraten. Den alten König mag ich nicht, der ist mir zu wunderlich." Die Worte gefielen dem Jäger wohl; denn die Prinzessin war jung von Jahren und über die Maßen schön und lieblich anzuschauen, und er schwur ihr zu, daß er sie heiraten wollte. Als sich die Schimmel vor dem königlichen Schloß niedergelassen hatten und der alte König vergnügt und guter Dinge herauskam, um seine Braut in das Schloß zu führen, sagte darum der Jäger: „Die Prinzessin habe ich gebracht, aber nicht für Euch. Ich habe sie erlöst und will sie auch heiraten," und auch die Prinzessin rief: „Der Jäger soll mein Mann werden!" Da sprach der alte König: „Mein Hofjäger ist von Sinnen. Aber weil er mir meine Braut geholt, die gläserne Brücke gebaut und die drei Tonnen Gold herbeigeschafft hat, so will ich ihm drei Tage Bedenkzeit geben. Liefert er mir die Braut auch dann nicht aus, so hole ich sie mit dem Schwerte." Kaum war der König ins Schloß zurückgekehrt, so fragte der Jäger seinen Schimmel, was er in der Sache tun solle. „Ich kann dir nicht mehr helfen; gegen des Königs viele Soldaten ist meine Macht zu klein," antwortete der Schimmel. „Du wirst ihm die Prinzessin wohl geben müssen, sonst läßt er dich hinrichten, und du verlierst die Prinzessin und das Leben obendrein." Da war der Jäger sehr betrübt, denn er hatte die Prinzessin von Herzen lieb gewonnen und es gefiel ihm gar nicht, daß er sie dem alten König überantworten sollte. In

seiner Not gedachte er der Worte, die des Zwergkönigs Sohn zu ihm gesprochen hatte: „Wenn die Not groß ist und der Schimmel dir nicht mehr helfen kann, so denke an mich und rufe mich herbei; ich werde dir helfen." „Größer kann die Not doch nicht kommen," sprach er bei sich, und ehe er recht wußte, was er getan, hatte er schon mit lauter Stimme des Zwergkönigs Sohn zu Hilfe gerufen. Kaum waren die Worte zu Ende gesprochen, so stand auch der kleine Prinz vor ihm und fragte nach seinem Begehr. „Schau einmal," sagte der Jäger, „nun habe ich die Prinzessin erlöst und soll sie dem König lassen; und wenn ich sie ihm nicht gebe, so will er sie mit dem Schwert nehmen." „Das tu nicht," antwortete des Zwergkönigs Sohn, „die Prinzessin soll und muß deine Frau werden. Geh zum König hinauf und erkläre ihm den Krieg. Morgen früh, wenn die Sonne aufgeht, soll die Schlacht geschlagen werden. Vertraue auf mich, ich werde dir helfen." Und als er das gesagt hatte, verschwand er wieder.

Geschwind ging der Jäger auf das königliche Schloß, trat vor den König und sprach: „Die Prinzessin gebe ich nicht heraus, das Schwert soll entscheiden. Morgen früh mit Sonnenaufgang mag die Schlacht beginnen." Der König lachte über diese Rede, daß er sich den Leib halten mußte; denn er dachte: der Mensch ist ganz von Sinnen! Was will er allein gegen meine vielen Soldaten ausrichten! Er nahm darum vergnügt das Angebot an und befahl den Soldaten, die vor dem Schloß Wache hielten, sie sollten am andern Morgen den Jäger gebunden vor ihn führen, damit er ihn hinrichten ließe.

Als der König aber am andern Morgen bei Sonnenaufgang erwachte, hörte er draußen vor dem Schlosse Waffenklirren und viele Stimmen. Und wie er ans Fenster eilte und hinaussah, da war alles, soweit sein Blick reichte, von lauter kleinen, drei Schuh hohen Soldaten besetzt, die standen so dicht, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte. Jetzt wußte er, wer dem Jäger bei all den schweren Arbeiten geholfen hatte; da war jeder Widerstand unnütz. Er sandte darum einen von seinen Dienern zu dem Jäger hinab und erklärte sich für besiegt, und wenn ihm der Jäger das Leben schenkte, so wollte er freiwillig der Herrschaft ent-

sagen und ihn als seinen Sohn und Nachfolger ausrufen lassen. Und die Prinzessin könnte er auch heiraten, wenn es ihm beliebte.

Als der Diener das alles meldete, da war die Freude des Jägers und der Prinzessin groß, und sie bedankten sich bei dem Sohn des Zwergkönigs, denn ohne seine Hilfe wäre sicherlich alles anders gekommen. Nun wurde eine prächtige Hochzeit gefeiert, und der Zwergenprinz war auch da; dann übergab der alte König dem Jäger das Reich, und der herrschte mit der jungen Königin in Glück und Frieden.

Die beiden Schimmel standen inzwischen in einem herrlichen Stall und bekamen tagtäglich das schönste Futter vorgeschüttet und Wein zu trinken. Eines Tages ging der junge König hinab, um nach ihnen zu sehen. Da sprach die Stute zu ihm: „Wir haben dir aus der Not geholfen; jetzt hilf du uns. Zieh dein Schwert und schlage erst mir und dann dem Hengste das Haupt ab!" — „Wie werde ich das tun und Gutes mit Bösem vergelten," antwortete der junge König. „Tust du es nicht," sagte der Schimmel, „so bringe ich Unglück über Unglück auf dich und dein Weib." Da mußte der junge König gehorchen, und so schwer es ihm wurde, er zog sein Schwert und schlug dem Schimmel das Haupt ab. Sogleich sprang es aber wieder auf den Rumpf zurück, und vor ihm stand eine wunderschöne Prinzessin. Flugs tat er jetzt mit dem Schimmelhengst ein Gleiches, und auch dessen Haupt sprang wieder auf den Rumpf zurück, und der Hengst verwandelte sich in einen stolzen Königssohn. Da war die Freude erst recht groß, und die beiden erzählten dem jungen König, sie wären Bruder und Schwester, beide Königskinder und von einem bösen Zauberer in Schimmel verwandelt. Nun habe er sie erlöst; die großen Wälder, über die sie auf der Fahrt nach dem Räuberschloß geritten wären, das wäre ihr Land und daraus wären Städte und Dörfer und Höfe und Mühlen geworden. Da rief der König seine junge Frau herbei, und die mußte das Wunder mit ansehen. Dann blieben die beiden Königskinder noch eine Woche oder zwei bei dem jungen König zu Besuch, bis sie die Sorge um ihre Untertanen in das erlöste Königreich zu-

rücktrieb. Die lebten hier und die dort in Herrlichkeit und Freuden, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie heute noch.

Die singende Meerminne



Es war einmal eine Fischerswitwe, die hatte nichts als ihr kleines Mädchen und wohnte mit ihm in einem kleinen Häuschen an der See. Das Kind spielte nirgends lieber als am Strande, es war als wenn die See es bezaubert hätte. Da waren tausend Muscheln und Kinkhörner und fremde Pflanzen und andere Dinge, wie die Ebbe sie zurückließ; da hüpfte es so lustig ins Wasser und sprang mit beiden Füßchen zugleich über die kleinen Wellen, die von der See herangerollt kamen.

Aber die Frau sah das gar nicht gern, sie konnte nicht vergessen, daß die See ihr vor ein paar Jahren ihren Mann genommen hatte. „Kind," sagte sie fast jeden Morgen, „geh mir ja nicht weiter als bis in die Düne — die See ist falsch. Sie hat deinen Vater verschlungen. Bleib doch weg von dem bösen, bösen Wasser!"

Aber sie hatte nicht Zeit, immerzu auf ihr Kind aufzupassen, und eines Mittags, als sie das Essen schon auf dem Tisch hatte, kam das Mädchen nicht; sie wartete und wartete, es blieb aus. Da wurde sie unruhig und suchte es überall, lief meilenweit die Dünen ab, fragte alle Fischer, die ihr begegneten — alles war umsonst.

Als es Abend wurde und die Sonne hinter dem großen Wasser unterging, kehrte die Frau ganz verzweifelt wieder nach ihrem Häuschen zurück. Die Wellen gingen hoch, fast bis an die Düne, da kam von der See her ein wunderbarer Gesang. Die Frau blieb stehen und sah eine Meerminne, mit langen Haaren voll

Wasserblumen, wie die Frau sie noch nie gesehen hatte. Das Meerweib tauchte bis an die Hüften aus dem Wasser auf und sang:

> Ein Wasser-Dach, ein Palast von Kristall,
> Da spielen meine Liebchen allzumal . . . .
> Fischer, wirf deine Netze aus....
> Der Walfisch kommt und sucht seinen Schmaus.

Als die Fischersfrau das von dem Palast und den Liebchen hörte, fiel ihr ein: unter denen könnte dein Kind auch sein. Sie fiel auf die Knie nieder und flehte die Meerfrau an, ihr zu sagen, ob sie nicht irgendwo das kleine Mädchen gesehen hätte, das da alle Tage auf dem Strande spielte. „Ganz genau weiß ich, wo das Kind ist," sagte die Meerminne. „Auf dem Grund von dem tiefen Wasser in meinem kristallenen Schloß, und ist so gesund wie ein Fischchen und spielt wunderschöne Spiele mit meinen andern Lieblingen."

Da weinte die Mutter noch mehr und fing an zu bitten, sie möchte ihr doch ihr einziges Kind zurückgeben. Aber die Meerfrau sprach: „Ich habe wohl Mitleid mit dir, aber die See darf kein Menschenleben, das sie einmal genommen hat, an die Erde zurückgeben, nie und nimmer. Nur einmal hinunterlassen in mein Wasserschloß kann ich dich, daß du dein Mädchen noch einmal siehst. Aber hast du auch den Mut, mir zu folgen, hundert Stunden weit übers Wasser dort nach dem Rand im Westen, und dann mit mir niederzutauchen, wo die See am tiefsten ist, hundert Stunden tief?" — „Ja, das getrau ich mir wohl," antwortete die Frau; „ich bin bereit, Euch zu folgen."

Da kam das Seeweib bis an den Rand von der Düne, ließ die Witwe auf ihren Schuppenschwanz niedersitzen und fuhr übers Wasser dahin, viel schneller als das schnellste Schiff. Und die dunkle Nacht war schon über der ganzen endlosen See, und immer noch ging es fort, fort nach Westen. Endlich sahen sie aus der Tiefe ein wunderhelles Licht aufstrahlen. „Hier ist es," sagte die Meerminne. „Nun hol noch einmal Atem, so tief du kannst, und dann fasse Mut! Jetzt steigen wir hinab." Und das ging viel

schneller als die Seereise; in wenigen Augenblicken waren sie in dem herrlichsten Palast, wovon je ein Mensch hat träumen können. Es war so wie das Seeweib gesungen hatte:

„Das Dach war von Wasser, die Mauern Kristall“

und ein himmlisches goldenes Licht strahlte davon aus und leuchtete viele Stunden weit. Die arme Mutter hatte aber keine Augen für all die Pracht. Sie dachte nur an ihr Kind und sah sich überall danach um. Aber nein, da war keine lebende Seele zu sehen. Da brachte die Meerminne sie in einen großen Saal mit silbernem Estrich und führte sie bis an eine schöne gläserne Tür, dadurch sahen sie eine ganze Menge Kinder, Mädchen und Jungen, lustig springen und spielen.

Hindurchgucken durfte da die Mutter soviel sie wollte, aber hineingehen war ihr verboten. Zuerst konnte sie ihr Kind gar nicht herausfinden, aber endlich, als sie alle Kinder genau ansah, entdeckte sie es mitten in einem Trupp lachender Mädchen. Es hatte Backen wie ein Borsdorfer Äpfelchen und war so lustig wie irgendeins. Nun war die Mutter überglücklich. Sie bat die Meerminne, sie möchte ihr doch erlauben, in dem Schloß zu bleiben, da sie dann doch nahe bei ihrem Kinde wäre, und die Meerfrau war's zufrieden. Nun konnte die Mutter jeden Tag durch die gläserne Tür schauen, soviel sie wollte; und sie konnte sich nie satt sehen.

Und jeden Tag fiel sie vor der Meerminne auf die Knie und bat und flehte, sie möchte sie doch mit ihrem Kinde nach Hause ziehen lassen, aber die Meerminne sagte nein und blieb dabei. Doch endlich konnte sie den Tränen der Mutter nicht mehr widerstehen und sie sagte: „Ich will dir dein Kind zurückgeben, aber erst mußt du noch eine Bedingung erfüllen.“ — „O, fordere was du willst,“ sagte die Mutter, „alles was in meinen Kräften steht, will ich gerne tun.“

„Du sollst mir,“ sagte die Meerminne, „einen Mantel weben von deinem eigenen Haar. Hier ist ein Töpfchen mit Fett, davon wird dein Haar schnell und stark wieder wachsen.“

Die Mutter begann sogleich zu werken und zu weben, und arbeitete Tag und Nacht, ohne einen einzigen Augenblick zu verlieren,

aber als sie all ihr Haar bis an die Wurzel abgeschnitten und verwebt hatte, da war der Mantel erst halb fertig. Was sollte sie nun anfangen? Aber vielleicht, dachte sie, gibt sich die Meerfrau mit dem halben zufrieden. Doch all ihr Flehen und Bitten half nichts, die Meerminne hatte immer nur die eine Antwort: „Es bleibt bei dem, was ich einmal gesagt habe, ich muß den ganzen Mantel haben.“

Halb von Sinnen ging die Mutter zurück nach ihrer Kammer und mußte nun warten und warten, bis daß ihr Haar wieder lang genug war, und rieb es jeden Abend und Morgen mit Fett ein und sah immer wieder in den Spiegel.

Jahr um Jahr harrte sie und webte sie — endlich war der Wundermantel fertig bis zum letzten Saume; die Frau sprang auf und lief damit zur Meerminne. Die prüfte das Werk und lobte und bewunderte es, während der Frau das Herz klopfte, als wollte es ihr die Brust sprengen — und „nun komm“, sprach sie; sie gingen zur gläsernen Tür, die wurde aufgetan und heraus trat das Töchterchen, das war inzwischen zu einem großen schönen Mädchen herangewachsen. Die Glückseligkeit der Mutter läßt sich nicht mit Worten beschreiben.

Nun ließ die Meerfrau eine prächtige Kutsche kommen, spannte zwei andere Meerminnen davor und fuhr die Mutter mit ihrem Kinde über das große Wasser wieder nach Hause.

Der Stinkkäfer



Vor langer, langer Zeit lebte ein armer Knabe, der eine gar böse Stiefmutter hatte. Sie war so herbe, daß er ihr nichts recht machen konnte und alle Tage Schelte und Schläge bekam. Einmal gab sie dem Kinde einen großen Korb und sprach: „Mach dich gleich hinaus, du kleiner Darm, und klaube Moosbeeren, und bringst

du den Korb nicht voll zurück, so sollst Schläge bekommen, daß dir die Rippen krachen." —

Der arme Bursche nahm den Korb und lief weinend in den Wald hinaus, denn er sah wohl, wenn er zehn Hände statt einer hätte, so viele Moosbeeren könnt er nicht pflücken, und fürchtete sich vor den gedrohten Schlägen gar sehr. Im Walde kroch er von einer Staude zur andern und pflückte nach Leibeskräften. Allein er sah nur immer deutlicher, daß er den Korb nicht werde vollkriegen können. Er hatte schon einige Stunden gearbeitet und die Sonne brannte heiß. Da fing er an, schläfrig zu werden vor lauter Hunger und Müdigkeit. Er sank ermattet in das Moos und fing an zu schlafen, daß es eine Lust war. Die Sonne wollte schon Abschied nehmen, als der Knabe seine Augen aufschlug und mit Schrecken sah, daß es schon Abend sei. Noch viel größer war aber sein Schrecken, als ein winziges Männlein in einem grünen Röcklein vor ihm stand und ihm mit kleinen stechenden Augen fest und steif ins Gesicht schaute. Als der Zwerg sah, wie der Knabe so erschrocken war, redete er ihm freundlich zu und fragte ihn, was er hier mache.

„Ja, ich muß hier Moosbeeren klauben, den ganzen Korb voll," stotterte der Knabe, „und wenn er nicht voll wird, bekomme ich Schläge, denn die Mutter ist gar so herb mit mir." „Sei ruhig," sprach das Männlein, und fing an, Moosbeeren zu pflücken, daß der Korb im Augenblick voll war. Dann gab er dem Knaben ein Schächtelchen mit den Worten: „Du bist ein braver Bub; bleibe so und es soll dir nichts Übles zustoßen. Nimm das Schächtelchen, doch öffne es erst in der größten Not, wenn du sonst keinen Ausweg mehr siehst; und es wird dir geholfen werden." Der Knabe versprach es dem alten Männlein, griff freudig nach dem Schächtelchen und dankte dafür, wie brave Kinder es tun. Kaum war dies geschehen, so war das Waldmännlein auch verschwunden. Der arme Bursche steckte das Schächtelchen behutsam ein, nahm den vollen Korb auf den Rücken und wanderte froher als je seiner väterlichen Hütte zu, denn er hatte ja einen Helfer in seiner Tasche. Als er müde und schweißtriefend heimkam, stand seine böse Stiefmutter schon

auf der Türschwelle und wollte grad losschimpfen. Wie sie aber den vollen Korb sah, bekam sie Respekt vor dem Buben und machte zum sauren Spiele ein süßes Gesicht. Seit diesem Tage quälte sie ihn nicht mehr so sehr und gab ihm oft freundliche Worte. Aber sie haßte das Kind doch wie früher, und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, es loszuwerden. Doch einstweilen hatt' es nun glückliche Tage und sah wohl oft, wenn es allein war, das Schächtelchen an, öffnete es aber nie, denn das hatte es ja dem Männchen versprochen, und Hilfe war ihm auch gerade nicht nötig. So ging es einige Wochen. Da kam einmal ein unbekannter Mann ins Dorf, der hatte ein wunderliches Pfeiflein. Wenn er damit pfiff, mußten ihm alle Kinder, die nicht gesegnet waren, nachlaufen, und niemand konnte sie mehr von ihm los kriegen. Wie der Hans das Pfeiflein hörte, schoß es ihm auch in die Füße, daß er mitlaufen mußte, denn die böse Mutter hatte ihn absichtlich nie gesegnet. Der Mann ging pfeifend voraus, ein großer, großer Haufen ungesegneter Kinder folgte ihm. Der Zug ging durch das Dorf dem Walde zu, wo ein kahler, grauer Berg aufragte. Als sie davor angekommen waren, tat der Mann einen lauten Pfiff, und der hohle Berg öffnete sich. Die Kinder mußten in den finsteren Schacht hinein, und hinter ihnen schloß sich polternd die Öffnung des Felsens. Da hättest du die armen Kinder sehen sollen! — Von aller Welt verlassen standen sie im stockfinstern Berggewölbe, wohin nie ein Sonnenstrahl drang, und wußten nicht, was mit ihnen geschehen werde. Sie weinten und jammerten, daß es ein steinernes Herz hätte rühren mögen; alles war umsonst.

So ging es drei Tage und drei Nächte, und Hansel weinte und klagte mit den übrigen Kindern. Am vierten Tage fiel ihm endlich ein, daß er ja das Schächtelchen noch ungeöffnet bei sich habe und daß ihm dies vielleicht helfen könne. Gedacht, getan! — Mit der größten Vorsicht nahm er das Geschenk des Zwergleins aus seinem Sacke und öffnete es behutsam. Wie enttäuscht war er aber: es kroch bloß ein ganz gewöhnlicher Stinkkäfer daraus hervor, der endlich summend und brummend aufflog und bald da, bald dort surrend anprallte. So war er längere Zeit herum-

gesurrt, als er sich auf den Boden niederließ, die Erde aufwühlte und endlich ein kleines, kleines Schlüsselchen fand, das er dem Hansel brachte. Der war darüber nicht wenig erfreut, nahm das Schlüsselchen und tastete an allen Ecken und Wänden herum, um ein Schlüsselloch zu finden. Er hatte wohl schon lange herumgesucht, als er endlich ein kleinwinziges Schlößlein fand, in das der Schlüssel gerade paßte. Er steckte ihn an, rieb ihn um und es sprang eine Pforte auf, die keins von ihnen bisher bemerkt hatte. Welche Freude hatten da die armen Kinder, als das goldene Tageslicht in den hohlen Berg fiel und sie einen Ausgang sahen! Fröhlich eilten sie der Türe zu und in das Freie. Da kamen sie in eine ganz fremde Gegend, aber wunderschön war es da, fette Wiesen und kühle, schattige Wälder mit riesigen Eichen und Buchen, und zwischendurch rieselten und murmelten spiegelklare Bächlein. Die herrlichsten bunten Blumen leuchteten ihnen da entgegen und die prachtvollsten Schmetterlinge flatterten darüber. Die Kinder kannten nun kein Ende der Freude, und das eine lief dahin und das andere dorthin. Hansl, der seinen Stinkkäfer wieder in das Schächtelchen gesteckt hatte, ging allein auf einem Steige fort, der sich durch ein Wäldchen schlängelte, und dachte nach, was er nun anfangen sollte, denn er hatte gar wenig Lust, wieder nach Hause zurückzukehren. Als er eine gute Strecke gegangen war, sah er plötzlich ein großes, prächtiges Schloß vor sich stehen. Es ragte mit seinen Türmen hoch über die riesigen Bäume empor, die es umgaben. Um das Gebäude zog sich ein herrlicher Garten mit stolzen Bäumen, glühenden Blumen und rauschenden Springbrunnen. Hansl konnte sich lange nicht an all dieser Pracht und Herrlichkeit satt sehen. Als er alles lange Zeit angegafft hatte, dachte er sich, ich muß doch schauen, wie es drinnen ausschaut. Er suchte nun einen Eingang, aber all sein Suchen war vergebens, denn nirgends fand er eine Türe oder ein Gitter. Er ging noch einmal um das Schloß herum und konnte gar nicht begreifen, wie man ein Haus ohne Ein- und Ausgang bauen konnte. Wie er so dastand und schaute, hörte er plötzlich eine Stimme rufen: „Wenn du den Schlüssel findest, gehört dir Schloß und Hof."

Da war der Junge nicht verlegen und nahm sein Schächtelchen aus dem Sack. Der Käfer wurde losgelassen, und das kluge Tierlein flog und surrte herum, bis es sich endlich auf dem Boden niederließ, die Erde aufgrub und dort einen goldenen Schlüssel fand. Hansl war über diesen Fund nicht wenig erfreut, und suchte nun am Turme hin und her, bis er das Schlüsselloch sah. Da steckte er lustig den Schlüssel an, rieb ihn um, und in einem Nu war das Tor offen. Da hättest du dabei sein und alle die Pracht und Herrlichkeit im Schlosse sehen sollen! Und da gabs einen Jubel und Freude, daß dem Hansl Sehen und Hören darob verging. Als er so dastand und vor Staunen nicht zu sich kommen konnte, kam ein alter König auf ihn zu und führte eine wunderschöne Prinzeß an seiner Hand. Der alte König umarmte den Hansl und dankte ihm für seine Erlösung, und die seiner Tochter und seiner Leute. Dann bot er ihm seine Tochter zur Frau und das reiche Königreich zur Erbschaft an. Da besann sich Hansl nicht lange, ging den Handel ein und es wurde noch an demselben Tage Hochzeit gehalten. Der König war aber kein anderer als der Stinkkäfer, in den war er von einer bösen Hexe verwandelt worden.

Donner, Blitz und Wetter



Es war einmal ein alter König, der hatte einen Sohn und drei Töchter. Als er fühlte, daß er bald sterben würde, rief er seinen Sohn zu sich und sagte, daß die Töchter erst sechs Jahre nach seinem Tode heiraten sollten. Der Sohn aber mußte ihm versprechen, dafür zu sorgen, daß dieser sein letzter Wille genau vollzogen werde. Das versprach ihm der Sohn denn auch. Und als später nach dem Tode des Königs viele Prinzen kamen und die schönen Prinzessinnen heiraten wollten, gab es der junge König nicht

zu und sagte, sie müßten warten, bis die sechs Jahre herum seien.
Drei Jahre waren schon vergangen, und mancher Prinz war abgewiesen, da kamen eines Tags drei vornehme Brüder, von denen hieß der eine Donner, der andere Blitz und der dritte Wetter, und bewarben sich um die drei Schwestern. Sie bekamen dieselbe Antwort wie die früheren Freier; aber sie blieben doch in der Nähe des Schlosses wohnen und gaben sich Mühe, daß sie so oft als möglich die schönen Prinzessinnen zu sehen kriegten.
Eines Tages aber, als der König eben verreist war, da drangen die drei Brüder ins Schloß, nahmen jeder eine der Schwestern, und dann gings zu Pferde und fort durch Felder und Wälder, daß niemand wußte, wo sie geblieben waren. Der König aber war ganz untröstlich, als er heimkam und seine drei Schwestern nicht mehr da fand. Er machte sich sogleich auf den Weg und dachte: ich muß sie wiederfinden und sollte ich gehen bis ans Ende der Welt.
Nach langer Zeit kam er endlich in einen großen Wald und ging immer weiter fort und sah sich überall nach seinen Schwestern um; konnte aber nirgends auch nur die geringste Spur von ihnen entdecken. — Auf einmal kam er an ein schönes Schloß mitten im Walde, und wie er darauf zuging, rief ihm aus dem Fenster eine Stimme entgegen: „O Bruder! zu einer unglücklichen Stunde bist du ausgezogen und hierher gekommen! Mach, daß du fortkommst. Es wohnt hier der Blitz, und der ist mein Mann. Wenn er heimkommt und dich findet, wird er dich umbringen."
Und wie der König diese Worte hörte und genau hinsah, erkannte er seine älteste Schwester. Da freute er sich unbeschreiblich und wollte nicht fort von ihr, sie mochte ihm noch so viel zureden. Während die beiden nun so miteinander sprachen und sich erzählten, wie es ihnen seit der Trennung ergangen war, kam Blitz nach Hause, begrüßte aber den König freundlich und lud ihn ein, da zu bleiben, so lange es ihm gefiele. Das tat der König denn auch gern, seiner Schwester zuliebe.
Nun suchte der Blitz den König zu unterhalten und mit allerlei Spielen ihm die Zeit zu vertreiben. Gewöhnlich kegelten sie miteinander. Die Kegelbahn aber war eine Stunde lang; dabei hatte die Kugel die merkwürdige Eigenschaft, daß sie immer von selbst wieder zurückkam, und dazu brauchte sie jedesmal zwei volle Stunden. Der König konnte sich nicht genug darüber wundern, zumal der Blitz so heftig warf, daß die Kugel weit über das Ziel hinaus ging und tief in einen Felsen drang und dennoch immer wieder zurückrollte.

Nach acht Tagen reiste der König weiter, um seine andern beiden Schwestern aufzusuchen. Er ging immer geraden Wegs in dem Walde fort und kam endlich an ein Schloß, da rief ihm aus dem Fenster eine Stimme zu: „O Bruder, zu einer unglücklichen Stunde bist du ausgezogen und hierher gekommen! Mach, daß du fortkommst! Es wohnt hier der Donner, und der ist mein Mann; wenn er dich hier fände, würde er dich gewiß umbringen." Aber der König ließ sich nicht irre machen, er freute sich zu sehr, daß er auch sein zweites Schwesterlein wieder gefunden hatte, und blieb da. Als nun der Donner heimkam und den Bruder seiner Frau erblickte, war er freundlich gegen ihn und tat ihm kein Leid an, er bat ihn vielmehr, daß er eine Weile da bleiben und sich vergnügen möchte. Dann führte er ihn auf seine Kegelbahn, die war ebenso lang wie die seines Bruders, und die Kugel kam auch bei jedem Wurfe wieder zurück und brauchte dazu immer zwei volle Stunden.
Der König blieb wieder acht Tage lang bei seinem Schwager Donner, dann zog er weiter, um seine dritte Schwester zu suchen.
Er kam nach einigen Tagen in demselben Walde an ein drittes Schloß, daraus rief ihm von ferne eine Stimme entgegen: „O Bruder! zu einer unglücklichen Stunde bist du ausgezogen und hierher gekommen. Rette dich, so gut du kannst! Dies Schloß gehört meinem Mann, der heißt Wetter. Wenn der dich hier fände, so würde er dich umbringen." Der König aber beruhigte seine Schwester und blieb getrost bei ihr, bis ihr Gemahl kam; der freute sich ebenfalls über den Besuch des Königs und machte ihm den Aufenthalt so angenehm wie möglich, und weil er selbst die Jagd über alles liebte, so lud er den König ein, ihn zu begleiten. Das tat denn der König auch gern.

Als sie nun eines Tages im Walde jagten, erblickte der König plötzlich einen Hirsch, der war so wunderschön, wie er noch nie einen gesehen zu haben meinte; deshalb gab er sich alle Mühe, ihn zu erlegen. Allein der Hirsch schien ihn ordentlich zu necken. Er ließ den König immer ganz nahe herankommen, und wenn der dann den Pfeil abschoß, so sah er den Hirsch alsbald in der Ferne ganz munter weiter spazieren, und das ging mehrere Stunden lang so fort, und der König merkte nicht, daß er seinen Jagdgefährten schon lange verloren hatte. Plötzlich war auch der Hirsch verschwunden, und der König wußte nicht, wo aus noch ein, bis er endlich auf einen großen freien Wiesengrund kam und dort einen Schäfer fand, der eine Herde Schafe hütete. Bei dem erkundigte er sich nach dem Wege und hörte, wie weit er sich verirrt hatte. Und als er dem Schäfer die Geschichte mit dem Hirsch erzählte, sagte der: „Das war kein gewöhnlicher Hirsch, das war Wetter, Euer Schwager, der hatte diese Gestalt angenommen, um Euch zu täuschen und irrezuführen."
Der König gedachte nun heimzugehen und ein großes Kriegsheer zu sammeln und dann seine Schwestern zu befreien. Der Schäfer aber beschrieb ihm den Weg in sein Land und zeigte ihm dabei einen Wald, durch den er müßte, und fuhr fort: „Der gehört aber dem Wolfskönig; so wie Ihr den Saum des Waldes betretet, müßt Ihr rufen und sagen: Wolfskönig, ich bringe dir da ein Schaf! — sonst werdet Ihr von den wilden Tieren zerrissen."
Darauf schenkte der Schäfer dem König ein Schaf, und nun machte sich der auf nach dem Wolfskönigswalde. Er tat alles so, wie es ihm der Schäfer geraten hatte. Da kam der Wolfskönig und war sehr erfreut, daß er gleich ein Schaf bekam, bedankte sich freundlich und sagte: „Geh nur ohne Furcht durch den Wald, und wenn dir je ein Unfall zustößt und du einer Hilfe bedarfst, so denke nur an mich, dann werde ich gleich bei dir sein."
Das merkte sich der König und zog wohlgemut weiter, und wie er nun so in dem Walde des Wolfskönigs fortging, kam er an einen See, da lag ein schöner roter Fisch auf trockener Erde und schlug mit dem Schwanze. Der König nahm ihn voll Mitleid und setzte ihn wieder ins Wasser, da bedankte sich der Fisch und

sprach: „Wenn du einmal in Not bist, so denke nur an den Fischkönig; dann werde ich gleich zu deiner Hilfe bereit sein."
Der König setzte dann ungehindert seine Reise fort. Da sah er am andern Tage vor seinen Füßen eine Hornis liegen, die konnte sich nicht allein in die Luft erheben, und weil er ein gutes Herz hatte, hob er sie auf und ließ sie fliegen. Ehe sie aber fortflog, sagte sie ihm noch: „Ich bin der Horniskönig! Wenn du je einmal in Not bist, so denke nur an mich, dann werde ich gleich zu deiner Hilfe bereit sein."
Nach einigen weiteren Tagen erreichte der König endlich den Ausgang des Waldes; er kam auf eine Wiese und fand dort eine Hütte und darin ein altes Mütterchen, das nahm ihn freundlich auf, und weil er müd und hungrig war, so blieb er da, um sich zu erholen. Die alte Frau war aber eine Zauberin und war die Mutter von den drei Söhnen Donner, Blitz und Wetter; die kamen in der Nacht zu ihr. Und weil sie meinten, daß der König schon fest schliefe, so sprachen sie in dem Nebenzimmer ganz laut miteinander, und der König hörte alles, was sie da redeten. Da sagte denn das alte Mütterchen: „Wenn wir dem König nicht eine Arbeit aufgeben, die er nicht ausführen kann, so ist es um uns und unsere Herrschaft geschehen." Dann war noch weiter die Rede davon, daß der König in den nächsten Nächten ihre Pferde hüten solle, und sie bat ihre Söhne: „Versteckt euch aber im Wolfswalde nur recht, daß niemand euch finden kann, denn sonst ist es aus mit uns."
Das alles hatte sich der König wohl gemerkt.
Und als nun das alte Mütterchen am andern Morgen zu ihm sagte, für das Nachtquartier, das sie ihm gegeben, müsse er in den nächsten drei Nächten ihre Pferde hüten, so sagte der König: ja, das wolle er wohl tun, und blieb da und bekam am Abend drei prächtige Pferde, die sollte er auf der Wiese weiden lassen. „Sieh aber wohl zu, daß dir keins verloren geht!" sagte das alte Mütterchen, und der König meinte, er wolle wohl achtgeben, trieb die Pferde auf die Wiese und wandte kein Auge von ihnen ab.
So weideten die Pferde einige Stunden lang ganz ruhig, und der König blieb immer dicht bei ihnen; aber auf einmal waren

alle drei verschwunden und nirgends mehr zu sehen noch zu hören. „Wie wird dir's gehen?“ dachte der König und suchte die Pferde überall, bis der Tag anbrach. Da überfiel ihn eine große Angst und er seufzte: „Wenn jetzt nur der Wolfskönig da wäre und dir helfen könnte.“ Kaum hatte er das Wort gesagt, so stand der Wolfskönig auch schon da und fragte ihn, was er wünsche. Der König klagte ihm seine Not; der Wolfskönig aber beruhigte ihn und ging fort und sandte sechstausend Diener aus, die mußten den ganzen Wolfswald durchlaufen und durchsuchen; fanden aber die Pferde nicht und kamen leer wieder heim. Darauf schickte der Wolfskönig zwölftausend Diener aus und befahl ihnen streng, daß sie die Pferde finden müßten und nicht ohne sie wieder heimkommen dürften. Und da dauerte es auch nicht lange, da fanden sie tief in einer Felsenhöhle die drei Pferde und brachten sie ihrem Herrn, und der führte sie dem Könige zu. Das alte Mütterchen aber staunte nicht wenig, als der König ihr die Pferde wieder brachte; dann legte er sich in sein Bett, um ein wenig auszuruhen, und hörte alsbald, wie die Frau mit ihren Söhnen zankte, daß sie sich nicht besser versteckt hätten; denn die drei Pferde waren eben ihre drei Söhne Donner, Blitz und Wetter, die sich in diese Tiere verwandelt hatten. Die Söhne aber sagten: „Hätte der Wolfskönig nicht zwölftausend Diener ausgeschickt, so hätte uns gewiß niemand gefunden.“ Dann sagte die Mutter: „So versteckt euch in der folgenden Nacht tief im Wasser, da können die Boten des Wolfskönigs euch nicht suchen.“ Am Abend bekam der König wieder die drei Pferde, und das Mütterchen sagte, daß er ja keins verlieren möchte, und der König meinte, er wolle wohl achtgeben und die Pferde wieder heimbringen.
Da ging es ihm aber gerade so wie in der ersten Nacht. Ein paar Stunden lang weideten die Pferde, und er hatte sie beständig vor Augen, dann aber waren sie plötzlich wie der Blitz verschwunden. Der König aber blieb ganz ruhig und dachte: der Fischkönig wird dir wohl helfen, und kaum hatte er dies still gedacht, so war der Fischkönig auch schon da und fragte ihn, was er wünsche. Nachdem der König es ihm gesagt, entbot der Fischkönig alle Fische, die mußten alle Gewässer durchschwimmen und

durchsuchen, und fanden auch am Ende tief auf dem Grunde des Meeres unter einem gewaltigen Steine die drei Pferde und brachten sie dem Fischkönig, der übergab sie dem König, der sie hatte hüten müssen und sie nun wohlgemut dem alten Mütterchen zuführte.
Der König legte sich dann wieder ins Bett, um auszuruhen, und hörte, wie die Mutter ihre Söhne schalt, daß sie sich nicht besser verborgen hätten; sie aber sagten: „Der Fischkönig hat ihm geholfen.“ — „So versteckt euch in der nächsten Nacht hoch in den Wolken,“ sagte die Mutter, „denn dahin kann der Fischkönig nicht kommen. Ich bitte euch aber, laßt euch diesmal nicht finden, denn sonst hat unsere Macht ein Ende.“
Der König, der alle diese Reden wohl vernommen hatte, bekam am Abend wieder die drei Pferde zu hüten und trieb sie auf die Wiese und sah ihnen mehrere Stunden lang zu, wie sie fraßen; aber auf einmal waren sie wieder spurlos verschwunden. Nun wußte der König schon, wo sie zu suchen waren, und dachte: da wird dir der Horniskönig wohl aushelfen können, und kaum hatte er dies gedacht, so war der Horniskönig auch schon da und fragte, wie er ihm dienen könne. Und als er erfuhr, daß der König drei Pferde vermisse, so befahl er allen Hornissen, sie sollten die Luft durchstreifen und alle Wolken durchsuchen, bis sie die drei Pferde fänden. Das taten sie auch; und nachdem sie lange vergeblich umhergeschwärmt waren, fanden sie endlich hoch oben in einer dichten Wolke die drei Rosse und brachten sie ihrem Herrn und Meister, und der übergab sie dem Könige. Als dieser sie heimführte und dem alten Mütterchen auslieferte, wurde sie sehr traurig und sagte: „Zum Lohn für deine Dienste will ich dir da ein anderes merkwürdiges Pferd schenken, auf dem du heimreiten kannst.“ Dies Pferd, das die alte Frau ihm zeigte, hatte vier Köpfe und war ein hölzernes Bildwerk, die Köpfe aber stellten eigentlich ihre drei Söhne vor, und der ihrige war der vierte.
Wie der König nun das seltsame Gebilde betrachtete, so rief ihm eine Stimme vom Himmel zu: „Nimm das Schwert, welches das eine Pferd im Munde hält, und haue dem Zaubertiere die vier Köpfe ab, so werden deine Schwestern erlöst sein.“ Das tat

denn der König auch auf der Stelle, und so wie er den letzten Kopf abgeschlagen hatte, stand ein wirkliches wunderschönes Pferd da, das bestieg er und ritt eilig zurück zu seinen Schwestern. Da war die Freude groß; alle waren frei und sahen und hörten nichts mehr von den drei Brüdern, die sie entführt hatten. Der König aber nahm unermeßliche Schätze aus den drei Schlössern mit in seine Heimat, also, daß er der reichste König in der Welt wurde, und behielt seine drei Schwestern bei sich bis an ihr Ende.

Der Glasbrunnen



Vor vielen hundert Jahren lebte auf einem Schlosse eine Jungfrau, die war so schön, man konnte auf der Welt nichts Schöneres sehn. Dabei aber hatte sie ein hochmütiges Herz, und alle Freier, die auf das Schloß kamen, wies sie mit spitzigen Worten ab; und wenn es die reichsten Grafensöhne waren, so wurden sie doch nur eine Zeitlang zum Besten gehalten und dann unter Hohn und Spott verabschiedet wie die andern, auf Nimmerwiedersehen. Das ging nun so, so lang es ging. Eines Tages kam ein Jüngling, der gefiel ihr heimlich über die Maßen wohl. Sie war aber zu stolz, als daß sie es gestanden hätte; und so ließ sie ihn Geschenke auf Geschenke, eines prächtiger und reicher als das andere, auf das Schloß bringen und hatte jedesmal eine Ausrede, so oft er sie bat, daß sie jetzt seine Braut werden möchte. An einem Abend saßen die beiden beisammen im Walde nahe bei einer Quelle, die tief aus einem moosigen Felsen heraussprudelte. Da sagte sie zu ihm: „Ich weiß, Ihr könnt mir keinen Fürstenthron zum Brautschatz schenken; aber seht hier das häßliche Dorngebüsch, es verdeckt mir die Quelle. Schafft es fort und setzt an seine Stelle ein Wasserbecken von Edelsteinen, die so rein sind wie Glas und so lauter wie das Wasser, das darin fließt. Dann will ich Eure Braut sein".

Nun aber war die Mutter des Jünglings eine Zauberin; und als er ihr noch am gleichen Tage erzählte, was die Jungfrau auf dem Schlosse verlangte, da schuf sie über Nacht ein Brunnenbecken in dem Wald, das überstrahlte in Blau und Gelb und Karmesin alle Blumen. Des andern Morgens sagte die Jungfrau zu dem Freier: „Etwas habt Ihr getan; es ist aber noch nicht alles, was ich verlangen kann. Zu dem Brunnenbecken gehört ein Garten; den müßt Ihr mir noch an die Stelle des Waldes setzen, sonst kann ich nicht Eure Braut sein." Das sagte er wiederum seiner Mutter; und als am Abend die Jungfrau an dem Brunnen saß, da sproßte es rings um sie her veilchenblau und rosenrot auf, und in einem Augenblick war der ganze Wald ein Garten; der Boden war mit Millionen Blumen übersäet und in den Büschen sangen und hüpften wilde und zahme Vögel, daß es eine Freude war. Der Jungfrau lachte bei diesem Anblick das Herz, und als nun der Jüngling herzukam, so wäre sie ihm beinahe um den Hals gefallen und seine Braut geworden; allein auf einmal fielen ihre Augen auf ihr Schloß, das sich nun gar alt und seltsam ausnahm neben dem prächtigen Garten mit dem funkelnden Glasbrunnen. Da sagte sie: „Der Garten gefällt mir; es ist aber noch nicht alles, was ich verlangen kann; an die Stelle des alten Schlosses müßt Ihr mir eins von Rubin und Perlen erbauen, sonst kann ich Eure Braut nicht sein." Als der Jüngling mit dieser Antwort wieder zu seiner Mutter kam, da wurde sie sehr zornig; im Augenblick war der schöne Garten verschwunden und das alte Waldgestrüpp wucherte wieder fort; nur der schimmernde Glasbrunnen blieb, und daran saß jetzt die Jungfrau alle Abend und wartete mit Sehnsucht auf den Jüngling; aber der blieb fort, nun kannte er das stolze Herz der Jungfrau; und wenn sie nicht gestorben ist, so sitzt sie immer noch dort und wartet.

Kännchen voll



Es war einmal eine arme Witwe, die hatte ihren letzten Groschen ausgegeben. Sie hatte sich dafür zu essen gekauft, und als sie das verzehrt hatte, da machte sie ihre Küche blank, wusch das einzige Kännchen, das sie noch hatte, und setzte es draußen vor die Tür in die Sonne zum Trocknen. Dann schloß sie die Untertür und darnach auch die Obertür und dachte: was soll nun aus mir werden?

Aber während sie so saß und sann, fing das Kännchen an zu rollen und rollte so lange fort, bis es zu einem Schlachter kam. Da stand gerade eine Frau, die hatte Suppenfleisch gekauft und hatte nichts mitgebracht, wo sie es hineintun konnte. Sie sah das leere Kännchen und sagte: „Das kommt ja wie gerufen für mein Fleisch.“ Aber sowie das Kännchen merkte, es war gefüllt, da rollte es weg. Und ehe man es fassen konnte, war es den Leuten schon aus den Augen, und rollte nach Haus zurück. Da bumste es an die Tür. Die Frau rief: „Wer ist da?“ — Das Kännchen antwortete: „Kännchen voll, fühl nur mal in mein Holle bolle Bäuchsken!“ Die Frau tat die Tür auf und — da fand sie das herrlichste Suppenfleisch!

Den andern Tag ging das ebenso. Als die Frau ihre Suppe gegessen und das Kännchen aufgewaschen hatte, setzte sie es wieder draußen vor die Tür zum Trocknen und tat die Tür zu, und das Kännchen fing nun wieder an zu rollen. Und rollte fort, bis es zu einem Krämer kam. Da war jemand, der Kaffee und Kandisklümpchen kaufte, und der Krämer tat es aus Versehen in das Kännchen. Das Kännchen rollte weg und machte schnell, daß es wieder nach Hause kam, und bumste gegen die Tür. „Wer ist da?“ — „Kännchen voll! fühl nur mal in mein Holle bolle Bäuchsken!“ Und wahrhaftig, da fand die Frau Kaffee und gleich den Zucker dazu! Den dritten Tag ging das Kännchen nach dem Gemüsemarkt und es dauerte nicht lange, da fühlte es wieder, daß es voll war. Da rollte es nach Haus und stieß gegen die Tür. „Wer ist da?“ rief die Frau. „Kännchen voll, fühl nur mal in mein Holle bolle Bäuchsken!“ Und da fand die Frau das Kännchen voll köstlicher grüner Bohnen.

Das war natürlich ganz herrlich für die arme Frau und konnte ihr wohl gefallen, und sie setzte den folgenden Tag das Kännchen wieder vor die Tür zum Trocknen. Und jawohl, es fing wieder an zu rollen, und rollte nach dem Kuhmarkt. Da war gerade ein Bauer, der hatte seine Kuh verkauft und wußte nicht recht, wohin er das Geld tun sollte. Wie er das Kännchen sah, dachte er: Halt, da kann ich es fein hinein tun, und tat es auch. Aber da rollte das Kännchen weg, wieder nach Haus und bums gegen die Tür. „Wer ist da?“ rief das Frauchen wieder. „Kännchen voll! fühl nur mal in mein Holle bolle Bäuchsken!“

Die Frau tat es, und wirklich, das Kännchen war voll Geld. Na da hättet ihr mal die Freude von der armen Frau sehen sollen! Aber dann dachte sie bei sich: Warum soll ich eigentlich bis morgen damit warten, das Kännchen auszuschicken, sicher will es noch ein Trachtchen holen. Und setzte es wieder hinaus. Und wahrhaftig, das Kännchen fing wieder an zu rollen, und wieder nach dem Markt. Da blieb es stehen und wartete, und der Zufall wollte es, daß gerade eine Kuh eine große Botschaft verrichtete über dem Kännchen. Kaum merkte dies das Kännchen, da rollte es nach Haus. „Wer ist da?“ rief die Frau. „Kännchen voll, fühl nur mal in mein Holle bolle Bäuchsken!“

Die Frau dachte: was mag es nur diesmal sein? und steckte gierig ihre Hand in das Kännchen. Wie sie aber merkte, was es war, wurde sie so giftig, daß sie das Kännchen auf die Straße warf, und da sprang es entzwei!

So war sie ihr Kännchen quitt, aber sie hatte nun Geld genug zum Leben, und wenn sie nicht gestorben ist, dann lebt sie heute noch.

Wisewittel



Es muß früher doch ganz anders gewesen sein als jetzt, da haben die Tiere noch sprechen können. Da war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne. Der älteste hatte eine Pelzmütze, der zweite eine Tasche voll Korn und der jüngste viel Flöhe. Der beste von ihnen war der älteste, der mochte besonders gern Tiere leiden; die beiden jüngsten taugten nichts, taten ihm Böses an, soviel sie nur konnten, und lauerten immer auf eine Gelegenheit, wie sie ihn ganz aus dem Wege räumen könnten.

Da kam eines Tags einmal ein großer Mottenschwarm zu dem Ältesten und sprach: „Wisewittel hat gesagt, du sollst die Motten in deinem Pelzpudel nagen lassen." Da sagte er: „Ja, kommt nur," und die Motten setzten sich in seine Pelzmütze und zernagten das ganze Fell. Als sie sich satt genagt hatten, sprachen sie: „Wisewittel wird es dir gedenken," und flogen fort. Zu dem zweiten Bruder kam ein Grillenschwarm und sprach: „Wisewittel hat gesagt, du sollst die Grillen an deinem Korn nagen lassen." Der aber antwortete: „Wollt ihr machen, daß ihr fortkommt!" Da sprachen die Grillen: „Wisewittel wird es dir gedenken!" und flogen fort.

Zu dem Jüngsten kam eine Schar von Flöhen, die sprachen: „Wisewittel hat gesagt, du sollst die Flöhe an deinem Leibe nagen lassen!" Doch der Jüngste antwortete: „Verfluchte Beißbande, wollt ihr machen, daß ihr fortkommt!" Da sprachen die Flöhe: „Wisewittel wird es dir gedenken!" und sprangen fort.

Eines Tages kamen die drei Brüder weit draußen auf einem einsamen Wege an einem großen Steine vorbei. Hier wollten die beiden jüngsten über den älteren herfallen und ihn totschlagen. Da kam plötzlich aus dem Steine ein kleiner Mann hervor, und ihm nach eine große, große Menge Grillen und Flöhe. Die Grillen fielen über den zweiten Bruder her und jagten ihn nach

Osten, und die Flöhe machten sich über den jüngsten her und jagten ihn nach Westen. Der älteste aber stand noch da und sah sich um, da war das Männlein auch fort; an der Stelle aber, wo es gestanden hatte, fand er ein Ei. Das nahm er und schlug es entzwei, da stand auf einmal ein schönes Bauerngut da mit allem, was dazu gehört, und nun hatte alle Not ein Ende, und er war ein gemachter Mann.

Das Mädchen bei den Raubrittern



Das war in den Zeiten, als die Raubritter noch im Lande hausten, da saßen des Abends die Burschen und Mädchen in der Spinnstube zusammen und erzählten sich davon, wie schrecklich es die Kerle trieben, und wie es draußen im Walde so gefährlich wäre. Der eine wußte dies, der andere das; besonders bei einem alten Backofen, der da lag — Gott mag wissen, wie der dahin in die verrufene Gegend gekommen war, vielleicht hatte da einmal ein Bauernhof gestanden — da wollte man keinem raten hin zu gehen, denn da träfen sich die Räuber immer und brächten da ihren Raub hinein. „Ho", sagte eins von den Mädchen, „ich hab' keine Angst, ich ginge doch hin." Und als es die andern nicht glauben wollten, sprach es, zum Zeichen, daß es da gewesen wär', wollt' es sogar etwas von der Beute der Räuber aus dem Backofen mitbringen. Es machte sich auch sogleich auf und kam glücklich bis an den Backofen; da hörte es auf einmal Stimmen und Schritte. Rasch versteckte es sich im Gebüsch. Im nächsten Augenblick kamen ein paar Kerle mit Bündeln und Päckchen, zeigten einander, was sie erbeutet hatten, und sprachen: „Nur rasch erst mit dem Zeug hier herein, wir müssen noch den andern Bescheid sagen, wir wollen um 2 Uhr dem reichen Müller einen Besuch machen, heut nacht ist eine Gelegenheit wie noch nie." Als

sie fort waren, schlich sich das Mädchen an den Backofen und nahm das erste beste, was sie erreichte, es war eine Schachtel, ohne erst hineinzugucken, nahm sie die unter den Arm und dann fort, was haste, was gibste.
Unterdessen war den andern in der Spinnstube die Sache je länger je unheimlicher geworden, und zwei Burschen gingen hinaus vors Tor und dem Mädchen entgegen. Und das war ein Glück, denn als sie es trafen, kamen schon ein paar Kerle ihm nachgerannt. Da nahmen die beiden Burschen das Mädchen unter dem Arm, der eine rechts, der andere links, und rannten mit ihm nach Hause, wie wenn der Teufel hinter ihnen wär'. Aber die Räuber kamen immer näher; da bogen die drei ab nach einer kleinen Pforte in der Mauer; und gerade als sie zur Pforte hineinsprangen, waren auch die Räuber da und der eine schlug noch mit dem Säbel nach dem Mädchen; es hatte aber schöne dicke Haarflechten; davon schlug ihr der grad noch eine ab, dann waren die drei geborgen, und die Pforte wurde verschlossen. Als sie eben wieder zu Atem gekommen war, erzählte sie, was sie von dem Anschlag der Räuber auf die Mühle gehört hatte. Da wurde rasch alarmiert, und eine ganze bewaffnete Schar rückte aus nach der Mühle. Dort legten sie sich auf die Lauer, und als die Räuber kamen, fanden sie einen heißen Empfang; ein paar von ihnen standen nicht wieder auf, die andern rissen aus. Unterdessen hatte das Mädchen zu Hause die Schachtel aufgemacht, und was meint ihr wohl, was drin war: ein kostbarer Schmuck von Gold und Diamanten.
An einem der nächsten Sonntage war Tanz im Orte; alles junge Volk vom Städtchen war da und auch das Mädchen, das die Geschichte mit den Räubern erlebt hatte, und mit der wollten natürlich alle gern tanzen. Da war aber auch ein großer fremder Mensch in feinen Kleidern, ein flotter Tänzer, der war stets um das Mädchen herum und holte es sich immer wieder zum Tanz, tanzte immer wilder mit ihr und wollte sie zum Saale hinaustanzen. Da kamen aber die andern Burschen dazu, die waren schon ganz giftig auf ihn, und trennten das Paar und drängten ihn hinaus.

Seitdem war schon ein ganzes Jahr vergangen, da erschien eines Tages im Elternhause des Mädchens ein vornehmer Herr und hielt um sie an. Das Mädchen wollte erst nichts davon wissen; aber der Freier ließ sich nicht irremachen, er kam immer wieder, und da er mit dem Geld nur so um sich warf, redeten ihr zuletzt alle zu, sie sollte doch ja sagen. Da ließ sie sich überreden, und eines Tages kam der Bräutigam in einem schönen Wagen und fuhr mit ihr fort. Als sie aber unterwegs nicht auf der Landstraße blieben, sondern immer weiter in die Berge hineinfuhren, wurde es ihr ganz angst. Zuletzt kamen sie an eine Räuberburg, da wurden sie mit lautem Hallo empfangen. „Was machen wir nun mit ihr?" hieß es. „Sie soll bei lebendigem Leibe in einem Kessel mit Wasser gekocht werden!" schrie einer; „und das Wasser dazu soll sie selbst tragen," fügte ein anderer hinzu. Das wurde beschlossen, und sie mußte nun gleich zum Brunnen, der weit weg vom Herde lag; das war ein schwerer Weg, und das Herz wollte ihr dabei brechen. Da war aber noch eine Alte bei den Räubern, die sah das Mädchen voll Mitleid an, und es bat sie heimlich, sie möchte ihm doch zur Flucht verhelfen. Das Mütterchen aber sprach: „Das geht nicht; ich wüßte höchstens einen Rat. Wenn du das versuchen willst? Ich werfe dir einen Stock an den Brunnen, den steck in die Erde, dann zieh deinen Mantel aus, den hänge um den Stock und setz deinen Hut darauf und dann sieh zu, daß du in den Wald kommst. Ob's glückt, weiß ich nicht. Aber wenn sie dich auch wieder packen, schlimmer kann's dir nicht gehen, als es dir auch jetzt geht, wenn du hier bleibst." Sie befolgte den Rat der Alten und lief dann in den Wald hinein.
Unterdessen saßen die Räuber beim Wein: „Guck mal einer nach, was sie macht!" sprach der Hauptmann. „Sie steht am Brunnen," sagte einer der Räuber; „sie wird wohl stehen und weinen," sagte ein anderer. „Geh doch mal einer mit dem Knüppel hin und mach ihr Beine!" befahl der Hauptmann. Als nun ein Räuber hinkam, sah er, daß es bloß die Stange mit Mantel und Hut war. Da wurde der Hauptmann wütend, und alle sprangen auf und ihr nach. Das Mädchen war unterdessen an einen Graben gekommen, über den eine Brücke ging, da hörte sie die Räuber

hinter sich. Rasch kroch sie unter die Brücke und hielt sich da fest. Da kamen ein paar von den Räubern, suchten überall herum, einer stieß sogar mit seiner Lanze unter die Brücke und stach das Mädchen, das dort versteckt war, ins Bein. Aber es biß die Zähne zusammen und gab keinen Laut von sich. Da fanden die Kerle sie nicht und liefen weiter.

Das Mädchen kroch hervor, es konnte kaum mehr von der Stelle, aber die Angst trieb es weiter; die Kleider hingen ihr schon in Fetzen am Leibe herunter. Jetzt kam sie wieder auf einen Weg; da traf sie einen Fuhrmann, dem erzählte sie in aller Hast, sie wäre auf der Flucht vor den Räubern, er möchte sie doch um Gottes willen auf seinen Wagen lassen und im Stroh verstecken; und wenn einer käme, es doch ja nicht sagen, daß er sie auf dem Wagen hätte. Nicht lange danach kam der Räuberhauptmann angesetzt und fragte den Bauer, ob er kein Mädchen gesehen hätte. Der Bauer sagte „nein", und der Hauptmann jagte weiter; nach wenigen Minuten aber kam er zurück und fuhr den Bauern an, er hätte ihn ja belogen, sie wäre auf dem Wagen. „Wenn du's mir nicht glauben willst, so sieh doch selbst nach," antwortete der Fuhrmann. Der Hauptmann stieg vom Pferde und ging auf den Wagen; wie er aber das Mädchen hervorzerrte und vom Wagen werfen wollte, nahm der Bauer eine Hacke und schlug ihm von hinten auf den Kopf, daß er genug hatte und vom Wagen stürzte; er selber trieb aber seine Pferde mit der Peitsche an und jagte mit dem Mädchen bis ins nächste Dorf, und von da kam es dann glücklich in seine Heimat.

Die Eltern bekamen einen Todesschrecken, als sie ihr Kind so wieder sahen, dankten aber Gott, daß sie es wieder hatten, als sie hörten, was das für ein Bräutigam gewesen und wie es ihr ergangen war.

De Koenigin un de Pogg'



Dår was eis e Koenich un e Koenigin, de hadden sik seer leif, und dår müst de Koenich in de Krijch, un de Koenigin bleef ganz allein uppem Sloß mit eere Maachd, de was eer truu. All Daach schteech de Koenigin up de Torm un keek, of eer Mann nich boold truech kaim, awer dår was nix t'sein. Denn grijnt sei ümmer, un eer Maachd tröst eer denn. Weckmåls ging s'ok in de Gåre und ging sitte unner'm Plummeboom, de schtunn annem Fleit. Un as de Plumme rijp weere, schüdt sei sik weck vom Boom un aat s'. Darbij hadd se sik åwer eer Hännker schwart måkt un ging nam Fleit un wull se sik wasche. Doon füll eer de Ring int Wåter. Dår verfeert sei sik hartlich un sett sik up de Bänk un grijnt ümmer wech, denn sei bildt sik in, eer Mann weer nu dood.

Mit eis dår kaam een groot Pogg', dei keek eer an un saed: „Prinzessin mijn, wat weinst du?" Awer de Prinzessin huert dår går nich naa hen. Doon kroop hei eer up de Foot un saet noch eis: „Prinzessin mijn, wat weinst du?" — Doon keek s'up un saed: „Du oll grijs Pogg', wat sall ik dij dat sägge, du kaast mij doch nich helpe." — „So, weetst dat so nix?" sächt de Pogg', „ik weit man all, wat du weinst. Du hast ja dijne Ring verlåre!" Doon keek em de Prinzessin so an und saed: „Ach lieber Frosch, wenn du etwas davon weißt, hast du ihn auch gewiß gefunden und kannst ihn mir wiederbringen." — „Jå", saed de Pogg', „dat künn ik woll; awer du mutst mij wat dårfåer verschpreeke." „Ja alles, was du willst, gib mir nur den Ring," sächt de Koenigin. — „Wat du mij awer verschpreeke schast, dat is nich weenich: du sast mij too dijnem Mann neeme." Doon lacht de Koenigin un dacht: „De dumm Pogg', ik häd mij ook wat anners wünscht," un dann sächt s': „Ja, ja das will ich gern tun, aber gib mir auch den Ring!"

Doon maakt de Poog' plantsch int Water, un wech was e. Dat

duurt en gaud Wijl, un de Prinzessin dacht all, de Pogg' hädd eer wat våerläge: åwer dår kaam s'ant'kruupent, un hädd richtich de Ring im Muul. — „Kinner Lued," sächt de Prinzessin, naam de Ring un leip fix int Sloß. — De Pogg' reip åwer achter eer heer, hei wurr boold to eer kaame. Naa een paar Daage satt de Prinzessin in eer Schtoow un neeit faer eere Mann en sijden Hemd. Doon kloppt dat lijs nedden an de Dåer, un een Schtimm fängt an to singe:

> „Maak mij up dijn Dåerke,
> Schönste Prinzessin!"

„Ach," sächt de Prinzessin, „Magd, komm geschwind her, da ist gewiß der Frosch, von dem ich dir erzählt hab'. Geh und mach ihm die Türe auf." Doon fängt dat awer wedder an t' singen våer de Dåer:

> „Ach, nich de Maachd,
> Schönste Prinzessin!
> Weetst du woll, as du saitest
> An dem Fleite,
> Då du dijne Ring verlåre,
> Då du mij tom Mann erkåre,
> Schönste Prinzessin?"

Doon stunn de Prinzessin up un maakt em de Dåer up. As hei nu rin quappt was, sung he wedder loos:

> „Sett mij ok up dijn Schtåelke,
> Schönste Prinzessin!"

„Magd," saed doon de Prinzessin, „höre, was der Frosch verlangt. Aber er hat mir den Ring wiedergegeben, wir wollen ihm seinen Willen tun. Setze ihn auf den Stuhl!" Doon sung de Pogg':

> „Ach nich de Maachd,
> Schönste Prinzessin!
> Weetst du woll, as du saitest
> An dem Fleite,

> Då du dijne Ring verlåre,
> Då du mij tom Mann erkåre,
> Schönste Prinzessin?"

Doon treckt de Prinzessin sijden Händschken an und båert em richtig up den Schtoel. Awer de Pogg' de sung allwedder loos:

> „Gif mij ok wat to eeten,
> Schönste Prinzessin."

„Magd geh hin, hol' ihm Milch und Semmel," sächt sei dar. Åwer de Pogg' singt:

> „Ach nich de Maachd,
> Schönste Prinzessin!
> Weetst du woll, as du saitest
> An dem Fleite,
> Då du dijne Ring verlåre;
> Då du mij tom Mann erkåre,
> Schönste Prinzessin?"

Dår ging de Prinzessin hen un hålt em soet Melk un Schtuuten. As hei sik nu so recht dick freete hadd, sung e:

> „Wisch mij ok mijn Muelke;
> Schönste Prinzessin!

„Na," saed de Prinzessin, „dit paßt mij ok all. Maachd, nimm eis de Salwjett un wisch em dat Muul." Doon sung de Pogg' wedder:

> „Ach nich de Maachd,
> Schönste Prinzessin!
> Weetst du woll, as du saitest
> An dem Fleite,
> Då du dijne Ring verlåre,
> Då du mij tom Mann erkåre,
> Schönste Prinzessin?"

Un sei müst et wedder allein dooe. Nu sung de Pogg' åwer an to singe:

„Gif mij ok e Pußke,
Schönste Prinzessin!“

Doon beswijmt de Prinzessin bijna un sächt: „Magd, das mußt du tun, das kann ich nicht!“ Åwer de Pogg' keek eer so bedroeft an un hadd twei groot Traane in de Ooge un sung ganz lijske:

Ach nich de Maachd,
Schönste Prinzessin!
Weetst du woll, as du saitest
An dem Fleite,
Då du dijne Ring verlåre
Då du mij tom Mann erkåre,
Schönste Prinzessin!“

Doon dacht die Prinzessin an eer Verschpreeken un saed: „Dit hädd ik mij awer nich dacht. Maachd, denn gå hen un hål mij en Dook un binn mij dat våer de Oogen, denn tom wenigsten will ik em dårbij nich seie.“ Dat deed de Maachd nu, un de Prinzessin tappt mit beed Hänn na de Pogg', un 't was eer all so recht glawrich in de Hänn, sei schpitzt all eer Muelke, doon gaf dat eine groote Knall, de Prinzessin verfeert sik so, dat se sik de Binn afreet un våer eer schtunn, sund un munter, eer leiw Mann. Un dat was so kaame. As hei wijt wech in Krijch was, doon hädd em en boes Hex in en Pogg' verhext un hädd darbij sächt, hei schull so lang en Pogg' blijwe, beet em en Prinzessin ne Puß geew. Doon was de arm Koenich seer bedroeft, un schwemmt durch all dat Water, beet hei to sijne Fruu in sijn Fleit kaame was. Denn dat hadd he sik glijk dacht, dat em nij en Miesch as sijne eigen Fruu ne Puß geewe würr.

Der Schweinehirt



Vor hundert Jahren war in einem großen Königreich ein kleiner Schweinehirt; der saß eines Mittags müd am Feld und sah in der Ferne die Pflüger sitzen beim Imbiß, wo sie fleißig löffelten und abschnitten und einschenkten, derweil er selbst einen gewaltigen Hunger empfand und doch vor Abend nichts kriegen sollte. Da sprach er zu sich selbst: „O daß ich doch ein Bauer wäre gleich diesen, wie zufrieden wollt' ich sein.“ Und siehe da! plötzlich, wie wenn er's nur so träumte, war die ganze Gegend rings um ihn her verändert. Ein Baumgarten stand an der Stelle des gepflügten Feldes, der grenzte an einen hablichen Bauernhof, und hier, mitten unter dem Hühner- und Taubenvolk, das im Hof herumspazierte, stand er selber, der arme Schweinejunge, als stattlicher Bauer und war ganz in Gedanken versunken, weil er gerade den heutigen Ertrag seines gesamten Wiesen- und Ackerlandes noch einmal überschlug. Da ritt ein Kornhändler vor dem Hoftore vorüber, der weckte den Bauer aus seinen Gedanken auf; denn er hatte sich ein Räuschchen getrunken, war lustig und klimperte nur so mit der Geldkatze: „He Bäuerlein, wie teuer das Mäs?“ Der Bauer antwortete: „Kann's nicht wohlfeiler geben, hab's Euch schon gesagt; wir gehen zu Grunde, wenn's nicht bald um das Halbe mehr gilt.“ Der Kornhändler aber strich sich höhnisch das dicke Bäuchlein, verbeugte sich mit Spott im Gesicht und ritt singend davon.

„O daß ich doch so ein Kornhändler wäre,“ seufzte der Bauer hinter ihm drein, „wie zufrieden wollt' ich sein!“

Da saß er plötzlich vor einem eigenen vollen Kornmagazin und riß sich die Haare vom Kopf und kratzte sich hinter den Ohren bis aufs Blut. Jetzt eben war der Krieg aufs Höchste gestiegen und das Heer litt Mangel. Dem Wucherer hatte das Korn noch nicht gegolten, was er verlangte, und gerade brach ein Rudel Soldaten

mit Gewalt in das Magazin, trug Sack um Sack auf bereit stehende Wagen, gab dem Kornhändler bald Scheltworte, bald Püffe, und zog unter dem Befehl eines dickbäuchigen, rotbäckigen Obersten, der zu Pferd saß, jauchzend und hohnlachend davon. „O daß ich doch ein Kriegsoberst wäre, wie zufrieden wollt' ich sein!" rief der Kornhändler.
Stracks stand er als Oberst vor einem Kriegsgerichte, wo der Minister des Königs ihm das Urteil lebenslänglicher Gefangenschaft sprach, weil er gewaltsam wider Recht und Billigkeit verfahren und dem eigenen Volke sein heiligstes Eigentum entrissen habe. Es half nichts, daß der Oberst einen außerordentlichen, aber im Felde verlorenen Befehl zur Rechtfertigung anführte und sich auf den schuldigen Gehorsam berief. Der Minister ließ ihn durch die Schergen abführen und blickte stolz auf den Verurteilten und die ganze tief untertänige Versammlung. „O, daß ich doch so ein fürstlicher Minister wäre," rief der Oberst aus, „wie zufrieden wollt ich sein!" Und alsbald saß er in einer elenden Kutsche mit seiner weinenden Frau und ein paar schluchzenden Kindern und fuhr durch ein düsteres Tor, während faule Äpfel und Eier zum Fensterchen hereinflogen, daß er ihnen kaum ausbeugen konnte. Jetzt trat ein Offizier an den Schlag, zuckte die Achseln und sagte: Ja, Herr Minister, es sind freilich nur Lügen und Ränke, mit welchen seine Majestät der König zur Ungnade gereizt wurden, aber es ist gut, in möglichster Eile davon zu jagen und in den nächsten zwölf Jahren dieses Land nicht wieder zu betreten, da ja doch Eure Güter und Häuser nun eingezogen werden und alle Freundschaft verschwunden ist. Der König ....
„O daß ich ein König wäre!" stöhnte der Minister, „dann erst wollt' ich zufrieden sein!" Aber schon lag er krank in einem königlichen Lehnsessel, den vier Heiducken mühsam eine verborgene Treppe hinunter zwängten. Der Krieg hatte fortgewährt, der König war selbst in das Feld gezogen, war krank geworden durch die ungewohnten Anstrengungen, und sollte jetzt einem nächtlichen Überfall des Feindes entzogen werden, obwohl er auf keinem Beine zu stehen vermochte und fürchterliche Schmerzen litt an der Gicht. Da schrie er ganz überlaut: „O daß ich doch der

armseligste Sauhirt meines Landes wäre und nur gesund, nur gerettet aus dieser Leibesgefahr! Wie zufrieden wollt' ich sein!" Und sieh! das geschah. Plötzlich saß der König wieder als kleiner Schweinehirt am Rand des Feldes; er erkannte sich in seinen Lumpen und machte einen tollen Freudensprung über die größte Sau hinweg, denn jetzt war er wirklich zufrieden.

Geschwind-wie-der-Wind, Reiß-alles-nieder und Brich-Eisen-und-Stahl



Es war einmal ein Bauer, dem ging es recht schlecht und er konnte für sich und seine zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, kaum das Brot schaffen. Und als er starb, hinterließ er ihnen nichts als sein kleines Haus und drei Schafe. Wie nun die beiden allein zu Hause waren, sagte der Bruder: „Wähle dir, was du willst, das Haus oder die Tiere!" und sie wählte das Haus. Johann aber, der Bruder, nahm die drei Schafe, schnürte sein Bündel und ging in die Welt hinaus. Er kam bald in einen Wald, und da er hungrig war, machte er sich ein Mittagessen so gut es ging, die Schafe aber ließ er unter einem Baume weiden.
Wie er nun dasaß, kam ein Mann mit drei Hunden daher, der fragte ihn, woher und wohin. Er gab ihm Bescheid, und da sagte der Mann: „Gib mir deine Schafe, ich will dir meine Hunde dafür geben."—„Was soll ich damit?" antwortete der junge Bauer; „die wollen gefüttert sein, und ich habe schon für mich selbst nicht genug zu brechen und zu beißen; die Schafe aber suchen sich ihr Futter selbst." — „Tausche nur mit mir," sagte der Mann, „du sollst sehen, es ist dein Schade nicht. Es sind seltene Hunde. Der eine heißt Geschwind-wie-der-Wind; der da Reiß-alles-nieder, und der dritte Brich-Eisen-und-Stahl; und wenn man sie ruft,

so tun sie, was ihr Name sagt." — „Wenn's so ist," sagte Johann, „dann will ich's wagen; dann nimm du nur die Schafe!" Und als ihm der Mann die Hunde gab, sagte er noch: „Nun geh du immer ihnen nach, wo sie hinlaufen!" Dann ging er mit den Schafen weg, und auch Johann zog weiter und freute sich, daß er die drei Hunde hatte, und die Hunde freuten sich noch mehr, daß sie einen neuen Herrn hatten, tanzten und sprangen um ihn herum und an ihm hinauf wie närrisch, leckten ihm die Hände, wedelten mit den Schwänzen und wälzten sich vor Pläsier. Endlich rannten sie vorauf und er hinterdrein, und wenn sie einmal zu weit voraus liefen, so pfiff er nur auf den Fingern, und im Augenblick waren sie wieder da.

Als es Abend wurde, rannten sie mit ihm vor einen Berg, der öffnete sich von selbst; sie rannten hinein und er ging ihnen nach. Drinnen brannten so viel Lampen wie Tage im Jahr, und ein Tisch stand da mit allerhand Speise, es war nichts auszudenken, was es da nicht gegeben hätte. „Aha," dachte er, „Glück muß ein junger Mensch haben!" setzte sich und aß und trank nach Herzenslust. Und als er satt war, fand sich auch ein schönes, fertiggemachtes Bett, da legte er sich hinein und schlief herrlich bis an den hellen Morgen. Als er tüchtig gefrühstückt und sich noch alle Taschen voll gesteckt hatte, ging's wieder weiter.

Die Hunde liefen wieder voraus und er mußte hinterher, und so ging's den ganzen Tag bis zum Abend, und er wußte so wenig, wo er war, wie die Krähe vom Sonntag. Endlich, als es schon dunkel wurde, kamen sie in einem großen Walde an ein Haus. Erst rannten die Hunde um das Haus herum, als ob sie sich nicht recht hineinwagten, endlich liefen sie aber doch hinein und er mit. Da war kein Mensch drin zu hören oder zu sehen. Die Hunde legten sich ans Feuer, und er setzte sich dazu auf einen Stuhl. Um zehn Uhr kamen sieben große starke Männer herein; als sie ihn sahen, riefen sie: „Was, zum Teufel! was machst du hier?" — „Ich hab mich verirrt," sagte Johann. „Dann habt ihr wohl tüchtig Hunger, du und deine Hunde?" — „Na, und ob! wenn man den ganzen Tag wandert, ohne zu essen; ich und meine Hunde, wir alle müssen was haben; und dann müssen wir auch

wohl die Nacht hier bleiben" — „Das versteht sich," sagte einer — das war wohl der oberste von den Männern — „weg kommst du heute ohnehin nicht mehr," und sie gaben ihm zu essen, und auch die Hunde bekamen ihr Teil. Dann sagte der eine wieder zu Johann: „Es wäre wohl gut, wenn wir die Hunde auf die Seite brächten; ich mag es nicht haben, daß sie da immer beim Feuer liegen." Und damit nahmen ein paar Männer die Tiere und sperrten sie in einen dunklen Verschlag und schlossen die Tür mit schweren, eisernen Riegeln.

Als die Hunde weggebracht und eingeschlossen waren, fing der erste von den Männern wieder an: „Weißt du nun wohl, wo du bist?" — „Nein, wie soll ich das wissen, ich bin mein Lebtag noch nicht hiergewesen!" antwortete Johann. „Du bist in einem Mörderhause," sagte der Hauptmann von der Bande, „und du mußt sterben. Aber ehe wir dich totmachen, will ich dir noch alles zeigen, was in diesem Hause ist."

Und er führte ihn zuerst in eine Kammer, die war voll lauter Mannskleider. Da sprach der Mörder: „Die Männer zu diesen Kleidern haben wir alle totgemacht." Dann kamen sie in eine Kammer voll lauter Frauenkleider. „Die Frauen, denen diese Kleider gehört haben," sagte der Hauptmann, „die sind auch schon alle tot." Dann gingen sie wieder in eine andere Kammer, die lag voll Geld. „Sieh," sprach der Mörder, das haben wir alle den Leuten abgenommen, die wir totgemacht haben; aber nun kommt erst das Rechte noch" — Und damit tat er eine vierte Kammer auf und wies auf eine Flasche und sagte: „Darin ist eine Salbe, die heilt so kräftig, wenn man auch jemand den Kopf abschneidet und schmiert nur von der Salbe zwischen und setzt den Kopf wieder auf den Rumpf — sofort sitzt der Kopf auch wieder fest, und der Mensch ist wieder lebendig. Und hier in dieser" und dabei zeigte er ihm eine andere Flasche, „ist eine Salbe, wenn man damit einen Kreis um das Haus macht, so kann nicht Teufel noch Satan hinein. Und in der dritten Flasche hier, wenn man von der Salbe an eine Stelle schmiert und jemand setzt sich darauf, so klebt er fest und kann nicht wieder fort, er mag anstellen was er will."

Johann hatte zu alledem kein Wort gesagt. Da fragte ihn der Hauptmann, ob er auch wohl alles gesehen und verstanden hätte. Johann sagte ja. „Nun, dann mach dich bereit, so sollst du sterben." Johann dachte: Ja warte, da bist du auch noch mit dabei, und rief so laut er konnte „Brich-Eisen-und-Stahl!" Da tat es draußen einen Krach, der Hund Brich-Eisen-und-Stahl hatte mit einem Satz die eisernen Riegel und Schlösser gesprengt, hinter denen sie gefangen saßen, und alle drei kamen angerannt. „Reiß-alles-nieder!" rief Johann, und kaum hatte er das Wort heraus, da hatte auch schon der Hund Reiß-alles-nieder den Hauptmann an der Gurgel gepackt und dann fielen sie über die andern Kerle her. Bald lag die ganze Bande am Boden und rührte kein Glied mehr, nur einer war nicht ganz tot; aber der verhielt sich vor Schrecken und Angst so stille, daß es niemand merkte.

Nun gehörte das Räuberhaus mit allen seinen Schätzen Johann und er führte ein Herrenleben; aber er wollte es nicht allein haben, er dachte an seine Schwester zu Hause in der elenden Kate. „Geschwind-wie-der-Wind!" rief er und gab dem Hunde einen Brief an seine Schwester ins Maul, darin stand, sie sollte sich auf den Hund setzen und zu ihm in das Räuberschloß kommen und alle die Herrlichkeit mit ihm teilen. Und bald kam sie geschwind wie der Wind angeritten, und der Bruder fiel ihr um den Hals und sagte, nun wollten sie immer beieinander bleiben, und zeigte ihr alle Schätze im Räuberschloß. So lebten sie nun eine Weile zusammen; die Schwester war aber doch nicht zufrieden und dachte: soll das immer so weitergehen und ich hier als alte Jungfer versauern? Als nun Johann mit seinen Hunden wieder einmal auf die Jagd gegangen war und sie vor Langeweile von einer Kammer in die andere ging, kam auf einmal ein Kerl, der packte sie und sagte: „Jetzt mußt du sterben, dafür daß dein Bruder alle meine Kameraden umgebracht hat!" Das war der eine von der Bande, der am Leben geblieben war, der hatte sich inzwischen heimlich nach der Kammer heraufgeschleppt, wo die Flaschen waren, und sich mit der Zaubersalbe bestrichen. „Ach laß mich gehen, ich will dir auch helfen gegen meinen Bruder!" bat das Mädchen. Der Räuber war ein hübscher Mensch, wenigstens

gefiel er der Schwester, und sie ihm auch, und so wurden sie einig, sie wollten den Johann umbringen und sich dann heiraten und hier zusammen herrlich und in Freuden leben.

Als nun Johann nach Hause kam, stand wie immer das Essen für ihn auf dem Tisch, aber seine Schwester kam ihm anders vor als sonst. Und wie er den ersten Löffel zum Munde führen wollte, sprang Geschwind-wie-der-Wind an ihm hinauf und schlug mit der Pfote darunter, so daß die Suppe darin verschüttet wurde. Und als er den zweiten Löffel zum Munde führte, schlug der Hund Brich-Eisen-und-Stahl mit der Pfote daran, daß wieder nichts darin blieb. Als er aber zum dritten Male den Löffel eintauchte, riß der Hund Reiß-alles-nieder den ganzen Teller herunter. Und dann fingen alle drei an zu jaulen, sprangen an ihm hinauf, liefen zur Tür, sahen sich nach ihm um und liefen hinaus. Da sprang er auf und ging ihnen nach. Sie machten halt vor einer Kammertür, er drückte auf die Klinke und rüttelte, die Tür war fest zu. — „Brich-Eisen-und-Stahl!" rief er und mit einem Satz sprengte der Hund die Tür auf. Da stand seine Schwester mit dem Räuber, und beide wollten auf ihn los; er aber rief „Reiß-alles-nieder!" Und viel schneller, als man's erzählen kann, packte der Hund den Räuber und die falsche Schwester und erwürgte sie.

Am andern Morgen fingen die Hunde wieder an zu laufen und wollten fort, und dem Bruder war das recht, denn nach alledem war ihm das Räuberschloß verleidet. Ehe er ihnen aber folgte, nahm er noch die drei Flaschen zu sich. Gegen Mittag kamen die Hunde zu einer Kapelle, die ganz allein in der Heide stand. Sie rannten darum herum, bis er kam. Wie er hineinsah, saß dort ein Mädchen auf dem Stuhl, schön von Gestalt und Angesicht, aber starr und bleich; es schien tot zu sein. Da ging er hinein, betrachtete sie und fühlte ihr den Puls; sie war doch nicht tot, sondern nur ohnmächtig. Er nahm sie auf den Schoß, schüttelte sie bald so, bald so, blies ihr Luft ein, und nach einer Weile kam sie wirklich wieder zu sich. „Was bedeutet das, daß du hier so allein sitzest," fragte er, „und in Ohnmacht gefallen warst?" Da fing sie an zu erzählen und sagte: „Mein Vater ist König hier im Lande

und hatte vor achtzehn Jahren einen Prozeß mit einem andern König. Wenn er den verlor, dann kostete es ihm sein ganzes Königreich, und er war arm und bloß; gewann er ihn aber, so blieb er König. Nun stand die Sache aber so, daß mein Vater verlieren mußte. Voll Kummer und ohne Ruhe ging er herum und kam in die Kapelle hier. Da kam ein alter Mann, der sagte, wenn er ihm über achtzehn Jahre das liefern wollte, was er nun im Hause hätte und nicht wüßte, dann wollte er machen, daß er den Prozeß gewönne; und das war der Teufel. Mein Vater wußte das aber nicht und dachte: was ich im Hause habe und weiß es nicht, das ist gewiß nicht viel wert. Und ging den Handel mit dem Teufel ein. Als er aber nach Hause kam, war ich inzwischen geboren, und jetzt sind gerade die achtzehn Jahre um und ich muß hier dem Teufel abgeliefert werden. Wie ich Euch nun mit den Hunden ankommen sah, meinte ich nicht anders, als Ihr wäret der Teufel schon, und da fiel ich in Ohnmacht." — „Wenn's weiter nichts ist," sagte Johann, „dann sei nur ruhig, dann will ich dich wohl retten." Und er nahm die eine Flasche und machte von der Salbe einen Kreis um die Kapelle, und aus der andern schmierte er etwas auf die kleinen Heidhügel, die vor der Tür waren.

Es dauerte nicht lange, da kam der Teufel, aber er konnte wegen des Kreises nicht hinein und rief: „Das Mädchen, das du da auf dem Schoße hast, gehört mir!" — „Sogleich!" sagte Johann, „ich habe nur noch etwas mit ihr zu reden, dann kannst du sie bekommen; du bist wohl schon müde, geh nur einen Augenblick sitzen." Gleich darauf kam auch der zweite Teufel, dem sagte er dasselbe, und so kamen alle sieben Teufel und ließen sich bereden, daß sie sich auf die Heidhügel setzten. Als sie alle saßen, wollte er einmal sehen, ob sie auch fest genug säßen, und rief: „So, nun kommt nur, nun könnt ihr sie holen." Da ging's an ein Rücken und Zappeln, einer gegen den andern an, aber sie saßen fest und konnten nicht in die Höhe. Jetzt rief er: „Geschwind-wie-der-Wind! Reiß-alles-nieder! Brich-Eisen-und-Stahl!" Da sprangen die Hunde zu und rissen die sieben Teufel so kurz und klein wie Häcksel und Staub, daß die Funken und Flammen haushoch flogen.

Das sahen sie in der Stadt und sagten: „Nun fährt er mit ihr ab." Alle Häuser wurden mit schwarzen Floren und Flaggen behangen. Und der König sandte den Kutscher, der die Prinzessin hingebracht hatte, der sollte den Leichnam seiner Tochter holen; denn sie dachten nicht anders, als der Satan wäre mit der Seele allein davongegangen. Aber wie guckte der Kutscher, als er die Teufel da zerrissen liegen sah und ein schöner Jüngling die Prinzessin auf dem Schoße hatte. Und als er fragte, wie das zugegangen wäre, sprach sie: „Er mit seinen Hunden hat mich von den Teufeln erlöst, darum soll er nun mitfahren und mich heiraten." Denn sie war ganz in ihn verliebt, weil er so schön war. Sie stiegen nun in den Wagen, sahen sich nochmal um und riefen: „Adieu, ihr Herren Teufel, habt ihr euren Willen jetzt bekommen?" und dann ging es fort. Unterwegs herzten und küßten sie sich, denn sie hatten sich so lieb, daß es nicht zu beschreiben ist. Den Kutscher, der das mit ansah, verdroß das, und als die beiden von dem Herzen und Küssen auf dem Wagen in Schlaf fielen, nahm er sein Messer, schnitt Johann den Kopf ab und warf ihn mitsamt dem Rumpf vom Wagen herunter in einen Graben. Die Hunde, die vorauf gelaufen waren, erwarteten den Wagen und sahen gleich, daß ihr Herr nicht darauf war; sie kehrten um und suchten, bis sie ihn endlich im Graben fanden. Da zogen sie ihn heraus, nahmen die Salbe aus seiner Tasche, schmierten davon auf Kopf und Rumpf, setzten den Kopf auf den Rumpf — und heil und lebendig war er wieder. Da hätte einer mal die Köter sehen sollen, rein wie toll waren sie vor Freude.

Nun liefen sie erst noch drei, vier Tage mit ihm herum, und dann führten sie ihn in die Stadt, in der die Königstochter zu Hause war. Da waren alle Häuser mit roten Fahnen und Tüchern behangen. Als die Hunde mit Johann in ein Wirtshaus gingen, fragte er, was die roten Flaggen und Tücher an den Häusern zu bedeuten hätten; denn er wußte nicht, in welcher Stadt er war. „Weißt du das denn nicht?" sagte der Wirt, „die Königstochter ist dem Teufel gelobt gewesen, und des Königs Kutscher hat alle Teufel totgeschlagen, dafür bekommt er die Königstochter, und heute ist die Hochzeit. Ja, da geht's hoch her, ich wollte, ich wär' auch dabei."

„Was gilt die Wette, ich bekomme noch mein Teil von der Hochzeitstafel," sagte Johann. „Ach du armer Teufel, wie willst du das anfangen?" — „Das soll nicht lange dauern." — Schnell schrieb er einen Brief mit der Aufschrift „an die Königstochter", rief „Geschwind-wie-der-Wind" und gab dem Hunde den Brief. Der rannte damit fort, daß die Haare ihm um den Kopf sausten, und nach dem Königsschlosse. Die Schildwache hielt ihn an und nahm ihm den Brief aus dem Maule und brachte den der Prinzessin. Ein Hund hätte ihn gebracht, meldete er dabei. Da befahl sie: „Der Hund muß hierherkommen." Und wie die Wache mit dem Hunde kam, sprang er an der Königstochter hinauf und leckte ihr die Hände, da erkannte sie ihn, sank um und wurde ohnmächtig. Als sie wieder zu sich selbst kam und den Brief gelesen hatte, nahm sie eine Serviette, in die eine Königskrone gestickt war, tat von der besten Speise hinein und gab sie dem Hunde. Der jagte damit fort zu seinem Herrn.

Aber der Bräutigam hatte es gesehen und den Hund auch erkannt, er ging hinaus und schickte Soldaten aus, die nahmen Johann gefangen, gerade als er beim Essen saß, brachten ihn in ein Gefängnis und banden ihn mit Ketten fest. Die Hunde folgten dem Gefangenen bis vor die Tür und legten sich dort hin und winselten nach ihrem Herrn. Als Johann das hörte, rief er, so laut er konnte „Brich-Eisen-und-Stahl". Im Augenblick legte der Hund seine Vorderpfoten an das Gitter und zerbrach es, sprang in den Kerker hinein, biß Johann die Ketten ab und sprang wieder hinaus, und Johann ging frei und ledig ihm nach. Unterdessen war die Königstochter vor ihren Vater getreten und hatte ihm alles erzählt, und die Tränen liefen ihr dabei die Wangen herunter. Wie nun der König hörte, daß Johann und nicht der Kutscher seine Tochter vor dem Teufel gerettet hatte und daß er schon seinen Hund geschickt hatte und also auch selbst in der Stadt sein mußte, da sandte er gleich Diener aus und ließ den Erlöser der Prinzessin holen. Da mußte Johann seine ganze Geschichte erzählen, wie ihm der Kopf wieder mit der Salbe angesetzt worden war von seinen Hunden, wie er die Salbe und die Hunde bekommen hatte und wie diese die Teufel-

bande zerrissen hatten und so alles, was er erlebt hatte. Der König aber war über den Kutscher so zornig, daß er ihn zu jedermanns Augenspiegel von vier Ochsen auseinanderreißen ließ. Dann gab er die Prinzessin ihrem Erlöser zur Frau, wie sie es sich selber ja von Herzen wünschte.

Als aber die Hochzeit gefeiert wurde, rannten die drei Hunde wieder weg, und so ungern Johann es tat, er mußte ihnen folgen; sie liefen zu der Kapelle, wo sie die Teufel zerrissen hatten. Dort fing der Hund Reiß-alles-nieder an zu sprechen und sagte: „Wir haben dich von den Mördern errettet, wir haben dir zu der Königstochter verholfen, dafür mußt du uns nun den Kopf spalten." — „Lieber Reiß-alles-nieder, wie kann ich das, da ihr mir so viel Gutes getan habt! Das geht nicht an." — „Jetzt nur zu, ohne viel Worte," sagte der Hund und legte sich vor ihn hin, „sonst zerreißen wir dich Glied für Glied!" — „Nun, wenn es denn nicht anders sein kann," antwortete Johann, nahm seinen Säbel und schlug zu, daß der Kopf sogleich in zwei Teile fiel. Wie er sich aber umsah, stand ein schöner junger Herr hinter ihm. Derweil hatte sich der zweite Hund schon an die Stelle des ersten gelegt. „Nun vorwärts," sprach der Jüngling, „bis zum letzten!" Als Johann aber dem letzten den Kopf spaltete, waren seine Sinne schon so verwirrt, daß er ihn nicht gerade durchschlug, da hatte der letzte Jüngling nur ein Auge. „Nun," sprach der älteste, „das muß so hin, wir sind nun doch erlöst; wir sind Prinzen und waren in Hunde verwünscht und konnten nicht anders als so erlöst werden." Damit schieden sie voneinander und ging jeder seinen Weg. Johann kehrte zu seiner Prinzessin zurück und feierte die Hochzeit zu Ende. Und als der alte König starb, erbte Johann auch das Reich, und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch.

Maria über alle Nothelfer



Es gab bei uns mal eine Zeit — es muß freilich schon lange her sein — da lebte alles auf dem besten Fuße; Barfüßer sah man nur in den Klöstern, und selbst die ärmsten Leute in der Stadt hatten zwei oder drei Paar gute Schuhe. Und das ging so zu: In einer von den Gassen, wo die armen Leute wohnen, ich glaube es war im Flohhagen, da wohnte ein Schuster, dem war zu allem andern Kreuz auch noch seine Frau gestorben, und seitdem ging es ihm noch schlechter und er hatte für sich und seine beiden unmündigen Kinder nichts zu beißen und zu brechen. Es half auch nichts, daß er tagaus tagein zum heiligen Crispinus betete, der doch am besten wissen mußte, wie's einem armen Schuster zumute ist; es kam weder Arbeit noch Brot ins Haus. Da verlor der arme Mann die Geduld, warf den Schusterhammer mitten in die Stube und rief: „Nun, will Crispinus nicht helfen, so mag ein anderer helfen!" Es mag ihm dabei ein böser Gedanke durch den Kopf gefahren sein; aber zu seinem Glück kam es anders wie er gedacht hatte. Denn kaum hatte er die Worte gesagt, da tat sich die Türe auf und eine wunderschöne vornehme Frau trat herein mit einem alten, grämlichen Bedienten, der einen großen, schweren Pack trug. Die Frau setzte sich auf einen Schemel, streckte ihre kleinen Füße vor und sagte zu dem Schuster, er solle ihr ein paar neue Schuhe anmessen. „Ach Gott, wenn ich nur Leder hätte!" seufzte der Schuster. „Das Leder ist schon hier," sagte die Frau und gab dem Bedienten einen Wink, daß er seinen Packen auf den Tisch legte. Da war so viel Leder drin, daß man ein halb Regiment so kleiner Schuhe, wie sie die schöne Dame gebrauchte, draus hätte machen können. Nun ging der Schuster, nachdem er Maß genommen hatte und die Frau fortgegangen war, gleich ans Werk, bereute seine Verzweiflung und dankte Gott, daß er wieder Arbeit hatte. Schon am folgenden Tage kam die schöne Frau

mit ihrem Bedienten wieder, zog die neuen Schuhe an und übergab dem Schuster ihre alten mit den Worten: „Da, die sollt Ihr zum Lohn haben, davon könnt Ihr Leder schneiden, so lang Ihr lebt. Sie werden Euch unter dem Messer wachsen; je mehr Ihr an den Schuhen schneidet, je größer werden sie." Der Schuster meinte, die Dame mache gnädigen Spaß mit ihm, nahm jedoch auf ein strenges Geheiß der Frau das Messer, schnitt und — o Wunder! — bei jedem Schnitt fiel ihm das Leder lang und breit über die Hand herab, als ob es eben vom Gerber käme. Und hielt er mit dem Schneiden ein, so waren die Schuhe wieder heil und ganz. Da merkte der Schuster, daß er mit einem Wunder begnadigt war, betete inbrünstig ein „Gegrüßet seist du" und wollte vor der Frau niederfallen, um ihr Gewand zu küssen. Doch die war verschwunden. Der alte Bediente aber war geblieben und sprach zum Schuster: „Ich bleibe bei Euch als Euer Geselle, denn ich verstehe mich aufs Schusterhandwerk. Lohn verlange ich nicht; aber zwei Tage in der Woche will ich für mich haben und für die armen Leute in der Stadt umsonst arbeiten, das Leder geht uns nicht aus."

Der Schuster war alles zufrieden, und der Geselle machte sich ans Werk. Aber der konnte mit Pechdraht und Ahle hantieren! So etwas hatte der Meister auf seiner ganzen Wanderschaft nicht gesehen; der Geselle war immer früher mit einem Dutzend fertig, als der Meister mit einem einzigen Paar. Der Meister bekam einen gewaltigen Respekt vor dem Gesellen, mit dem war überhaupt alles ganz wunderbar und absonderlich. Nie ging er mit andern Gesellen auf die Herberge, aß und trank nicht, und abends schien es ihm so wunderbar um den Kopf bei der Arbeit, daß er das Licht der Schusterkugel gar nicht nötig hatte.

Als die beiden ein ganzes Lager von vielen hundert Schuhen fertig hatten, ließ der Geselle den Ausrufer kommen und ihn von Straße zu Straße ausrufen, daß sich alle armen Leute umsonst Schuhe bei ihm holen könnten. Da latschte es mit schlechtem Schuhwerk oder barfuß aus der ganzen Stadt von armen Leuten zusammen, klein und groß, alt und jung, viele Wochen hindurch, bis alles gute Schuhe an den Füßen trug. Und dann war der

Geselle mit einemmal fort und hat sich nie wieder sehen lassen, aber vorher hatte er dem Meister auch noch einen ungeheuren Vorrat Schuhe zum Verkauf angefertigt. Auch die schöne fremde Dame ist nie wieder gekommen; aber dem Schuster sein Brot war ja nun gebacken. Leder brauchte er nie wieder zu kaufen und wurde ein reicher Mann; aber bei der ganzen Geschichte hatte er so seine eigenen Gedanken. Die schöne Frau, meinte er, sei die heilige Mutter Gottes selbst gewesen und der Geselle kein anderer als der leibhaftige heilige Crispinus, der, weil er früher für sein Gebet immer taube Ohren gehabt habe, ihm nun eigenhändig zu Glück und Wohlstand habe verhelfen müssen. Soviel ist gewiß, meine sel. Mutter sagte immer, wenn sie uns diese Geschichte erzählte: „Eck segg' et un bliew dabie, de Mutter Gottes geiht ower alle Hilligen."

Der Husar mit dem Hirschwagen



Ein Husar hatte seine Jahre bei der Fahne abgedient, zog den bunten Rock wieder aus und arbeitete zu Hause auf dem Felde. Da fand er eines Tages beim Pflügen einen schönen blanken Stein. Er hob ihn auf, besah ihn und dachte, der müßte wohl sehr kostbar sein, darum trug er ihn zu einem alten Juden in die Stadt, der aber war ein ehrlicher Mann und sagte: „Den Stein kann niemand mit Gelde bezahlen, auch Kaiser und König nicht, darum mach ihn dem Kaiser zum Geschenk; du bekommst dann sicher von ihm ein Gegengeschenk, daran wirst du dein Leben lang genug haben." Der Husar tat wie ihm der Jude geraten hatte, und der Kaiser hatte eine so große Freude über das Geschenk, daß er ihm auf der Stelle ein Herzogtum verlieh, in dem der alte Herzog gerade ohne Erben gestorben war; doch stellte er die Bedingung, daß der neue Herzog nie mit sechs Pferden fahren und daß seine

Rosse auch niemals an ledernen Riemen, sondern nur an Stricken ziehen dürften, denn mit Sechsen und an ledernen Riemen fahren, das wollte er sich selbst allein vorbehalten.

So war der Husar nun ein mächtiger Herzog geworden. Nur daß er nicht mit Sechsen sollte fahren dürfen, das gefiel ihm nicht; darum ließ er sich zwölf lebendige Hirsche fangen und spannte sie vor seinen Wagen, fuhr also von Stund an mit Zwölfen. Und nicht an Stricken, sondern an ledernen Riemen. Als der Kaiser das hörte, wurde er sehr zornig, bot all seine Häscher auf, sie sollten den Herzog auf frischer Tat in seinem Hirschwagen fangen, allein das war bald gesagt, aber nicht so bald getan, denn wo sie ihn erblickten, war er ihnen auch schon aus den Augen gestoben wie der Wind. Da sann der Kaiser auf andern Rat und bot die Bauern zu einem großen Treibjagen auf; die sollten alles Wild aus dem ganzen Lande zusammentreiben vor das Königsschloß, und wenn es dort vorüberkäme, sollten seine Jäger es erschießen. Er meinte aber, daß auch der Wagen mit den zwölf Hirschen da vorbei müßte und daß die Hirsche dort totgeschossen werden sollten.

Der Herzog aber merkte, was der Kaiser im Sinn hatte, ließ sich eine Menge Hasen fangen und sperrte sie hinten in seinen Wagen. Dann fuhr er wohlgemut, wie er zu tun pflegte, mit seinen zwölf Hirschen aus. Bald kamen die Banden an und hetzten ihre Hunde nach seinem Gespann. Da stoben die zwölf Hirsche davon wie der Wind, und die Treiber und die Hunde, die ihnen überall den Weg versperrten, jagten sie gerade auf das Königsschloß los. Dort standen die Jäger des Königs auf ihren Posten; aber gerade in dem Augenblicke, als sie auf die zwölf vorbeieilenden Hirsche anlegten, öffnete der Husar eine Klappe unten in seinem Wagen und da sprangen auf einmal unzählige Hasen vor den Jägern her. Da waren alle Jäger auf einmal ganz verbiestert und schossen nach den Hasen, und der Wagen mit den zwölf Hirschen flog davon.

Nun ließ der Kaiser auf den Abend den Husaren zu sich bescheiden und sprach: „Dich kann ich als Herzog nicht mehr gebrauchen, denn du befolgst meine Gebote nicht und bist schon der Strafe

verfallen. Doch ich will Gnade vor Recht ergehen lassen, wenn du den Auftrag, den ich dir jetzt gebe, genau ausführst. Gehe hin zum Babylonischen Turm und bringe mir den Ring, den Halsschmuck und die Ohrlocke der Prinzessin, die dort verzaubert ist. Nur wenn dir das gelingt, magst du dein Herzogtum behalten." Der Kaiser meinte aber, daß die Schlangen und anderen Ungetüme, die unten im Babylonischen Turm saßen, ihn zerreißen würden.

Der Husar besann sich nicht lange, sondern sagte, er wollte tun, was der Kaiser geboten hätte. Zunächst wußte er freilich noch gar nicht, wo der Babylonische Turm lag und wie er dahin kommen sollte, aber er ließ seinen Hirschwagen anspannen und Proviant hineinpacken, und dann fuhr er unbekümmert in die Welt hinaus. Er war bald über die Grenzpfähle seines Herzogtums weg und schon an manchem Meilenstein vorbeigefahren und schon manchen lieben Tag unterwegs, kam in ganz fremde Gegenden und fragte viele Leute nach dem Babylonischen Turm, aber keiner wußte ihm Bescheid zu geben. Da begegnete ihm eines Tages ein ganz alter Mann, dem der Bart bis zum Knie ging. Der Husar hielt an und tat wieder seine Frage. „Der Babylonische Turm? Nein, den kenne ich nicht, aber mein Vater da in der Hütte, der wird es wissen," erwiderte der Mann. Der Husar stieg ab und trat in die Hütte. Da saß ein Mann, der war noch viel älter, sein Bart ging um den Tisch herum. Als ihn aber der Husar fragte, schüttelte er nachdenklich den Kopf und sagte: „Der Babylonische Turm? Den kenne ich nicht, aber mein Vater da auf der Ofenbank, der wird es wissen", stand auf, ging zu dem Alten, stieß ihn an und fragte ihn. „Der Babylonische Turm," sagte der Alte und nickte, „ja den kenne ich wohl, war selbst als Maurer dabei; aber er ist weit, viele viele Stunden weit." Das machte nichts, meinte der Husar und erzählte ihm, was er da wollte. „Unten im Turm sind viele Schlangen und Ungeheuer und wilde Tiere," sagte der Alte, „du mußt warten bis um 11 Uhr, das ist die Stunde, zu der man noch am ehesten hineinkann; sieh zu, daß du zwischen den Ungeheuern hindurchkommst so schnell du kannst. Aber wenn du auch glücklich bis zur Prinzessin gelangst, vor ihr sei

auch auf der Hut; mehr kann ich dir nicht sagen." Dann trat er mit ihm vor die Hütte und beschrieb ihm genau den Weg zum Babylonischen Turm.

Der Husar bedankte sich bei ihm, stieg wieder auf seinen Hirschwagen, und nun er den Weg wußte, fuhr er noch einmal so forsch drauflos und kam wirklich zum Babylonischen Turm gerade als es elf schlug. Ohne sich lange zu besinnen, lenkte er zum Tore hinein. Da fuhren von allen Seiten die gräßlichsten Scheusäler auf ihn los, er aber raste mit seinem Hirschwagen mitten hindurch, ehe sie ihn packen konnten — und gerade auf eine zweite Pforte los. Doch dicht davor kam noch eine riesige Kröte und streckte ihre klobigen klebrigen Finger nach ihm aus, um ihn vom Wagen zu reißen; da zog er seinen Säbel und hieb ihr die Pratze ab. Die Pforte sprang auf, er fuhr hindurch, sie schlug wieder hinter ihm zu, und er war in einem Innenhof, von dem eine Treppe in einen Saal hinauf führte.

Er stieg ab und ging hinauf, da kam ihm die Prinzessin holdselig entgegen, führte ihn an eine reich besetzte Tafel und stellte zwei Becher köstlichen Weines hin und sprach, die wollten sie miteinander leeren. Doch ehe sie sich an seiner Seite niedergesetzt hatte, vertauschte er schnell den Becher, ohne daß sie es merkte. Es war aber ein Schlaftrunk in dem Becher, den sie für ihn hingestellt hatte; und wenn er den geleert und die Stunde verschlafen hätte, dann wären die Ungeheuer gekommen und hätten ihn zerrissen. Nun aber schlief die Prinzessin ein, noch ehe sie den Becher ganz ausgetrunken hatte, und da zog er ihr den Ring vom Finger, löste ihren Halsschmuck und schnitt ihr die Ohrlocke ab. In demselben Augenblick, als das geschehen war, erwachte die Prinzessin wieder und sprach: „Nun hast du mich erlöst und zu deinem Herzogtum ein großes Königreich gewonnen. Geh hin und bringe die drei Stücke dem Kaiser, wie du versprochen hast, dann aber komm wieder zu mir." Und wie sie noch miteinander sprachen, füllte sich schon der Saal mit vornehmen Herren und Damen und Pagen und Dienern, und alle jubelten ihrem Herrscherpaar zu und huldigten ihm. Von den Ungeheuern aber war keine Spur mehr zu sehen.

Dann aber bestieg der Husar wieder seinen Hirschwagen und fuhr zum Kaiser und überbrachte ihm Ring, Halsband und Locke der Prinzessin; der Kaiser war nicht wenig verwundert, seinen Auftrag ausgeführt und den Husaren lebendig wieder zu sehen, noch mehr aber staunte er, als er hörte, daß er ihm, ohne es zu wollen, zu einem so herrlichen Königreiche verholfen hatte. Der Husar aber kehrte zu der Prinzessin zurück und hielt Hochzeit mit ihr in aller Pracht und lebte mit ihr in Glück und Freude; fuhr aber alle Tage mit Zwölfen.

Der Wurzelklauber



Ein armer Wurzelklauber hatte ein böses, böses Weib, das keifte und fluchte den ganzen lieben Tag, und machte ihm das Leben arg sauer. Kein Wunder, daß ihm zuzeiten der Gedanke kam: ach wenn ich von diesem „Kunter" doch los werden könnte! Einmal ging er wieder in den Wald Wurzeln suchen, und stieg den Berg auf und nieder, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Endlich hatte er den Sack voll, warf ihn über den Rücken, nahm seinen Knotenstock zur Hand und schickte sich zur Heimreise an. Da kam ihm eine aschgraue Schlange entgegen, den Kopf kerzengrade in die Höhe, schlich ganz leise durch Moos und Gestäude, immer näher und näher. Er fürchtete sich wenig vor derlei Getier, das begegnete ihm auf seinen Berggängen nicht selten. „Schau, schau, den Balg könnt' ich brauchen," rief er und hob seinen gewaltigen Knotenstock. Aber da rief die Schlange auf einmal mit einer feinen Mädchenstimme „Halt ein! Schone mein Leben!" — „Das ist mir mein Lebtag noch nicht vorgekommen," sagte der Wurzelklauber, „daß eine Schlange sprechen kann!" und fragte ein wenig kleinlaut: „Wer bist du?" — „Ich war ein Mensch wie du," sagte die Schlange. „Einmal badete ich in dem See dort; da sah mich

mein Vater, der war so böse; er stieß einen entsetzlichen Fluch aus und warf mir die Goldkette um den Hals, die ich noch an mir trage, und ich wurde sogleich eine Schlange. Nimm mich mit, lös mir die Kette ab, ich kann dir noch viel nützen." Da faßte das Kräutermannl ganz sachte die Schlange und trug sie nach Hause; legte sie auf den Tisch, löste ihr die Kette ab, brachte das Tier in ein großes Stockglas und deckte es zu.

Da tat es einen furchtbaren Kracher, das Glas zersprang in tausend Scherben, und statt der Schlange stand ein wunderschönes Mädchen vor ihm auf dem Tisch. Eine ganze Zeit stand er erschrocken da und sagte kein Wort, endlich fing sie an und sprach, er solle zum See hinaufgehen, dort werde er ein Schmuckkästchen finden; und dann huschte sie zum Fenster hinaus. Da riß auf einmal sein Weib die Türe auf, das hatte gelauscht und fing jetzt furchtbar an zu toben, was er mit dem Mädchen da hätte, und er hätte ihr die Treue gebrochen und so fort. Als er endlich zu Worte kam und ihr von der Schlange erzählte und der Goldkette, die er noch in der Hand hielt, wollte sie es nicht glauben und begann von neuem mit den gräßlichsten Verwünschungen über seine Schlechtigkeit und Untreue. Da sagte er: „Willst du's an dir erproben?" Sie antwortete, „Ja, versuch es nur, wenn du kannst," und er warf ihr die Goldkette um den Hals — im selben Augenblick war sie eine Schlange. Geschwind nahm er sie, tat sie in ein Glas und schloß es fest zu. Da lag sie nun, seine zänkische Alte, in dem engen Glasgefängnisse und krümmte sich vor Wut. „Laß mich los, laß mich los!" kreischte sie. „Ja, wenn du anders wirst!" Aber das wollte sie nicht versprechen, sie zischte, tobte und teufelte, daß das Glas zersprang und sie tot zur Erde fiel.

So war der Wurzelklauber von seinem schlimmen Weibe erlöst. Nun ging er sogleich hinaus an den See und fand auch wirklich das Kästchen mit den Schmucksachen am Ufer. Wie er aber noch ganz außer sich vor Freude den herrlichen Schatz anstaunte, kam erst das Beste; das schöne Mädchen, das er erlöst hatte, stand vor ihm, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in das stolze Schloß am See und feierte dort ein prachtvolles Hochzeitsfest mit ihm.

Der alte Dudelsackpfeifer



Es war einmal ein alter Dudelpfeifer, der spielte nur immer die eine Weise von der lahmen Ziege und war wohl bekannt auf allen Kindtaufen und Hochzeiten. Er hatte einen Sohn, der wollte gern freien, weil er aber eines Dudelpfeifers Sohn war, wollte ihn keins von den Mädchen im Dorfe nehmen, und darüber kränkte er sich gar sehr. Doch auf einmal verliebte sich des Schulzen Tochter in ihn, das schönste und reichste Mädchen im Dorfe. Da war der Trübsinn bei ihm wie weggeblasen, kein Bursche im ganzen Dorf war so lustig wie er. Als nun die beiden sich schon versprochen hatten, hielt ein reicher Freier bei dem Schulzen um sie an, und sie ließ sich bereden, daß sie dem Sohne des Dudelpfeifers den Laufpaß gab. Da ließ der gute Junge wieder den Kopf hängen und es schmeckte ihm kein Essen und kein Trinken mehr, der alte Dudelpfeifer aber sagte, er sollte sich darüber nicht so kränken, er wollte ihm einen guten Rat geben. Er selbst würde bald sterben, und dann sollt' er ihm die Dudelpfeife mit in seinen Sarg legen, dann würde sich das Übrige schon finden. Wirklich legte sich der Vater schon den andern Tag hin und starb, und der Sohn steckte ihm die Dudelpfeife in den Sarg und sie wurde mit dem Vater begraben.

Seitdem aber kam jede Nacht der Alte und pfiff mit dem Dudelsack, und wo er vor einem Hause pfiff, da starb ein junges Mädchen. Damit fing er beim ersten Hause im Dorfe an, und das Mädchen, das gestorben, mußte die andere Nacht mit ihm gehen und sang das Lied von der lahmen Ziege:

> Heste unsern Vetter sine Ziege nich'esehn?
> Sei hinket, sei stinket, sei het en lahm Been.

Und der alte Dudelpfeifer blies die Weise, die dazu gehört. Zuletzt hatte er wohl funfzig verstorbene Mädchenseelen hinter sich,

und damit kam er endlich vor des Schulzen Haus und da fing er auch wieder an zu spielen und die funfzig Mädchen sangen dazu:

> Heste unsern Vetter sine Ziege nich 'esehn?
> Sei hinket, sei stinket, sei het en lahm Been.

Als sie ausgesungen hatten, fragte der Alte des Schulzen Tochter, ob sie nun seinen Sohn freien wollte, wo nicht, so erginge es ihr wie den andern Mädchen im Dorfe, und sie müßte auch sterben und des Nachts mit spuken gehen und zu seiner Dudelpfeife das Lied singen. Da gelobte sie es an, seinen Sohn zu heiraten, und der Sackpfeifer zog ab. Der Sohn aber hatte jede Nacht aufgepaßt, was der Alte anstellte, und hatte das auch mit angehört; am andern Tage ging er hin zu des Schulzen Haus, aber da war der reiche Bräutigam schon wieder bei dem Mädchen, und ihm selbst machte sie ein böses Gesicht und wollte nichts von ihm wissen, sein Vater wär' ein Hexenmeister, sagt' sie. Als aber der Abend heranrückte, wurde sie unruhig, und wahrhaftig, um Mitternacht kam der Sackpfeifer wieder und fing sein Lied an; so wie er aber diesmal spielte, legte sich das Mädchen nieder, wurde krank und immer kränker und lag endlich am Sterben. Da gelobte sie wieder an, sie wolle des Sackpfeifers Sohn heiraten, und wurde wieder gesund. Am andern Tage kam des Sackpfeifers Sohn wieder und bat um ihre Hand, aber da überhäufte sie ihn gleich wieder mit Vorwürfen.

Als aber die nächste Nacht kam, wurde ihr ganz angst und bang, und um 12 Uhr war der Sackpfeifer wieder da und pfiff sie krank, sterbenskrank. Da gelobte sie zum drittenmal an, daß sie seinen Sohn heiraten wollte, und sogleich wurde ihr wieder besser. Und wie nun am andern Tage des Pfeifers Sohn hinkam, war schon alles bereit zur Hochzeit, und der Reiche hat abziehen müssen, und den andern Sonntag haben sie geheiratet. Da ist aber der Sackpfeifer noch einmal gekommen und hat sich überzeugt, daß nun alles in Ordnung war, und sein Sohn hat die Pfeife aus dem Sarge nehmen müssen, sonst hätte der alte Sackpfeifer noch immer keine Ruhe gehabt.

Die Stimme im Walde



in Bauer wollte einmal in die Stadt zum Markt. Wie er durch den Wald kam, hörte er plötzlich so ein eigentümliches Geräusch. Er blieb stehen und horchte. Da hörte er's wieder, und rief: „Wat scha dat bedüden?" — Und richtig, da antwortete es „Wat frögst du dornah!" Nun wurd' es dem Bauern ganz unheimlich, aber er ging doch näher heran und rief „Himmel Dunnerwetter! du verfluchtes Aås, wist' di melden! Ick treck min Tüffel ut!" — „Treckst du em ut, treck ick em uck ut," antwortete die Stimme. Und eh' er sich's versah, kam ein großes schwarzes Tier aus dem Gebüsch, war aber ebenso schnell wieder verschwunden. Da zog der Bauer seine beiden Pantoffeln aus und warf sie hinter dem Tiere her in den Wald hinein. Sogleich ließ sich die Stimme wieder vernehmen: „Wie t' rinschallt, so scha't uck wedder rutschallen", und zwei Pantoffeln flogen aus dem Walde heraus, aber von purem Gold! Als der Bauer das sah, sagte er: „Krüz un Bomben Granaten, nu schmiet ick min letzten Dåhler uck rin." Da rief die Stimme wieder: „Wie't silbern rinschallt, so schallt 't golden wedder rut", und ein goldner Taler kam herausgeflogen, der flog aber dem Bauern so derbe an den Kopf, daß er eine dicke Brusche bekam. Doch die Sache gefiel ihm zu gut, er dachte: du versuchst es nochmal. „Himmel Krüz un Granaten, wie't Flocken vom Himmel schnieget, so kåenen die Goldstücke uck vom Himmel schniegen. Ick schmiet min Mütz vull Knöpp uck noch rin." Und er schnitt sich alle Knöpfe von Rock und Weste ab, packte sie in die Mütze und warf alles zusammen in den Wald hinein. Da antwortete die Stimme: „Wie't hörnern un linwandsch rinschallt, so schallt't diamantsch un purpursch wedder rut." Und dabei flogen ihm diamantene Knöpfe und eine purpurne Mütze gegen den Kopf. Als der Bauer diese Herrlichkeit noch ganz erstaunt betrachtete, stand plötzlich eine schmutzige Altsche vor ihm, die sprach: „Buer, nu

hest' wol nog, nu lop to Hus näh Muddern un vertell ehr, wat di passiert is." Da packte der Bauer seine Schätze zusammen und kehrte nun nach Hause zurück und zeigte seiner Frau, was ihm so unverhofft im Walde beschert war. Und die Leute meinten, das müßte wohl die Waldfee gewesen sein, die ihn so reich beschenkt hatte.

Das goldne Königreich



in reicher Herr hatte einen einzigen Sohn. Als dieser zwanzig Jahre alt war, sprach er: „Vater, ich will reisen und die Welt sehn." Der Alte war damit zufrieden, gab ihm einen Wagen und Pferde, einen Bedienten, viel Geld und noch mehr gute Lehren, und der Jüngling zog dahin.

Eines Abends kamen sie in einen großen Wald, und weil es dunkel war, gerieten sie vom Wege ab und gelangten zu einem kleinen Hause. Der Jüngling trat hinein, und da saß eine Frau beim Feuer und kochte sich ihr Abendbrot. „Kann ich bei Euch übernachten?" frug er. „Ei mit Freuden," sprach die Frau, „setzt Euch hin und tut, als ob Ihr zu Hause wäret." Das war dem Jüngling gerade recht, er aß und trank nach Herzenslust, denn er hatte den ganzen Tag noch nichts in den Magen bekommen, und schlief wie ein Prinz, bis die Sonne schon hoch am Himmel stand. Er sprang empor und schaute durch das Fenster in den schönen grünen Wald; da liefen Hirsche und Rehe und Hasen in ganzen Herden herum, und wilde Vögel aller Arten flogen von Baum zu Baum; dazu sangen die Lerchen und Finken und Nachtigallen, daß es ihm so wohl wurde, wie ihm nie gewesen war, und er beschloß, den schönen Wald nicht so bald zu verlassen. Beim Frühstück frug der Jüngling die Frau, wem der Wald gehöre? „Der Wald gehört mir," sprach sie. Da frug er weiter, ob er wohl darin jagen dürfe, denn die Jagd sei seine größte Lust

und Freude. „Das mögt Ihr, soviel Euch beliebt, doch ich rate Euch, tut es nicht," erwiderte die Frau. Er schlug den Rat aber in den Wind, denn er sah keinen Grund dazu, ergriff eine Büchse und sprang fröhlich in den Wald hinein. Da rief die Frau seinen Diener und sprach: „Geh und folge deinem Herrn schnell, so lieb dir sein Leben ist. Wenn ihr auf den freien Waldplatz kommt, dann springen drei weiße Hirsche vor euch her, doch darf dein Herr keinen schießen, im übrigen mag er töten, was ihm vor den Lauf kommt. Du darfst deinem Herrn aber nicht sagen, daß ich dir dies verraten habe, sonst ist es um dich geschehen." Der Diener dankte der Frau von Herzen für ihren Rat, denn er liebte seinen Herrn über alles.

Kaum waren beide einige hundert Schritte im Walde fortgegangen, da wurde es lichter und immer lichter und sie kamen auf eine große Wiese, da sprang ein Bächlein lustig über weiße Kiesel, und die Vögel sangen, daß dem Jüngling das Herz im Leibe hüpfte. Da raschelte es plötzlich im Gebüsch, und drei prächtige schneeweiße Hirsche mit stolzem Geweih sprangen heraus und liefen quer über die Wiese hin. Der Jüngling legte an, aber ehe der Schuß noch fiel, schlug der treue Diener ihm die Flinte in dei Höhe, so daß die Kugel in einen Baum fuhr und die Hirsche unversehrt davonsprangen. Der Jüngling fuhr den Diener hart an, warum er das getan habe, doch dieser entschuldigte sich und sprach, eine Biene habe ihn in die Hand gestochen und darüber sei er aufgefahren.

Sie gingen weiter und der Jüngling schoß noch allerlei Wild, aber die Freude war ihm verdorben, denn die drei weißen Hirsche wollten ihm nicht aus dem Kopfe. In dem Waldhäuschen nahm die Frau den Diener beiseite und lobte ihn, er habe seinem Herrn das Leben gerettet. Sie trug in ihrer Freude die köstlichsten Speisen aller Art auf, schenkte Wein aus aller Herren Ländern ein und dem Jüngling gefiel es immer besser bei ihr.

Am andern Morgen griff er wieder zur Flinte und ging in den Wald. Da sprach die Frau zu dem Diener: „Geh und folge schnell deinem Herrn; wenn ihr auf den freien Waldplatz kommt, dann springen drei braune Hirsche daher, aber verhüte, daß dein

Herr sie schießt, so lieb dir sein Leben ist, und verrate nicht, daß ich dir dies gesagt habe, sonst ist es um dich geschehn." Der Jüngling ging ganz denselben Weg, wie tags vorher, wie sehr auch der Diener suchte, ihn anderswohin zu führen. Bald kamen sie auf die schöne Waldwiese mit dem muntern Bächlein und all den tausend Vögeln. Da raschelte es wieder im Gebüsch, und drei braune Hirsche mit prächtigem stolzem Geweih setzten quer über die Wiese hin. Der Jüngling schlug an, aber zugleich gab der Diener ihm einen Stoß, daß die Kugel in die Luft pfiff. Da fuhr der Jüngling zornig auf und rief: „Wenn du dies noch einmal wagst, dann schieße ich dich nieder;" und was der treue Diener auch sagen und wie er sich auch entschuldigen mochte, alles half nichts, sein Herr blieb dabei. Er konnte nicht verschmerzen, daß die drei Hirsche ihm durchgegangen waren, denn schönere hatte er sein Leben lang nicht gesehen.

Die Frau in dem Waldhäuschen trug heute noch viel köstlicheres Essen auf als am Tage vorher, und die guten Weine aller Art standen die Hülle und Fülle auf dem Tische. Zum Diener aber sprach sie heimlich, er habe seine Sache gut gemacht, und sein Herr gehe einem großen Glück entgegen.

Als der Jüngling am folgenden Morgen wieder in den Wald sprang, sprach die Frau zu dem Diener: „Geh und folge deinem Herrn und laß ihn nur nicht schießen, wenn er heute drei schwarze Hirsche auf dem Waldplatz sieht; heute ist der gefährlichste Tag und sein Leben hängt daran; verrate mich aber nicht, so dir dein Leben lieb ist." Der Diener versprach es ihr willig und eilte seinem Herrn nach. Aber heute war es ihm so traurig zumute; der Wald schien ihm nicht mehr so schön, und die Vöglein nicht mehr so lustig, und das Bächlein nicht mehr so munter. Er versuchte wohl seinen Herrn einen andern Weg zu führen, aber der Jüngling wollte nicht, er hatte die drei Hirsche im Kopf und drohte dem treuen Diener: „Heute rate ich dir aber gut, stoße mich nicht, sonst geht es dir schlimm." Also kamen sie an der Waldwiese an und kaum standen sie da, da brachen drei schwarze Hirsche mit mächtigem Geweih aus den Büschen und sprangen quer über die Wiese daher. Der Jüngling schlug an, da gab ihm der treue

Diener einen Ruck, die Kugel sauste in den Wald und die drei Hirsche entsprangen. „Das sollst du mir büßen," schrie der Jüngling und lud von neuem. Wie sehr der Diener auch jammerte und um sein Leben bat, alles half nichts, der Jüngling schoß ihn in seinem Zorne nieder.

Als die blasse Leiche aber so vor ihm lag, da verrauchte der Zorn bald, und die Reue kam. Vergebens rief er den treuen Diener mit hundert schönen Namen, er weinte und rang die Hände, er war tot und blieb tot. Da stürzte er wild und wie ein Wahnsinniger durch den Wald zurück zu dem Waldhäuschen, doch es war öd und einsam, die freundliche Frau war verschwunden. Er sattelte im Stall eins seiner Pferde, sprang darauf und ritt verzweiflungsvoll weg, wohin, das wußte er selber nicht.

So war er in tiefster Betrübnis Stunde um Stunde dahingesprengt auf wilden Waldwegen. Die Sonne stand im Mittag und sie ging zur Rüste, und der Wald wurde immer dichter; weder Dorf noch Haus war zu sehen, Hunger und noch mehr Durst quälten ihn. Die ganze Nacht ritt er fort, bis es wieder tagte, da öffnete sich der Wald und er kam auf eine große Wiese, darauf sprang eine klare frische Quelle. Er bückte sich zu ihr, um seinen brennenden Gaumen zu letzen, und trank lange Züge. Als er sich aber wieder erhob, siehe, da standen drei wunderschöne Jungfrauen vor ihm.

Er zog seinen Hut zum Gruße ab, doch sie schauten ihn finster und zornig an und sprachen: „Du hast in deinem bösen Zorne dein Glück verscherzt und unsere Erlösung auf lange Zeit verschoben. Jetzt wärest du im goldnen Königreich, wenn du gutem Rate und freundlichen Bitten gefolgt wärest, nun aber mußt du noch lange wandern und viel kämpfen, bis du dahin kommen kannst."

Da stürzte der Jüngling vor ihnen auf die Knie und rief voll Reue: „Ich will alles dulden und ertragen, wenn ich nur meine Tat wieder gut machen kann, saget mir nur, was ich tun soll."

„Das ist uns nicht gegeben," sprachen die Jungfrauen, „doch wollen wir dir beistehen, soviel uns erlaubt ist."

Da gab die Älteste ihm ein Schwert, dem konnte nichts widerstehen, und wer von ihm getroffen wurde, der sank tot zu Boden.

Die zweite gab ihm eine Börse, die blieb immer mit blanken Goldstücken gefüllt, wie viel man auch herausnehmen mochte. Die Jüngste aber war die Schönste, die hatt' es ihm gleich angetan, so daß er immer nur sie ansehen mußte; von ihr bekam er einen goldnen Ring, daß er ihrer nicht vergesse. Dann verschwanden sie.

Jetzt faßte der Jüngling neuen Mut, schwang sich auf sein Pferd und ritt ruhigen Sinnes in den Wald hinein. Noch war er keine hundert Schritte weit, da hört' er ein schreckliches Zischen und jämmerliches Brüllen in dem Gebüsch. Er sprang darauf zu, und da war es ein scheußlicher Lindwurm, der seinen langen Schweif um einen Löwen geschlagen hatte und ihm sein Gift entgegenspie. Kurz entschlossen faßte der Jüngling sein Schwert und tat einen schweren Schlag, so daß er dem Lindwurm den Schweif abschlug, und das abgehauene Stück fuhr mit solcher Gewalt in die Bäume hinein, daß es ganze Äste zerbrach. Mit einem zweiten Schlage traf er den Kopf des Drachen, so daß das Untier hinstürzte und die Zunge armslang aus dem Halse streckte. Der Löwe aber schüttelte sich und sprang vor Freuden wie ein getreuer Hund zu seinem Befreier, drückte seinen zottigen Kopf an ihn und suchte ihm auf jede Art seinen Dank zu beweisen, folgte ihm auch seit dem Augenblicke überall hin. Da wuchs dem Jüngling der Mut, denn nun erkannte er die Kraft seines Schwertes, und er ritt unermüdet manche Woche lang seines Weges fort, bis er endlich an das Wasser Irrewellen kam, welches so groß und breit ist, daß man sein Ende gar nicht absehen kann.

Da lag am Ufer ein Schiff vor Anker, und nicht weit davon stand des Schiffers Haus. Der trat heraus, grüßte den Jüngling und bot ihm Speise und Trank. Der Jüngling nahm es dankbar an, denn er hatte seit vielen Tagen nur von Wurzeln und Kräutern gelebt. Dann frug er den Schiffer, ob er nicht wisse, wo das goldne Königreich liege? Der Schiffer sprach: „Wenn Ihr dahin wollt, dann seid Ihr schlecht beraten; das liegt weit, weit jenseits des Wassers und der Riesenländer, und der Weg dahin ist schwer und gefährlich; denn die Riesen fordern von jedem, der durch ihr

Land will, eine Hand oder einen Fuß als Zoll." „Ich fürchte mich nicht vor den Riesen," erwiderte der Jüngling, „wenn ich nur in das goldne Königreich kommen kann." „Wenn Ihr nicht anders wollt, dann fahre ich Euch über," sprach der Schiffer. Der Jüngling trat mit seinem Pferde und dem Löwen in das Schiff, der Wind blies in die weißen Segel, und es flog über die Wellen dahin. Bald aber verfinsterte sich der Himmel, der Sturm erhob sich und warf das Schiff auf und nieder, wie einen Spielball, so daß man jeden Augenblick meinte, es müsse versinken; doch der Jüngling behielt seinen Mut und verzagte nicht. Nach einiger Zeit ließ der Sturm nach, es wurde wieder hell und heiter, und das Schiff landete bei freundlichem Sonnenschein. Der Jüngling lohnte dem Fährmann reichlich, dankte ihm und stieg ans Land.

Noch ehe er sich recht umschauen konnte, hörte er einen entsetzlichen Lärm und sah drei Riesen, die mit eisernen Stangen auf ihn zuliefen und schrien, sie müßten seine rechte Hand zum Zoll haben. „Gemach, gemach!" sprach der Jüngling, „das hat nicht so große Eile"; und er trat ihnen fest entgegen, schwang sein Schwert und schlug in einem Hui zweien den Kopf ab, den dritten zerriß sein Löwe und nahm ihn als Frühstück ein, aber nicht ganz, denn der Riese hatte handdickes Fett auf den Knochen und war wohlgenährt. Dann sprang der Jüngling auf sein Pferd und ritt weiter durch Wald und Heide, Wiese und Weide, bis er wieder an ein großes Wasser kam. Am Strande stand ein Haus und vor dem Hause lag ein Schiff.

Der Schiffer trat aus dem Hause, als er den Tritt des Pferdes hörte, grüßte den Jüngling und bot ihm Obdach, Speise und Trank in seinem Hause an. Der Jüngling nahm dies dankbar an, denn er hatte seit seinem Kampfe mit den Riesen nichts mehr genossen. Nach dem Essen frug er den Schiffer, wie das Wasser heiße und wo das goldne Königreich liege? „Das Wasser heißt Grausam," sprach der Schiffer, „weil es alles verschlingen möchte, was auf ihm schwimmt und schwebt. Aber wenn Ihr in das goldne Königreich wollt, dann habt Ihr schlimme Wege. Das liegt weit jenseits des Wassers und der Riesenländer. Die Riesen fordern aber von jedem, der durch ihr Land will, eine Hand oder einen Fuß, und ihrer sind viel; darum rate ich Euch, bleibt lieber hier." „Ich frage nichts nach den Riesen und kämen sie auch zu Dutzenden," sprach der Jüngling. „Wie Ihr wollt, ich fahre Euch gern über." Da stiegen sie alle in das Schiff, der Fährmann zog die Segel auf, und der Wind blies so günstig, daß es eine Lust war. Er blies aber mit der Zeit immer stärker und stärker, der Himmel verfinsterte sich, und ein schrecklicher Sturm mit heftigem Gewitter brach los. Das Wasser wurde stets wilder, die Wellen packten ordentlich das Schiff wie mit weißen Fäusten und warfen es herum, daß dem Fährmann Hören und Sehen verging. Aber da stellte sich der Jüngling ans Steuerruder und stand fest und aufrecht da und je wilder das Wasser wurde, um so mehr Freude machte es ihm. Endlich legte sich der Sturm, die Wellen wurden immer zahmer und kleiner, und zuletzt waren sie ganz still und friedlich, und das Schiff glitt nur so über sie dahin. Am Lande stieg der Jüngling mit seinen Tieren aus und gab dem Schiffer überreichen Lohn. Da sprangen sechs plumpe Riesen mit schweren Eisenstangen herbei, die schrien ihm zu, er müsse ihnen seine linke Hand als Zoll geben, wenn er durch ihr Land wolle. „Sogleich sollt ihr sie haben" rief der Jüngling, hob sein Schwert, und hui sagte es, da wußten vier von den Riesen nicht mehr, wo ihnen der Kopf stand; die zwei andern nahm der Löwe zum Frühstück und fraß, als ob er in acht Tagen nichts mehr bekommen sollte.

Immer weiter ging nun die Reise über Berg und Tal, bis sie an ein drittes Wasser kamen. Da lag ein mächtig großes Schiff vor Anker, und am Strande stand des Schiffers Haus. Der trat heraus, grüßte den Jüngling und bot ihm Obdach und Labsal. Das ließ er sich gefallen, denn in den Bergen und Tälern war er keinem Wirtshaus begegnet und sein Magen knurrte. Nachdem er sich gestärkt hatte, frug er den Schiffer, wie das Wasser heiße und wie weit es bis zum goldnen Königreich sei? „Das Wasser heißt das Allerschlimmste," sprach der Schiffer, „weil noch kein Schiff hat hinüber fahren können. Aber wenn man auch drüben wäre, dann hat man immer noch nicht gewonnen, denn da liegen neun Riesen, die lassen nicht mit sich spaßen; sie fordern

von jedem die Füße als Zoll, der in das goldne Königreich will, und mit denen wird niemand so leicht fertig." „Die Riesen kümmern mich nicht, wenn Ihr mich nur überfahren wollt." „Dazu ist mir mein Schiff und mein Leben zu lieb," erwiderte der Schiffer; aber als der Jüngling anfing, aus der Börse blanke Goldtaler auf den Tisch zu zählen, wurde der Fährmann immer mutiger, und als der Tisch vollgezählt lag, sprach er: „Nun, ich will's wagen."

Da stieg der Jüngling mit seinen Tieren in das Schiff, der Fährmann folgte, und die Segel schwollen im frischen Winde. Plötzlich aber brach der Sturm los. Das Wasser wurde wie ganz schwarz, die Wellen gingen turmhoch und packten das Schiff, als ob sie es zermalmen wollten. Dazu zuckten die Blitze, so daß der Himmel wie ein Feuermeer schien, die Donner folgten sich Schlag auf Schlag, kurz es war als solle die Welt untergehn. Der Schiffer jammerte und schrie, die Tiere wimmerten vor Angst, nur der Jüngling war ruhig und kalt. Als der Schiffer zuletzt alles verloren gab, als die Segel rissen, der Mast brach, und keine Rettung mehr möglich schien, da faßte er das Steuerruder und hielt an ihm aus, bis der Sturm sich legte, die wilden Wasser sich ebneten und die Sonne wieder hinter den Wolken hervortrat. Da lag das Riesenland vor ihnen, der Jüngling beschenkte den Fährmann noch einmal reichlich und machte sich mit seinen Tieren auf den Weg.

Er war nicht weit gegangen, da kamen die neun Riesen schon herangepoltert, schwenkten ihre dicken Eisenstangen über den Köpfen und schrien alle durcheinander: „Deine Füße müssen wir als Zoll haben! Her deine Füße! Deine Füße her!" „Ei schreit nicht so toll, ich höre es ja schon," rief der Jüngling. „Wer will meine Füße haben?" „Wir wollen sie haben," schrien die vier ersten und wollten über ihn herfallen, aber hui sagte das Schwert, und da waren sie alle vier mäuschenstill. Dann lief er zu den fünf andern, die nicht so schnell gelaufen waren, hui pfiff das Schwert und da lagen wieder drei da, die zwei letzten nahm der Löwe zum Mittagsbrot und fraß, daß er nicht mehr von der Stelle konnte.

Voller Freude schaute der Jüngling um sich, und da lag in der Ferne eine wunderschöne Stadt, die strahlte und leuchtete in der Sonne wie reines Gold. Er ruhte einen Augenblick aus, dann spornte er sein Roß und sprengte auf die Stadt zu, aber je näher er kam, um so weniger konnte er den Glanz aushalten. „Das muß das goldne Königreich sein," sprach er, „oder ich finde es nie," und er hatte recht, denn es war die Hauptstadt vom goldnen Königreich.

Als er hineinkam, suchte und fragte er zuerst nach dem Königsschloß; dann kehrte er in einem Wirtshaus ein, das dem Schlosse grade gegenüber lag. Da hörte er von dem Wirt, im Schlosse seien drei schöne Prinzessinnen, sie seien aber verwünscht und könnten nur durch den Bräutigam der Jüngsten erlöst werden; der wohne noch jenseits der drei Meere und der Riesenländer und es sei eine große Frage, wann er komme. Der Jüngling frug weiter, wie der Bräutigam die Erlösung vollbringe; das Schloß sei ja immer geschlossen, und man sehe ihm nicht an, daß ein lebendes Wesen darin wohne. Da sprach der Wirt, wenn der Bräutigam im rechten Wagen und mit den rechten Pferden zu dem Schlosse fahre, dann werde es sich öffnen, weiter wisse er nichts.

Nun wußte der Jüngling genug, nur er konnte der Bräutigam sein. Am folgenden Tage tat die Börse ihre Schuldigkeit, er kaufte einen schwarzen Wagen und sechs schwarze Rosse, nahm viele Diener an und kleidete alle schwarz; also fuhr er auf das Schloß zu. Als der Wagen in die Nähe des Tores kam, sprang es auf, und da kam er in den großen Schloßhof. Der war aber öde und einsam und alle Türen und Fenster gesperrt; nur dem Tor gegenüber war ein zweites Tor, das war auch offen. Der Jüngling befahl dem Kutscher hindurchzufahren, denn er glaubte in einen zweiten Hof zu kommen, aber er befand sich auf der Straße, und das Tor schlug hinter ihm zu.

Da sah er, daß dies der rechte Wagen und die rechten Pferde nicht waren. Er kaufte sich nun einen prächtigen braunen Wagen mit sechs braunen Pferden, kleidete auch alle seine Diener braun und fuhr wieder auf das Schloß zu. Das große Tor sprang vor dem Wagen auf, und der Wagen rollte in den Schloßhof. Da

war es wiederum ganz still und einsam, nur waren die Fenster alle offen, so daß man in die prächtigen Zimmer sehen konnte, doch die Türen blieben geschlossen und keine lebende Seele zeigte sich. Da befahl er dem Kutscher, durch das zweite Tor zu fahren, und als er kaum hindurch war, schlug es hinter dem Wagen zu.

Am folgenden Tage kaufte er sich einen schneeschloßenweißen Wagen mit sechs Schimmeln, kleidete alle seine Diener weiß und fuhr also nach dem Schlosse. Da sah er von weitem schon das große Tor sperrangelweit offen, auf dem Dache flatterten die Fahnen, und die Kanonen schossen, als er näher kam, daß der Erdboden zitterte. Als er hineinfuhr, scholl ihm Musik entgegen von Pauken und Trompeten, und der ganze Hof stand voll prächtig gekleideter Herren und Frauen und Diener; die schlossen seinen Wagen auf und empfingen ihn ehrerbietig, um ihn ins Schloß zu führen. Da stand an der Treppe der König mit seiner Krone auf dem Haupte, drei wunderschöne Jungfrauen zu seiner Seite. Die jüngste und schönste aber eilte dem Jüngling entgegen und sprach: „Sei gegrüßt, mein Erlöser und Geliebter!" Sie küßten sich und wurden zur Stunde miteinander vermählt und waren in treuer Liebe glücklich ihr Leben lang.

Der Jude im Himmel



Eck kann'r un kann'r nich wedder upkömen, wö dat Hilmische (Hildesheimische) Dörp hett, out wecken nein (kein) einzig Buer in'n Himmel is. Toibet mal (wartet mal): Söhre, Eussen, Heine, Lechstedt, Achten, Asel, Babenstedt, Drispenstedt, Maxen, Geußen, Bössen, Sossen! Ne, et is'r nich twischen. Man stille! Eime, Kemme, Schelwerten, Garmissen, Algarmissen, Bolzen, Emmerke, Himmelsdör, Groten-Düngen, Lütjen-Düngen, Siwesse, Pettse — O, sau woll eck doch, et is'r wedder nich twischen! Na, saulat et heten wö et will! Pullmuxen sall't heten, de Katte mot doch en Namen hebben. Also wat eck seggen wolle, ganz vor düssen was emal en grot Starbent in Hilmessen. Do storben ok emol in einer Nacht veertein Minschen, davon wören dritteine Christen un eine was ein Joude. De drittein Christenseelen harrn't hille (eilig), na'n Himmel tau kömen un merkeden nich, dat de Joude seck twischen se dreng et harre, un als ob he ok mit dertau höre, up de Himmelspörte losmarschire. Sau mochte et wol morgens um Klocke Sesse sin, as dei Veerteine schon an de Pörte kloppeden. Petrus harre den Dag vorher veel tau daune hat mit Seelen-Herinlaten, was recht moie un dreie seck (müde und drehte sich) noch mal in'n Bedde herüm. Drum word he recht falsch, as dei Veerteine ankloppeden, sprung ut den Bedde, slott up un knurrede: „Joi konnen ok später starben; no man hille herin!" — Drup leggt'e seck wedder hen un bekümmert seck nich woider um de Seelen. Sau mocht et wol en Ouhr achte sin, als Paulus upstund un Petrussen weckede. As Petrus seck nou antog, snüffele Paulus sau in der Luft herum, un säh: „Swerenot!" säh'e, „wat is denn dat, Petrus, et rückt meck ja hoir sau nah Knuflök?" — Petrus fung ok an tau snüffeln un säh: „Weit Gott, dat is Knuflök, eck wöre doch neinen (keinen) Jouden mit herinlaten hebben! Et sind'r vorhen Veerteine kömen un eck hewwe se meck nich recht bekeken, weil eck noch so moie was. Kiek, da sittet se alle Veerteine." „Richtig!" seggt Paulus, „un dei da mit der langen Näse is'n Joude oder eck will nich Paulus heten! No, dat werd 'ne schöne Geschichte weren, wenn da de Ohle hinner kümmt!" —

Petrus kratzt seck in'n Koppe un seggt tau Paulus: „Weiste wat, leiwe Junge, smoit meck den Jouden herut." — „Wat, eck!" seggt Paulus; „wat fällt deck in, eck draf meck je (ich darf mich ja) gar nich mit'n Jouden befaten; smoit du'n doch sülwest herut!" — „Eck draf je ok neinen Jouden anpacken," seggt Petrus, „dat is den jüngsten Seelen öre Sake. — Jeu da," (Ihr da) reppt he drüm dei torletz ekömenen drittein Seelen an, „smoitet meck doch mal den Jouden herut, dei da twischen jeck sitt!" Dei awer — et wören alle Hilmische Börger un meinen

seck nich schlecht wat — woren frech un säen: se wören sau gut Christen woi dei Muschee (Monsieur) Apostel ok; se brukeden seck ok mit neinen Jouden tau befaten. Petrus wollte falsch weren, awerst Paulus sä': „Mak nein Spektakel, süs kümmt'r de Ohle tau; eck besinne meck ok, dat wie an'n lesten Froidage mit Michael utmaket hewt, dat wenn't'r mal wat rut tau smoiten gift, sau schöllt dat de drei Jüngsten ut der Gemeine Pullmuxen dauen." — „Gottlov!" seggt Petrus, „da hewt we wedder ne Sorge wenniger, slah doch mal dat graute Bauk up un kiek in'n Register tau, wo de Jüngesten ut Pullmuxen tau finnen sind." „Jawoll," seggt Paulus, un halt dat graute Bauk her; fängt an tau blädern un blädert un söcht un söcht nach der Gemeine Pullmuxen un kann se nich finnen. „Ohle Quengeler, gif meck mal et Bauk," seggt Petrus, un blädert un söcht un söcht — „Swerenot!" reppt he up emal un verjöcht seck (erschrickt), „de Gemeine Pullmuxen steit'r je gar nich inne! Is doch wahrhaftigen Gott nein einzig Minsche ut Pullmuxen in'n Himmel!" — „Wat is nou tau daune?" seggt Paulus; „nou mötte we sau lange mit den Jouden-Herutsmoiten toiben, bet mal eine ut der Gemeine Pullmuxen in'n Himmel kümmt!" — Ja, toibet man tau, de Joude kann'r noch lange inne sitten.

Das Pomeranzenfräulein



Einst wurde ein reicher junger Grafensohn von seinen Eltern sehr bedrängt, daß er heiraten solle, und viele schöne Prinzessinnen wurden ihm vorgeschlagen. Allein er mochte keine von allen, denn er hatte es sich in den Kopf gesetzt, nur eine Braut heimzuführen, die nicht von einer Mutter geboren war, und eine solche konnte er lange nicht finden. Es ließ ihm aber keine Ruhe, und er wollte so lange suchen, bis er die rechte Braut für sich fände. Er ließ

sich sein Roß satteln und nahm von seinen betrübten Eltern Abschied und ritt in die weite Welt hinein. So war er schon sehr, sehr lange geritten und noch immer hatte er die rechte Braut für sich nicht finden können. Da kam er eines Tages zu einem Kreuzwege; dort stand ein altes Weiblein, krumm und gebückt, das hatte nur einen Zahn im Munde und seine Augenbrauen waren so lang, daß sie tief über die Augen hingen. Als nun der junge Graf das Weiblein fragte, wohin die zwei Wege führten, da hat er schreien müssen, daß sie ihn verstand, denn das Weiblein war vor Alter fast taub. Auf ihre Fragen erzählte er ihr von seinem Vorhaben, und die Alte nickte und wackelte beifällig mit dem grauen Kopf und sagte mit einer kreischenden Stimme, die schwer zu verstehen war: „Schmucker Knabe, gehe den Weg," — dabei zeigte sie mit dem Haselstöckchen auf den Weg, der rechts führte — „und du wirst ein großes, großes Haus finden, gehe hinein, schmucker Knabe, und hinter der Tür wirst du einen Kehrbesen finden. Den nimm, und kehre die Stiege, und wenn du die Stiege gekehrt hast, dann wirst du zu einem großen Löwen kommen, schmucker Knabe! und der hält einen goldenen Schlüssel in seinem Rachen. Den Schlüssel mußt du dem Löwen mit Gewalt aus dem Rachen reißen und damit die Zimmertür aufsperren, vor der er steht. Dann wirst du in ein prächtiges Zimmer kommen, da steht wieder ein Löwe mit einem Schlüssel im Rachen vor einer Tür. Diesen Löwen aber mußt du erlegen, schmucker Knabe, und ihm wieder den Schlüssel nehmen. Mit dem schließt du die andere Tür auf, dann kommst du in die Küche, und in der Küche wirst du drei schöne rotgelbe Pomeranzen finden und ein Messer mit einem Griff aus Ebenholz. Das Messer nimmst du und schneidest eine der drei Pomeranzen auf, schmucker Knabe, dann wird ein wunderschönes Fräulein, schön wie die Sonne, herauskommen. Du mußt aber mit ihr gleich zu dem Brunnen gehen, der vor dem Haustore unter den zwei Linden steht, und deine Braut unter das Wasser halten, sonst wird sie gleich zusammenwelken und sterben."

Der Grafensohn dankte ihr für ihren guten Rat, ritt in den kühlen dunklen Wald hinein und kam immer tiefer und tiefer, bis

er plötzlich vor einem großen Schlosse stand, das aus weißem Marmor erbaut war. Er trat durch das große schöne Portal ein und fand hinter der Haustüre den Besen; den nahm er und kehrte damit die Stiege, wie es ihm die Alte gesagt hatte. Als er das getan hatte, kam er zu dem Löwen, dem nahm er den goldenen Schlüssel aus dem Maule, sperrte die Saaltüre auf, die von Ebenholz war, durchschritt dann den weiten Saal, bis er zu dem zweiten Löwen kam, der wieder einen goldenen, noch schöneren Schlüssel im Rachen hielt. Er erlegte den Löwen, nahm den Schlüssel, schloß damit die nächste Türe auf und ging in die Küche. Dort fand er auch wirklich das Messer und die drei Pomeranzen, die waren wie das reinste Gold und glänzten wie die Sonne; er wagte es kaum, sie anzufassen. Endlich faßte er sich ein Herz und griff nach der nächsten, ersten Pomeranze und nach dem blanken Messer, und schnitt den goldenen Apfel entzwei. Aber kaum hatte er die obere Hälfte abgelöst, da stand ein wunderschönes Mädchen vor ihm in der unteren Hälfte der Pomeranze, die er in den Händen hielt; das kleine Fräulein war so schön wie der Tag und seine Augen blau wie der Sommerhimmel. Dem Grafensohne wurde es ganz wunderlich ums Herz, er vergaß die Mahnung des alten Mütterchens ganz und gar, und schaute und schaute nur das schöne Jungfräulein an, dachte gar nicht an den Brunnen. Und wie er so dastand, da welkte das schöne Bild zusammen und starb vor seinen Augen.
Da erschrak er und dachte, das zweitemal den Rat der Alten besser zu befolgen; er nahm die zweite Pomeranze und das blanke Messer und stieg die weiße Marmortreppe hinab in den Hof. Als er bei dem Brunnen unter den zwei Linden angekommen war, schnitt er die goldene Frucht auf; und es blendete ihm fast die Augen, ein Jungfräulein stand vor ihm, so schön, wie die Sonne noch nie eins beschienen hat. Er hielt sie unter den Strahl des Wassers und da wurde sie immer größer und größer, so daß seine Hände sie nicht mehr halten konnten und sie auf dem Boden stand und endlich fast so groß war wie er. Da schlang er den Arm um sie und führte sie in das Marmorschloß, und sprach zu ihr, sie solle da bleiben, bis er mit Roß und Wagen wiederkäme.

Dann nahm er Abschied von ihr, küßte sie und wanderte zu seinen Eltern, um Roß und Wagen zu holen. Die schöne Pomeranzenjungfrau aber blieb nun ganz allein im Schlosse, mußte sich selbst das Wasser holen und das Essen bereiten und hatte so ganz allein wohl manchesmal Langeweile.
Neben dem großen Marmorschloß stand aber ein kleines Haus, darin wohnte eine Hexe mit ihren zwei Töchtern. Die sahen das schöne Mädchen öfters zum Brunnen unter den Linden gehen, kamen auch zu ihr herauf und fragten sie aus, und das Pomeranzenkind war arglos und erzählte ihnen in seiner Einfalt alles, gerade wie es Kinder tun.
„Komm mit," sagte einmal die ältere Hexentochter, „die Mutter hat Kuchen gebacken, die schmecken so gut." Das Mädchen ließ sich bereden und ging mit. Sie spielten allerlei Spiele und da sollte das Mädchen einmal Königin werden, und mußte sich umkleiden und die Haare flechten lassen. Wie es aber so dasaß, da drückte ihm eine von den beiden Schwestern eine Nadel in den Kopf, das war eine Zaubernadel, und das arme Kind wurde in eine Taube verwandelt.
Eine von den zwei häßlichen Schwestern ging nun in das Schloß hinüber und wartete, bis endlich der Bräutigam angefahren kam. Der staunte nicht wenig, wie er anstatt seiner schönen Braut die garstige Hexentochter fand. Aber die wußte allerhand Ausreden, und er meinte, sein gegebenes Versprechen müßte er halten und ihn könnten doch nur die Augen täuschen; er nahm also die häßliche Braut zu sich in den Wagen und fuhr nachdenklich mit ihr fort.
Während sie aber unterwegs waren, kam der alten Hexe die Taube aus und flog dem Wagen nach und umflatterte ihn und schlug mit den weißen Flügeln, daß der junge Graf es merkte und mitleidig die Hand herausstreckte, um sie hereinzulangen. Die falsche Braut aber war böse darüber und wollte es nicht leiden, denn sie hatte das Tierchen erkannt. Doch er nahm es herein, hielt es auf seinem Schoß und streichelte es, so daß es zu girren anfing. Und wie er ihm so über den Kopf strich und das Täubchen ihn mit seinen schwarzen klugen Augen ansah, kam er an die Nadel; voll

Mitleid zog er sie heraus, da stand das schöne Pomeranzenfräulein wieder vor ihm. Nun war der Grafensohn in einer Glückseligkeit, daß er sie wieder hatte. Als er aber erfuhr, wie alles zugegangen war, da warf er das böse Hexenmädchen zum Wagen hinaus, daß es beide Beine brach. Das Brautpaar fuhr jetzt voll Freude nach Hause, und die Eltern freuten sich mit ihrem Sohne und es gab eine prächtige Hochzeit. Die Geschichte ist wahr, denn ein Grafensohn davon lebt jetzt noch.

Bur und Landvogt



Zu-n-re Zit het uf eme Schloß, me hat em gseit Gilgeberg, e Landvogt glebt, der's gar wohl mit de Bure het chönne. De isch e Mol spaziere gange und trifft uf em Feld e Bur a, wo g'achret het. Grüeßt ihn: „Gute Tag, Nochber! Wie goht's, wie stoht's?" „Hin und her!" seit der Bur und süst nüt; er het's ebe druf agleit, der Landvogt chibig[1] z'mache. Der Landvogt denkt: „Dä Bur mueß me schint's bi men anderen Ohr packe, sustredt er nit" — und macht der Vorsatz, er wel ihn s'nöchst Mol gattliger arede. Paar Tag spöter chöme si richtig wider zäme und der Landvogt seit: „Flißig, flißig, Nochber? D'r heit doch do zwen scharmanti Roß!" „S'si aber au zwen schöni Füli gsi!" macht der Bur, und het si kei Augeblick i sir Arbet lo störe.

„Wart nur," denkt der Landvogt, „i will di lehre mit der gnädigen Obrigkeit rede, du Pflegel du!" und fot a studiere, wie-n-er ächt de Bur einisch chön empfindlig zwicke. De Bur het's aber meh us Meisterlosigkeit tho gha als us Bosheit und het nebezue doch der Landvogt grespektiert — s'wird si bald zeige.

Bim Chleene[2] findt er einische schlofede Has und cha ne lebendig

[1] Zornig. [2] Klee schneiden

foh; denkt, das gäb jetz es schöns Presänt in's Schloß ue. Er leit deheim de Sunntigchittel a und nimmt dä Has in d'Buese ie und trampet so i der beste Meinig[1] der Schloßweg uf. Im Schloßhof under de höche Schattebäume ergoht si der Landvogt und gseht do so ne schwäre, chäche[2] Ma der Hübel uf walke. Seit zuen em selber: „Was wil ächt dä vo mir?" Bald hat er do gseh, das es dä grob Bur isch und hitzt ihm bigopp all Schloßhünd a, und die si halt d'r Berg ab uf ihre Ma los wie Drake. Selbi Zit si d' Schloßhünd i großem Asehe gstande und de Bur wär frei erschrocke, won er si gseht cho[3], wenn er z'erschrecke gsi wär. Aber er isch z'mitts uf em Weg bockstill gstande, het nume vorfer si groß Chittelchnopf ustho und der Has lo zu der Buese-n-us springe. Jetz si d' Hünd was gisch was hesch dem Has no und hei der Bur nümmen agluegt. Der Landvogt gseht's mit Verdruß, wie die ganzi Chuppelen i Wald ihe schießt, chunnt oben abe z'pfödele[4] und frogt: „E—e! E—e! Wem springen au die Hünd noh?" „Denk dem wo vorewegg springt!" seit der Bur und het nit emol s'Gsicht verzoge.

Jetz isch der Landvogt fast versprützt vor Täubi[5] und het si schier nümme gspürt, het aber nit vil lo merke und seit derno zum Bur: „Chumm uche is Schloß, de muesch eis z'trinke ha." Dä Bur het d'Jladig gar nit abgwise und im Ufestige[6] erzellt er derno: was ihn do uche tribe heig und was er ihm heig welle bringe. Aber der Landvogt isch z'häfti ertäubt gsi und het keis Mitlide meh gha mit dem Bur. Winkt ime Chnecht und treit em uf, er soll mit dem Gast i Cheller abe und en fülle, aß er eberecht gnueg heig und e de gottsvergessen abdrösche. Der Chnecht thuet wie's em bifohle gsi isch, und der Bur het si in erste Theil ordli chönne schicke. Won er afe[7] ölf oder drizeh Chännli voll versorget gha het, aß em der Wi afe d'Pelzchappe lüpft, dutteret's em[8], d'Metti chönnt jetz de gli agoh, gseht uf dene große Fäßeren obe so nes chlis Bolerli[9] ligge und seit: „Dorin mueß gwüß no nes guets Tröpfli si, mer wei ne versueche, i ha süst glaubi us eme njedere Faß e chli gha;" und schloht mit der Fust der Hahnen us. Der

[1] Meinung. [2] kräftigen. [3] Kommen sieht. [4] getrippelt. [5] Ärger. [6] hinaufsteigen. [7] bereits. [8] schwant ihm. [9] Fäßchen.

6*

Wi chunnt z'springe bogeswis und der Chnecht au und levitet: „Du Sürmel, was machsch au?“ und stoßt gschwind der Finger is Loch. Der Bur het der Hahne gsuecht, findt en, und wie's der Chnecht bifiehlt, steckt er em e nebene Finger ihe und pauf! mit em Hammer druf. Jetzt isch der Chnecht halt a das Fäßli agnaglet gsi und schreit gar erbärmlig. Der Landvogt vorusse het scho lang die Musig gwartet, und endlig, won er lang gnue glusteret gha het und der Lärme jetz agoht im Cheller, het er denkt: „Aha, jetz gerbt er ihn einisch, dä Singel[1]“ — und rüeft zum Überfluß no i Cheller abe: „Triff ihn nume! Verwix ihn! Hau-ne recht ab!“ Der Bur isch als e ghorsame Diener scho a der Arbet gsi und haut do ab eme schöne Limmerechäs es ganzes Viertheli, nimmt dä Bitz vorfer i d'Buese, wo vorher der Has gsi isch und thuet der Chittel bis oben i. So gwagglet er mit überschlagene Arme d' Chellerstägen uf, het es Gsicht gschnitte wie vorfärndrige Holzessig, suri Auge gmacht und der Chopf lo hange wie-n-en arme Sünder. Z'oberst empfoht ihn der Landvogt mit herzliger Schadefreud, lachet und seit: „Gäll, Bürli, du häsch dä Rung[2] di Theil erwütscht für dis bös Mul!“ „Allweg han i,“ antwortet s'Bürli, „Herr Landvogt, ig und mis Franeli hei emel es Vierteljohr dra z'chäue!“

D'r gseht, grad under d'r Chellerthür isch die Gschicht us.

Der Teufel und die hundert Raben



Die fahrenden Schüler gingen nach uraltem Brauch auf den Kreuzweg, wo sie der Teufel allerlei Künste lehrte. Es mußten immer ihrer zwölf sein, und zum Lohn wählte er sich dann einen von ihnen aus. Jeder dachte: „Mich wird's ja schon nicht treffen,“ und ließ sich von des Teufels Künsten verlocken.

[1] Grobian. [2] diesmal.

Zwei Freunde hatten davon gehört und hatten auch die größte Lust, mit hin zum Kreuzweg zu gehen. Doch zauderten sie, denn wenn der Teufel grad einen von ihnen packen würde, wäre es zu schrecklich für beide gewesen. Doch wie es so geht, zuletzt konnten sie doch nicht widerstehen und standen auf einmal mitten unter den zwölfen am Kreuzweg. Aber als des Teufels Lektion vorbei war und er sich seinen Lohn wählte, da traf es grade einen der beiden Freunde. Der andere wurde nun ganz traurig und sehnte sich immer nach seinem Kameraden, denn sie hatten sich so lieb gehabt.

Wie ihn nun der Teufel so bedrückt und niedergeschlagen seines Weges ziehen sah, sprach er zu ihm: „Ich will dir ein Mittel sagen, wie du ihn erlösen kannst. Du wirst auf einem Zaune hundert Raben sehen, darunter ist dein Freund. Findest du ihn heraus, so soll er wieder Mensch werden. Triffst du aber den falschen, so bist du auch verloren.“ Der Bursche dachte: „Ohne meinen Freund mag ich auch nicht länger als Mensch leben, und wenn es mir fehlt, können wir als Raben weiter leben,“ und so nahm er den Vorschlag an. Als er nach Hause ging, sah er auf einem Zaune hundert Raben kauern; er musterte die ganze Reihe; aber da war der eine wie der andere; alle gleich groß und häßlich und rabenschwarz vom Schnabel bis zu den Füßen. Unmöglich, den richtigen herauszufinden. Und schon wollte er verzweifeln, da sah er, wie einer der Raben eine Träne ins Auge bekam. „Der ist es!“ rief er; und er hatte den richtigen getroffen. Er bekam seinen Freund zurück, und die beiden zogen selig miteinander heim und mieden hinfort den Kreuzweg.

Die geteilte Ernte



Ein Bauer mietete einmal gemeinschaftlich mit dem Teufel einen Krug Land. Damit es aber später keinen Streit um die Ernte gäbe, sagte der Teufel: „Laß uns würfeln, wer das haben soll, was über der Erde wächst, und wer das, was unter der Erde wächst." Der Bauer war es zufrieden. Aber der Teufel verstand den Kniff mit den Würfeln und warf die meisten Augen; er sollte also das kriegen, was oben wüchse. Der Bauer aber hatte das Feld zu bestellen und besäte es mit lauter Rüben. Und als der Herbst kam, da kriegte der Teufel nur das Kraut. Das ärgerte ihn, aber er konnte nichts sagen.

Sie hatten das Feld auf zwei Jahre gemietet, also würfelten sie zum zweiten Male. Da warf der Teufel mit Absicht die wenigsten Augen, aber nun säte der Bauer Weizen. Und im nächsten Herbst bekam der Teufel nur die Wurzeln. Als er sich wieder betrogen sah, schimpfte er dem Bauern die Haut voll und sagte voll Ärger: „Übermorgen komme ich, und dann sollst du dich mit mir kratzen!"

Hatte der Bauer erst gelacht, so wurde ihm nun doch bange. Seine Frau merkte es, daß er traurig war, und fragte ihn, was er hätte. Der Mann erzählte ihr alles, da sagte sie: „Sei nur ganz ruhig, ich will schon mit ihm fertig werden; geh du nur aus." Als nun der Tag kam, ging also der Mann aus; und nun erschien der Teufel. Da tat die Frau, als wenn sie ganz böse und ärgerlich wäre. „Was fehlt ihr denn, kleine Frau?" fragte der Teufel. „Ach," antwortete sie, „seh Er nur mal her, da hat mir mein Mann eben mit dem Nagel von seinem kleinen Finger diesen großen Riß quer in meinen schönen eichenen Tisch gemacht." — „Wo ist er denn?" — „Wo sollt' er wohl anders sein, als beim Schmied? Er ist schon wieder hin und läßt sich die Nägel schärfen. Ist das nicht zum ärgerlich werden?" — „Da hat sie ganz

recht, gute Frau, das muß ärgerlich sein, so einen im Hause zu haben," sagte der Teufel, ging dann sachte aus der Tür und machte, daß er fortkam.

Frau Elend



Es war einmal eine arme alte Frau, die hieß Elend. Sie hatte nichts als einen Birnbaum und einen alten Hund, den sie Faro nannte. Von dem Baum aber hatte sie mehr Ärger als Nutzen, denn wenn die Birnen reif waren, kamen die Jungens jeden Tag und stahlen ihr die schönsten.

Das ging schon lange Zeit so, da klopfte eines Tages ein altes Männchen an ihre Tür. „Ach Mütterchen," bettelte es, „ich hab solchen Hunger, gib mir doch was zu essen!" — „Meine Zeit! du armer Schlucker," sagte Frau Elend; denn so arm sie auch war, sie hatte doch Mitleid mit andern armen Menschen. „Sieh, hier ist alles, was ich habe, ein halbes Roggenbrot. Iß es nur und laß dir's schmecken. Für mich und meinen Hund findet sich wohl was anders." — „Weil du ein so gutes Herz hast, „sagte das Kerlchen, „darfst du einen Wunsch tun." — „Och," sagte das Mütterchen, „ich wünsche mir nur eins: daß jeder, der meinen Birnbaum anrührt, daran fest sitzen bleibt, bis ich ihn wieder losmache. Denn das geht doch über die Hutschnur, wie sie mich bestehlen." — „Das soll dir gewährt sein", sagte das alte Männchen und ging fort.

Zwei Tage später ging Mütterchen Elend nach ihrem Baum gucken — und sieh! da hing er wirklich voll von Jungens und Mädchens, und Müttern, die ihre Kinder hatten losmachen wollen, und Vätern, die ihren Frauen hatten helfen wollen, und voll von Vögeln und Hunden und sogar von Flurschützen, die alle die andern ins Gefängnis stecken wollten. Wie Frau Elend das sah, mußte sie lachen, daß ihr der Leib wackelte.

Ein ganzes Jahr mußten sie alle an dem Baum hängen bleiben, da war ihnen das Birnenstehlen wohl vergangen, und das Frauchen ließ sie wieder los.
Es war, ich weiß nicht wie lange danach, da klopfte es wieder an die Tür. „Herein!" rief Frau Elend. Und ratet, wer es war! — Der Tod. — „Hör' mal, Mütterchen," sagte er, „ich finde, du und dein Hund, ihr habt nun lange genug gelebt; ich will euch holen." „Das Recht hast du dazu," antwortete Frau Elend; „ich sträube mich auch nicht dagegen. Aber ehe ich mein Krämchen hier verlasse, tu mir einen kleinen Gefallen. Da auf dem Baum hängen Birnen, so lecker hast du noch keine gegessen; süß wie Wein. Wär' es nicht Sünde, die da alle so hängen zu lassen?" — „Weil du so hübsch bittest," sagte der Tod, der selbst Appetit kriegte, und ging hin. Aber, o weh, er blieb mit seiner Knochenhand am Baume hängen. „Sieh," sagte das Mütterchen, „da hängst du schön hoch und trocken, du."
Und was geschah? Es starben keine Menschen mehr. Und wenn man ins Wasser fiel, man ertrank nicht; und wenn dir ein Bierwagen über den Leib fuhr, du spürtest nichts davon. Du konntest dir den Kopf abschneiden und bliebst am Leben! — Als der Tod nun zehn volle Jahre, Sommer und Winter, in Wind und Wetter da gehangen hatte, da bekam das Mütterchen Mitleid mit ihm und sagte: „Wenn du mir versprichst, daß ich und mein Hund so lange am Leben bleiben dürfen, als wir wollen — dann lasse ich dich los." Das versprach ihr der Tod, aber sie ließ es sich erst schriftlich von ihm geben, und dann gab sie ihm die Freiheit. Und so kommt es, daß die Menschen seitdem wieder sterben wie die Fliegen, und daß Frau Elend hier noch immer auf der Welt ist, und sicherlich bleiben wird, solange die Welt besteht.

Der Esel



Vor uralter Zeit diente auf einem Grafenschlosse einmal eine Magd, das war ein braves, gutes Mädchen, und weil sie dazu noch so schön von Angesicht war, so hatten alle Leute sie gern, und die Gräfin hielt das Mädchen fast wie ihr eigenes Kind.
So lebte die Dirne schon manches Jahr auf dem Schlosse vergnügt und glücklich, als ihr plötzlich etwas ganz Sonderbares geschah. In einer Nacht nämlich legte sich etwas zu ihr in das Bett, sie wußte nicht was, es wurde ihr ganz unheimlich zu Mute, um so mehr, als sie auf ihre Fragen nie eine Antwort erhielt. Es war ihr, als ob das unheimliche Wesen, bevor es in das Bett stieg, etwas Schweres auf den Boden geworfen hätte, denn es hatte einen starken Klatsch getan. Ihr könnt euch denken, daß das Mädchen vor Angst und Furcht kein Auge zutun konnte und zitterte an allen Gliedern. Morgens, als es Ave Maria läutete, war der ganze Spuk verschwunden.
In den folgenden Nächten wiederholte sich das alles, und der Gräfin fiel es zuletzt auf, wie so blaß und verstört das Mädchen aussah, und sie fragte, was ihr fehle. Da faßte das Mädchen ein Herz und erzählte ihrer Gebieterin haarklein, wie in jeder Nacht ein unbekanntes Ding komme und zu ihr ins Bett steige. Als die Gräfin dies gehört hatte, sprach sie: „Sei getrost, mein Kind! Ich werde dir ein Steinchen geben und wenn du dadurch schaust, wirst du das unheimliche Wesen, das deine Ruhe stört, sehen." Dann ging sie zu einem Kästchen, langte einen glänzenden Karfunkel heraus und gab ihn dem Mädchen mit freundlicher Miene, aber im Herzen dachte sie: wenn du meinen verwünschten Stiefsohn durch diesen Zauberstein anschaust, dann ist er aufs neue verzaubert und kann erst nach sieben Jahren wieder erlöst werden. Die Dirne nahm den Karfunkel mit Dank an und versprach, ihn nach dem Rate der Gebieterin zu gebrauchen.

Als es wieder nachtete und die Dirne im Bett lag, kam wieder der unheimliche Besuch. Es klatschte etwas zu Boden und dann stieg etwas in das Bett und legte sich neben die Magd. Da schaute sie durch den Karfunkel, und wie staunte sie, als der schönste Jüngling neben ihr lag. Er hatte lange blonde Haare und sein Gesicht war rot und weiß wie Milch und Blut. Kaum hatte sie aber angefangen, ihn zu betrachten, so fuhr er sie an: „Verfluchte Hexe, was hast du mir getan! Jetzt muß ich wieder meine Eselshaut nehmen und an den Ort der Verwünschung zurückkehren, bis mich jemand erlöst." Mit diesen Worten sprang er aus dem Bette, nahm die Eselshaut vom Boden, hüllte sich hinein und verschwand in Eselsgestalt.
Nun hatte die Dirne erst recht keinen Frieden mehr und konnte die ganze Nacht hindurch keine Viertelstunde schlafen. Beim ersten Hahnenkraht verließ sie ihr Bett und ging in die Kirche und klagte dem heiligen Georg ihre Not. Als sie auf das Schloß zurückgekehrt war, und die Gräfin zu ihr kam und sie fragte, wie es in der Nacht ergangen sei, erzählte sie ihr alles und fragte die Frau, wie der arme Esel erlöst werden könne. Die Gräfin wollte auf diese Frage keinen Bescheid wissen und meinte, man solle den Esel Esel sein lassen. Dem Mädchen kam aber der verzauberte schöne Jüngling nicht mehr aus dem Kopfe, und es dachte bei Tag und bei Nacht daran. Da hörte es einmal, daß in dem Walde ein alter Einsiedler wohne, der schon manchem in der Not geholfen habe. Zu dem beschloß es auch seine Zuflucht zu nehmen, und an einem Feiertage ging es in den grünen Wald hinaus, um den Einsiedler aufzusuchen. Als es schon eine gute Strecke gegangen war, kam es endlich zur Klausnerhütte. Dort saß der Alte vor der Tür; er hatte einen langen weißen Bart und trug eine grobe, braune Kutte. Das Mädchen ging auf ihn zu, küßte ihm die Hand und sagte ihm ihr Anliegen. Als der Greis es gehört hatte, sprach er: „Mein liebes Kind, da kann ich dir nicht helfen. Geh aber noch eine Viertelstunde weiter und dann wirst du wieder einen Waldbruder finden, der kann dir vielleicht in deiner Not raten."
Das Mädchen war mit dem Bescheide zufrieden, dankte dem

guten Alten und ging weiter in den Wald hinein, um den anderen Einsiedler aufzusuchen. Als sie eine Viertelstunde durch die hohen, dunklen Tannen gegangen war, kam sie endlich zur zweiten Klausnerhütte und fand wieder den Alten vor der Türe; er hatte einen noch längern, weißen Bart als der erste und sah noch ehrwürdiger aus. Das Mädchen ging auf ihn zu, küßte ihm die Hand und sagte ihm ihr Anliegen. Als der Greis es gehört hatte, sprach auch er: „Mein gutes Kind, da kann ich dir nicht raten. Geh aber noch eine Viertelstunde weiter, dann wirst du wieder einen Waldbruder finden, der kann dir vielleicht in deiner Not raten."
Die Dirne war mit dem Bescheide zufrieden, dankte dem frommen Alten und ging weiter in den Wald hinein, um den dritten Einsiedler aufzusuchen. Der Wald wurde immer dichter, und kein Weg führte durch die eng aneinander stehenden Tannen. Sie ließ sich's aber nicht verdrießen und ging immer vorwärts. Als sie eine Viertelstunde so gegangen war, kam sie zur dritten Klausnerhütte, und davor saß der Einsiedler; der war uralt und sah aus wie ein Waldmann, sein Bart reichte ihm bis an die Füße, und seine Augenbrauen wölbten sich hoch und dicht. Das Mädchen ging auf ihn zu, küßte ihm die Hand und sagte auch ihm ihr Anliegen. Als der Greis sie angehört hatte, sprach er mit tiefer Stimme: „Mein liebes Kind, da kann ich dir guten Rat geben. Eine halbe Stunde von hier liegt ein Teich, in den sind alle Verwünschten gebannt. Geh hin und du wirst den Esel und noch viele andere, die dort gebannt sind, erlösen können. Um dies zu tun, brauchst du nur all die vielen Felle, die am Ufer liegen, schnell in den See zu werfen." Der greise Waldbruder zeigte der Dirne dann den Weg, den sie nehmen sollte, und gab ihr seinen Segen.
Das Mädchen war über diesen Rat hoch erfreut, dankte dem Einsiedler und küßte ihm die Hand. Dann ging sie auf dem Wege immer weiter, den ihr der Einsiedler gezeigt hatte. Das war ein harter Weg. Es ging durch dick und dünn, über Stock und Stein. Als das Mädchen so eine halbe Stunde sich vorwärts gearbeitet hatte, fing der Wald an lichter zu werden, und endlich stand es

im Freien, und ein großer, blauer See lag vor seinen Füßen. Am Ufer lagen viele, viele Felle von allerlei Tieren. Sie sah sich suchend um und als sie die Eselshaut erblickt hatte, ergriff sie dieselbe sogleich und warf sie in den See, und so machte sie es dann auch mit all den übrigen Fellen, bis keins mehr da lag. So oft sie aber ein Fell in das Wasser geworfen hatte, tauchte ein erlöster Mann oder eine erlöste Frau auf und stieg an das Ufer. Als nun alle Verwünschten erlöst waren, trat der schöne Jüngling, den sie einst durch den Karfunkel gesehen hatte, an der Spitze der übrigen Erlösten zu der Dirne, verneigte sich vor ihr und dankte ihr dafür. daß sie ihn und alle andern errettet habe. Und nun erzählte er ihr, wie er durch seine böse Mutter, die Gräfin, in einen Esel verwandelt worden sei, und fragte sie, ob sie nicht seine Frau werden wolle. Ihr könnt euch denken, daß sie nicht nein sagte, denn sie war ja ihm zuliebe durch den wilden Wald gegangen, und die Hochzeit wurde denn auch bald, nachdem sie aus dem Walde zurückgekehrt waren, mit aller Pracht gefeiert.

Widewau



Es war einmal ein Müller, von dem sagten die Leute, er wäre so grob wie Bohnenstroh. Niemand mochte mit ihm gern etwas zu tun haben; ja wäre nur in der Nähe eine andere Mühle gewesen, dann wären die Mahlgäste wohl einer nach dem andern fortgeblieben. Aber es war weit und breit nur diese eine. So kam der Müller immer mehr in die Wolle und wurde zuletzt ein reicher Mann. Dabei war er aber so knickerig, daß er sich nicht einmal einen Dienstboten hielt, sondern er tat auch noch die Arbeit eines Mühlknappen, und seine Frau und seine einzige Tochter machten, außer der Hauswirtschaft, die Mägde-Arbeiten. Eines Tages kam einmal ein altes armes Mütterchen, das um Almosen bat. Die kam aber schön an! Der Müller wetterte auf sie los: „Fort von meiner Tür, du alte Hexe, sonst lasse ich den Hund los! Ihr elendes Bettlergesindel kommt ja nur, um zu sehen, wo es was zu stehlen gibt." Die Alte wollte noch weiter bitten, er jagte sie aber ohne Mitleid von seinem Hofe.

Unterwegs begegnete ihr ein junger Müllersbursch, der war von armen Eltern und ging in die Fremde, um sein Handwerk noch besser zu lernen und sich in der Welt umzusehen. Bisher war's ihm recht schlecht gegangen. Nirgends hatte er Arbeit gefunden, und seine wenigen Spargroschen waren nun auch schon verzehrt. „Guten Abend," sagte die Alte. Er grüßte freundlich wieder und fragte: „Weißt du nicht, Mutterchen, ob hier eine Mühle in der Nähe ist?" Sie zeigte ihm den Weg zu der Mühle, von der sie eben kam, und sagte: „Du gefällst mir und ich kenne deine Not; ich will dir helfen, doch mußt du mir auch einen Dienst leisten. Gib genau acht und tu, was ich dir sage, es wird dein Glück sein. — Wenn du an den Mühlbach kommst, wirst du auf den ersten Blick am Ufer ein schwarzes Steinchen sehen, das heb auf und nimm es mit. Dann geh ins Haus, und wenn sie dich auch nicht aufnehmen wollen, du bleibst doch da und sagst, wenn sie auch schimpfen, nur immer: „Schönsten Dank!" Iß und trink auch dann, wenn du nicht dazu gebeten wirst und leg' dich ins Bett, ohne daß man dich dazu auffordert. Wenn aber in der Nacht alles schläft, dann schleich dich zum Herd und leg' dein Steinchen in die Asche. Morgen früh wird dann etwas geschehen, das wird alle im Haushalt närrisch machen; das soll die Strafe für den Müller sein. Nur du allein kannst helfen, du nimmst einfach das Steinchen aus der Asche. Aber sei klug, du kannst dein Glück dort machen."

Dem Müllergesellen kam das alles doch recht bedenklich vor. Aber die Alte sagte, es würde alles gut werden, und da versprach er's. — Er kam an den Mühlbach, fand das Steinchen und steckte es ein. Dann ging er in die Mühle und bat die Müllerin um Nachtquartier. „Nein, hier ist keine Herberge." — „Schönsten Dank", sagte er, legte sein Ränzel ab und setzte sich auf die Ofenbank. Der muß närrisch sein, dachte die Frau. „Ihr habt mich

wohl nicht recht verstanden," sagte sie laut, „hier dürft ihr nicht bleiben!" — „Schönsten Dank, schönsten Dank!" erwiderte er freundlich, und was sie auch vorbrachte, wie oft sie ihm die Türe wies, stets antwortete er „Schönsten Dank!" und blieb ruhig sitzen. — Nun ging die Frau für ihren Mann das Essen kochen und brachte es nach einer Weile auf den Tisch. „Schönsten Dank!" rief der Geselle und fing gleich an zu essen. „Das ist ja für meinen Mann!" schrie die Frau wütend. Er aber kehrte sich nicht daran, löffelte weiter, sagte dazwischen schönsten Dank und hieb ein, daß der Frau angst und bange wurde. Da kam ihr Mann nach Hause. „Gott sei Dank, daß du da bist," rief sie ihm entgegen und erzählte ihm von dem unheimlichen Gast. Da fuhr der Müller wütend auf den Fremden los; der aber tat, als würde ihm die größte Freundlichkeit erwiesen und beantwortete alles Schimpfen immer nur mit „Schönstem Dank!" Der Müller hätt' ihn am liebsten zur Tür hinausgeworfen, aber er sah, der Kerl war jung und stark, wer weiß wie das ablief. „Mach mir denn mein Bett," sagte er endlich zu seiner Frau, „ich bin müde." Die Frau machte das Bett, der Fremde aber zog sich ohne weitere Umstände aus, sagte „Schönsten Dank!" legte sich in die Federn und schlief bald wie ein Klotz. Mann und Frau hätten ihn am liebsten wieder hinausgeprügelt, aber sie fürchteten sich vor seinen Fäusten. Er blieb also liegen, und sie mußten sich ein Lager auf dem Fußboden machen. In der Nacht aber, als alles schlief, stand der Geselle auf, legte das Steinchen in die Asche und ging wieder ins Bett. Früh morgens weckte die Müllerin ihre Tochter, daß sie Kaffee kochte. Wie aber das Mädchen sich zum Herde bückte und den Mund spitzte, um die Funken wieder anzublasen, da machte ihr Mund auf einmal „Www... widewau, widewau, widewauwau." Nichts als „Widewau" kam über ihre Lippen, und das Feuer ging nicht an. Da wurde ihr ganz angst, sie fing an zu weinen und lief zur Mutter. „Widewau Mutter, das Feuer, widewau, will nicht brennen, widewau, ach widewau Mutter, widewau, ach was ist das doch, widewauwidewauwidewauwauwau." Die Mutter warf die Kleider über, lief hin und versuchte es selbst. Kaum bückte sie sich aber zum Herd und spitzte den Mund, da

mußte auch sie in einem fort rufen: „Widewau, widewau!" Der Müller, dem es mit dem Kaffee zu lange dauerte, kam dazu, schimpfte auf die Weibsleute, die gar nichts verständen, nahm die Zange, legte das Holz zurecht und wollte so recht aus Leibeskräften pusten. Aber: „Widewau, widewau, widewau," ging das auch bei ihm, „was zum Teufel ist da los, widewauwauwau; das ist, widewau, widewau, Hexerei, widewauwauwau." Und Vater, Mutter und Tochter widewauten, daß einem die Haare hätten zu Berge stehen können. Endlich schickten sie die Tochter zum Nachbar Küster, vielleicht wußte der Rat. „Guten Morgen, Herr Küster, widewauwauwau, kommen Sie doch mal, widewau, und helfen sie uns, widewau widewau, wir sind alle behext widewauwauwau, sagt der Vater widewauwauwau." Der Küster dachte, schade um das Kind, es war doch sonst so gescheit, die hat ja ganz den Verstand verloren, und ging mit. Da standen Müller und Müllerin am Herde und schrien auch: Widewau, widewau. Als er nun endlich aus ihnen herausbrachte, daß sie hätten Feuer machen wollen und das nicht brennen wolle, sie aber seitdem das verwünschte Wort nicht loswürden, bückte er sich ebenfalls und spitzte seine Lippen, aber es ging ihm nicht besser. „Widewau, widewau, widewau-wau-wau," fing auch nun er an. Da war nun guter Rat teuer. Es blieb nichts anderes übrig, als den Pfarrer zu holen, der konnte vielleicht den Zauber lösen. „Widewau, Herr Pfarrer, widewau! Ach, kommt doch, widewau; wir wissen uns nicht zu helfen, widewauwauwau," so kam atemlos die Müllertochter zum Pfarrer gelaufen. Der folgte ganz erstaunt dem Mädchen, um zu sehen, was es da gäbe. Da fand er denn die ganze Gesellschaft am Herde stehn und „widewau — das Feuer — widewau, widewau — will nicht angehen"— so heulten sie durcheinander. „Widewau Herr Pfarrer, ach vertreibt doch nur den bösen Geist, widewau-wau-wau, da in dem Herd," so rief der Müller. „Widewau, ich will auch ein ganz anderer Mensch werden, widewauwauwau, ich will nicht mehr grob und geizig sein, widewau, widewau." Der Pfarrer rückte seine Brille zurecht, und setzte sich gegen den Herd in Bewegung. — Und jetzt spitzt ihr natürlich alle darauf, wie es Hochehrwürden

wohl ergehen wird. Das könnte euch wohl passen — aber das weiß kein Mensch auf der ganzen Welt.
Denn inzwischen war der Fremde nebenan von dem Lärm munter geworden und hatte rasch seine Kleider übergeworfen. Wie er hörte, was der Müller gelobte, kam er herein, sah das gute schöne Kind, wie es mit den andern um die Wette widewaute, und sagte zum Müller: „Ich will Euch von diesem Zauber befreien, wenn Ihr mir versprecht, daß ich Eure Tochter zur Frau bekomme." „Widewau, du sollst sie haben, widewau, und die Mühle dazu, widewau, wenn du uns befreist," rief der Müller. Der Bursch bückte sich, stocherte ein wenig die Asche auf und nahm unbemerkt das Steinchen daraus hervor. Dann schichtete er das Holz übereinander, blies hinein und im Nu brannte es hell und lustig, und sofort konnten wieder alle ordentlich und vernünftig reden, und von widewau war nichts mehr zu hören. Der Müller aber hielt Wort; er gab dem jungen Gesellen seine Tochter zur Frau, und der Pfarrer verlobte sie sogleich. Damit waren beide sehr wohl zufrieden, denn sie fanden großes Wohlgefallen aneinander. Das junge Paar mußte nun die Wirtschaft übernehmen, und so hatte die Not des jungen Müllerburschen ein Ende. Doch vergaß er im Glücke auch seine armen Eltern nicht, unterstützte sie reichlich, und so waren alle glücklich ihr Lebtag. Und auch der Müller war von seiner Grobheit und seinem Geiz kuriert.

Wie der Kuhreigen entstanden ist



Vor Zeiten ist auf der Bahlisalp droben ein Hirt gewesen, man hat ihn immer den Rees genannt — und gegenüber auf der andern Seite der tiefen Schlucht, wo sie unter der Weide durchzieht, hat auf der Seealp sein Rösi gewohnt und gehirtet, ein allzeit lustiges, gutes Ding, die hat er ganz toll lieb gehabt. Am Abend, wenn die

Sonne nieder ist, hat er ihr alleweg noch durch die Volle (Milchtrichter) einen Gruß hinübergerufen und gejuchzt, kannst's nicht auch so. Sein Gesang hat zwar noch rauh und ungeübt geklungen, denn dazumal hat man noch nichts von der schönen Jodlerweis gewußt; aber er hat doch gesinnet, glatt übel wär's nicht, und dem Röseli gefiel's gewiß doch, wenn das Maidli auch so stolz und spröde tät'.
So geht er auch einmal wieder nach dem Gejuchz zum Staffel hinein, stößt den Riegel vor, klettert zum Gasteren (Lagerstätte unterm Dach) hinauf, und legt sich auf die Lischen. In Gedanken ans Röseli schlief er bald ruhig ein, aber nicht für lang. Auf einmal hört er das Feuer prasseln, er gleich auf und nachgeguckt. Herrjeh! was muß er sehen. Stehen da wahrhaftig drei Burschen um die Feuergrube und sind am Käsen. „Was habt ihr fremden Burschen da zu schaffen!" wollt' er gerade rufen; da sah er erst, was das für Kerle waren. Ein großer schwerer Mann wie ein Riese, gekleidet wie ein Kühjer, trägt aus dem Milchkeller die Näpfe und gießt die Milch in den Kessel. Ein kleinerer mit schneeweißem Gesicht, falbem Haar und himmelblauen Augen, hilft ihm eifrig alles rüsten, bis der Kessel voll ist. Der dritte im grünen Kittel, mit 'ner Jägertasche an und 'nem großen Schnauzbart, sitzt auf der Platte, guckt ins Feuer und schürt es, so stark er kann. Da wurd's dem Res, wenn er auch sonst nicht leicht bang zu machen war, doch unheimlich. Wie's nämlich Zeit war, die Milch dick zu legen, nahm der Grünrock seine Flasche vor und schüttete, bi'm Tüfeli-schieß! — ganz blutrotes Käslab drein, und der große Kühjer rührte mit dem Brecher. Unterdes ging der Bleiche zur Tür, die tat sich von selber vor ihm auf, und vor das Stafel hinaus. Und bald hörte Res Töne und Weisen und ein Singen und Gehojuchz, wie er sein Lebtag noch keins gehört und für möglich gehalten hätte, es klang bald hoch, bald tief, bald hübschelich und bald laut, daß es weit vom Gletscher widerhallte und man geglaubt hätte, es wäre ein ganzer Trupp, die da fängen. Darauf kam der Weiße wieder herein, ergriff ein langes gewundenes Horn, das er da in der Ecke hatte stehen gehabt, stellte sich noch einmal vor die Hütte und ließ noch einmal

dieselbe Weise ertönen, aber diesmal durch das Horn, das klang — ich kann's nicht sagen, wie seltsam und schön. Das einemal hat's getan und gezittert, wie wenn der Bysluft durch die Schindeln fährt, das anderemal, wie wenn das Kirchenglöcklein läutet und eine große Herde mit Glocken und Schellen beisammen wär'. Wie der Res nun hörte, daß die Kühe zum Stafel heran kamen und lauschten, da wollt's ihm das Herz zersprengen, eine große Träne lief ihm die Backe herab und er sprach vor sich hin: „Jetzt hör' aber auf, oder ich muß wahrhaftig weinen!"

Derweil war der Große fertig geworden, zog die Presse auf und schüttete die Käsmilch in drei Näpfe — guck! — da ist die Milch in einer ganz rot, in der andern grün und in der dritten schneeweiß! Jetzt guckt er über sich und ruft dem Res: „Geschwind kommst herab und wähl', was du willst." Dem Res wird's himmelangst, es steht ihm fast das Blut in den Adern. Da kommt aber grad der blasse Jodler herein und zwinkert ihm freundlich zu. Res faßt sich ein Herz und kommt.

„Aus einem von den Näpfen mußt du trinken," sagt der Große. „Hier sieh die rote; nimmst du davon, so wirst du stark für dein Lebtag, daß keiner dir widerstehen kann. Du kannst mit Gewalt nehmen, was du willst, und keines kann dir's wehren. Und drüber hin bekommst du noch hundert rote Kühe." Das wäre schon was, denkt Res, „aber laß sehen, was ist mit der grünen?" Da sagte der Schnauzbart: „Bist du nicht schon stark genug? Und was wolltest du wohl mit den hundert Kühen? Wird eine krank, so gehst du bald mit der letzten zu Markt! Ich geb dir, daß du dir kaufen kannst, was du willst, und der Reichste wirst im ganzen Land. Schau! da nimm Silber und Gold, so viel du magst!" Und damit leerte er den Sack voll aus — wenn's nur mein wär! — Das hat unser armes Hirtli an allen Haaren gerissen. Nein gewiß, das Schlechteste wär' das nicht, da wollt' ich meinem Rösi ein Haus bauen, wie keins im Tal ist, dacht' er. Und bei 'nem Haar hätt' er aus dem grünen Napf getrunken. Da fällt ihm aber ein, was der dritte ihm wohl geben wollte. Der stand mit seinem Alphorn ganz verloren im Dunkel, als ob er

träumte. Wie Res ihn fragte, wurden ihm die Backen zündrot, die Augen leuchteten und mit einer Stimme so rein wie eine Glocke, sagte er: „Was ich dir zu geben hab', scheint gar eine kleine Gabe; 's ist weder Kraft noch Reichtum noch Ehren, ich hab nichts für dich, als was du gehört hast, meinen Gesang und mein Horn. Aber das macht dir dein Herz immer zufrieden und guten Mutes. Und wer dich hört singen und spielen, den freut's, und du wirst Gott und allen Leuten lieb sein." Nicht lange hat sich der Res besonnen. „Mein Rösi hat bisher so grausam zimpfer getan," sagt er, „wenn's den Gesang hört, wird's mein Weib — ich nehm' den dritten Napf." Flink setzt er an und trinkt. Da waren wie auf einen Schlag die Drei verschwunden, und der Res schlief in einem fort bis zum Morgen. Aber wie die Sonne kam, war er flugs auf und heraus mit seinem Horn. Und wie er's probierte, gleich ob laut oder leise, er konnte singen und jodeln und das Alphorn blasen, präzis wie der Blauäugige. Durch Berg und Tal und besonders zur Seealp hat's geklungen, die prächtigsten Weisen. Und bald haben Res und Rösli sie zweistimmig gesungen und das Geläut von ihrem Vieh hat gar lieblich dazu geklungen.

So ist der Kuhreigen entstanden, und seitdem haben die Sennen die Weise und das Juchzen und Spielen nicht mehr verlernt.

Schweizer Urgeschichte



In alten Zeiten gab es im Schweizerlande Birnen, die waren tausendmal größer als die jetzigen; das waren die „überwelschen." Wenn so eine überwelsche Birne abgefallen war, wurde sie in den Keller gerollt, und da zapfte man ihr den Saft ab. Zwei Männer sägten mit der großen Waldsäge den Stiel ab und fuhren ihn in die Sägemühle, allwo die Bretter für das Täferholz daraus geschnitten wurden.

Das war dazumal, als es noch Riesen und Zwerge im Lande gab, da hatten die großen Leute im Simmental und auch anderwärts einen Schlag Rinder, der war für alle Ställe zu groß, und man ließ daher das Vieh stets im Freien. Die Tiere fraßen unglaublich. Einst stand eins nahe am Ufer des Rheins, und war daran, den ungeheuren Haufen Grünfutter zu verschlingen, der ihm zur Morgenfütterung hingeschüttet war. Mitten in seiner Mahlzeit wurde es aber von den Bremsen heftig geplagt, und wie es sie nun mit dem Kopfe abwehren wollte, schlenkerte es in einem Male so viel Futter über den Rhein, daß die drüben, die Feuertaler, sieben große Fuder davon laden und heimführen konnten.Viel Sorge machte es den Leuten damals, die Milch aufzuheben. Die Kühe waren nämlich so groß, wenn man ein Horn von ihnen nahm und darein um Ostern blies, so kam der Ton um Pfingsten heraus, und man mußte Teiche graben, um die viele Milch, die sie gaben darin aufzufangen. Jeden Abend fuhr dann der Sennenbube in einem Weidling[1] in dem Teich herum und schöpfte den Rahm ab. Die Treppe, die zu ihm hinabführte, war aus Käsleiben gebaut, und den Anken (die Butter) füllte man in hohle Eichbäume. Einmal stieß ein Sennerbube auf dem Milchweiher unachtsam mit seinem Weidling gegen einen Felsen, der ein von selbst entstandener Ankenballen war, und Schifflein und Sennenbube gingen unter. Hernach beim Ausbuttern fand man seine Leiche wieder. Man begrub ihn in einer Wachshöhle, die von den Bienen erbaut war, und jede Honigwabe darin war größer als die Stadttore zu Freiburg und Brugg.

Jetzt ist von all dieser Herrlichkeit nichts mehr übrig als dieser todbringende Ankenballen, der steht noch allenthalben im Jura, aber in einen Spitzfelsen verwandelt, und hilft da gewöhnlich die Hinterseite ärmlicher Sennhäuser bilden.

[1] Nachen.

Was ist der Mensch?



Von Seesen nicht weit liegt ein einsames Wirtshaus, ich weiß nicht recht, wie es heißt, ich glaube der neue Krug; der Vetter Juchheidom aber kennt es, er hat manches Glas dort geleert. Da diente einmal eine Magd, die war brav und treu. Eines Tages verreiste die Herrschaft, und das Mädchen blieb allein zu Hause. Nun hatte es einen Bräutigam, der besuchte es jeden Abend bis um zehn, dann aber schob sie ihn jedesmal zur Tür hinaus und duldete nicht, daß er länger blieb. Den dritten Tag nach der Abreise der Herrschaft machte es das ganze Haus rein. Der Bräutigam wollte den Abend wieder dableiben und bat und bettelte, aber sie bestand darauf, er sollte fortgehen, und sie ging dafür dann noch ein Stückchen mit. Unterdessen aber schlichen sich sechs Räuber ins Haus und gingen in die schönsten Zimmer. Da standen ein paar Tische, über die hingen Decken bis zur Erde hinab, darunter versteckten sich alle sechs.

Die Magd aber hatte sich nach dem großen Reinemachen noch heiß Wasser aufgesetzt, sie wollte sich den Abend noch ein kleines Fest geben und sich einmal am ganzen Leib waschen und reinevieren, wie jedes ordentliche Mädchen das mal tut, wenn sie ganz allein im Haus ist. Wie sich das Mädchen nun ganz gewaschen und abgetrocknet hat, kommt ihr ein Lüstchen an, sich so vor dem großen Spiegel in der Staatsstube zu beschauen. Sie geht auch hin, natürlich ohne eine Ahnung davon zu haben, daß die sechs unter den Tischdecken sitzen. Da kam es ihr zum ersten Male, wie schön sie war, und mußte zugleich dabei denken, daß sie einmal sterben würde, und so sprach sie für sich: „Was ist der Mensch!" Von den sechs Räubern aber rührte und regte sich keiner. Die Magd ging nun wieder hinaus, zog sich ein warmes Hemd an und legte sich ins Bett. Als die Räuber meinten, nun schliefe sie fest, kamen sie hervor, nahmen von

allem das Beste und trieben es mit Maultieren fort. Morgens kamen Leute aus der Stadt und begegneten den Eseltreibern, achteten aber nicht weiter auf sie. Als sie an dem Hause vorbeikamen, stand alles offen. Das fiel ihnen auf, sie gingen hinein und fanden das Mädchen noch schlafend auf seiner Kammer; es hatte ja jetzt wenig zu tun. Als es hörte, was geschehen war, wollte es sich erst das Leben nehmen, aber die Leute trösteten es, und auch die Herrschaft tat dem Mädchen nichts, weil es immer so treu und redlich gewesen war.

Ein paar Jahre waren seitdem vergangen, die Herrschaft hatte den Verlust schon wieder verschmerzt — da kam das Mädchen einmal in ein anderes Wirtshaus, darin saßen am Tisch ihrer Sechs und spielten Karten. Wie sie das Mädchen sahen, stieß der erste den zweiten an und sagte „Was ist der Mensch?" und so sagten sie es die Reihe herum jeder zu seinem Nachbar. Das Mädchen hatte es aber gehört und es fiel ihm jener Abend ein, an dem es das gedacht und gesagt hatte. Sofort ging es nach Haus und erzählte alles seinem Herrn, und dem war es gleich klar, dies mußten die Räuber sein, die ihn vor Jahr und Tag bestohlen hatten. Er ging sogleich zur Polizei und zeigte alles an. Da wurden mehrere Mann Wache hingeschickt, die Räuber ergriffen und gekoppelt. Sie mußten nun alles bekennen, auch wo ihre Räuberhöhle war, und darin fand man so viel Schätze, daß die Herrschaft alles, was sie damals in der Nacht verloren hatte, in Gelde wieder bekam, und die Magd ein schönes Heiratsgut kriegte, und noch vieles an die Armen verschenkt werden konnte.

Wenn die Leute aber am Galgen vorbeigingen, dann krächzten die Raben: Was ist der Mensch? und dazu flogen die Armensünderleichen der Diebe im Winde.

Jack mit seinem Flötchen



Es sind nun schon viele viele Jahre verflossen, da lebte ein Bauersmann, der hieß Hänschen von Tichelen, der hatte mit seiner Frau einen Sohn, der hieß Jack. Als Jack ungefähr sechs Jahre alt war, starb Hänschens Frau, seine Mutter. Hänschen gefiel der Witwerstand aber nicht sehr, und er sah sich bald nach einer andern Frau um. Als er nun eines Tages in ein reiches Haus in der Stadt Holz brachte, sah er dort eine Magd, die stand ihm an und er frug sie: „Willst du meine Frau werden?" Die Magd wußte, daß Hänschen fett darin saß, darum zögerte sie nicht lange mit der Antwort und sprach: „Ei warum nicht?" und da heirateten die Zwei. Bis dahin ging alles gut, als aber die neue Frau einmal im Hause war, da fand sie an allem etwas auszusetzen; mit der Buttermilch konnte sie keine Bekanntschaft machen, das Kuhmelken und Misttragen machte ihr nicht viel Freude und sie lag Hänschen so lang in den Ohren, bis er neben der Bäuerei noch ein Wirtshaus einrichtete. Nun kamen die Puppen ans Tanzen; die neue Frau sah gar nicht mehr nach dem Hofe, sondern lag den ganzen Tag hinter den Wirtstischen, und alle jungen Gelbschnäbel und Milchbärte der Gegend liefen sich bald die Sohlen ab, um nur stets in der Schenke zu sein. Keiner hatte es schlimmer dabei als der arme Jack; so lieb Hänschen den Jungen hatte, so wenig konnte die böse Stiefmutter ihn leiden, und mit jedem Tage wurde sie ärger mit ihm. Endlich sagte sie zu Hänschen, der Junge faulenzte immer im Hause herum und es wär' Zeit, daß er einmal zu andern Leuten käme. Hänschen aber sprach, das wäre nicht nötig, der Junge könnte ganz gut die Schafe hüten und der Schafhirt andere Arbeit tun. So geschah es denn auch, aber was kriegte der arme Jack da für ein schlechtes Essen mit! Kein Hund hätte es angerührt, er mußte es aber essen, weil er nichts anderes bekam. Als er einmal nun so dasaß und seine

Brotkrusten nagte, kam ein griesalt Männchen zu ihm, das sprach: „Ach, gib mir doch ein bißchen zu essen, ich habe so Hunger." Da gab ihm Jack das größte Stück, und das Männchen sprach: „Dafür, daß du so gut bist, darfst du dir drei Dinge wünschen; nun sag' mir, was du haben möchtest." Jack sprach: „Wenn ich mir was wünschen sollte, dann wär' das erstens ein Bogen, womit ich alles schießen könnte, was ich wollte." — „Den Bogen sollst du haben," sprach das Männchen. „Zweitens," sagte Jack, „ein Flötchen, und wenn ich darauf blase, dann muß jeder tanzen, der es hört." — „Das Flötchen sollst du haben," sprach das Männchen. „Und drittens," fuhr Jack fort, „daß meine Stiefmutter jedesmal laut krähen muß, wenn sie über mich klagen will." — „Das soll ihr geschehen," sprach das Männchen, gab Jack den Bogen und das Flötchen und war weg, ehe Jack wußte wohin. Der Jack war froh! Er schoß sich gleich ein Dutzend Vögel aus der Luft herunter, und als die da lagen, da spielte er zur Probe einmal auf seinem Flötchen, und all seine Schafe begannen zu hüpfen und zu springen, daß es eine Lust war. Da verging ihm der Hunger und er sprang abends wie ein Häschen nach Haus, ging dann später zu seinem Vater und sagte ihm, daß die Stiefmutter ihm so schlechtes Essen gegeben hätte. „Wart'," sprach Hänschen, „dafür sollst du ein Stück gebratenen Kapaun haben," und schnitt Jack einen Flügel und ein Beinchen herunter. Als die Stiefmutter das sah, schrie sie: „Der Lümmel!" aber zugleich krähte sie: „Kikeriki! Der Faulenzer! Kikeriki! Er lügt, was er betet, Kikeriki!" Hänschen und die Leute, die in der Wirtsstube waren, meinten, sie wäre toll geworden, und lachten sie derb aus, daß sie fortlaufen mußte.

Des andern Tages kam ein Einsiedler in die Schenke, und dem schüttete sie einmal ihr Herz ganz aus und flehte und bat ihn, er möge doch den Jungen einmal verwichsen; es täte nichts, wenn er ihm auch Arm und Bein kaputt schlüge, sie wollt' es ihm gern zehndoppelt lohnen. „Gut," sprach der Einsiedler, und sie gab ihm einen Dukaten und einen tüchtigen Knüttel, und er sprach: „Nun geh' ich ihm die Nähte reiben, daß er in drei Monaten nicht vom Bette kommt." Damit ging er, den Knüttel unter der Kutte, zu Jack und fing schon gleich an zu schimpfen, er wär' ein gottloser Bengel und was der Worte mehr waren. Jack sah aber das Ende von dem Knüttel unten aus der Kutte gucken, dachte: Liegt der Has da im Pfeffer, dann wart'! und sprach: „Warum gebt Ihr Euch die Mühe mich zu schimpfen, nehmt lieber die fette Schnepfe da in dem Dorn; seht, ich schieß sie"; und damit schoß er, und die Schnepfe lag da, und der Einsiedler sprang auf den Dorn zu. Ja, als er aber darin saß, da fing mein Jack an zu pfeifen, und der Einsiedler fing an zu tanzen und sprang und tanzte, daß die Fetzen von seiner Kutte in dem Dorn hängen blieben und der rote Saft ihm von allen Seiten am Leibe herunterlief, ja er behielt endlich kein Zipfelein Hemd mehr an und dabei schrie er und lamentierte Auwitsch Auwei, daß es endlich den guten Jack erbarmte und er aufhörte. Der Einsiedler hatte ihm aber zuvor noch den Vogel und den Dukaten geben müssen. Da hätte einer den Mann laufen sehen sollen! Er legte die Fersen in den Nacken, daß es eine rechte Freude war, und blieb nicht eher still stehen, bis er die Tür von Jacks Haus hinter dem Rücken hatte. Die Stiefmutter machte Augen, als sie ihn sah, und frug ihn: „Wer hat Euch denn so zugerichtet?" Der Einsiedler jammerte: „Niemand anders als Euer liebes Söhnchen; der ich-weiß-nicht-wer soll ihn holen!" Da stand Hänschen da und wußte nicht, was er sagen sollte, dagegen schrie die Stiefmutter drauf los: „Ich hab's immer gesagt, Kikeriki! an dem Jungen erleben wir noch, Kikeriki! Ärger und Verdruß, Kikeriki! zum Totbleiben, Kikeriki!"

Indem kam Jack mit seinen Schäfchen von der Weide zurück, und nachdem er sie in den Stall gebracht hatte, trat er in die Kammer, wo das Weib krähte und der Einsiedel jammerte und Hänschen vor lauter Verwunderung kein Wörtlein sprach. Nun tat Hänschen aber doch den Mund auf und sagte: „Jack, warum hast du den frommen Mann so zugerichtet?" — „Ei," sprach Jack, „ich spielte auf meinem Flötchen, und da fing er an zu tanzen, das ist alles." — „Das Flötchen möcht' ich auch einmal gern hören," sprach Hänschen, doch da fiel der Einsiedler vor ihm auf

die Knie, zitterte und bebte und bat: „Ach, goldener Herzensfreund, laßt ihn das doch nicht tun, ach laßt ihn das nicht tun!" Jack kehrte sich aber nicht daran, zog sein Flötchen hervor und setzte es an den Mund. Da jammerte der Einsiedler noch mehr und bat endlich: „Ach, dann bindet mich doch an den Bettpfosten fest!" Da lachten die Leute recht herzlich, die in der Wirtsstube saßen, und sie banden den Einsiedler so fest, daß er kein Glied rühren konnte. Als das geschehen war, begann Jack zu spielen, und zugleich sprangen all die Leute von den Bänken auf und tanzten, und Hänschen tanzte mit und all die Leute auf dem Markt, die das Flötchen hörten, tanzten gleichfalls.

Hänschen hatte seine Freude dran, aber das Weib schimpfte und da mußte sie natürlich auch krähen und das war ein Spektakel, hast du's nicht gesehen, dann siehst du's noch. Am schlimmsten stand sich der arme Einsiedler, der mußte trotz Stricken und Banden tanzen, und die Seile rieben ihn so unbarmherzig, daß er kein heiles Fleckchen am ganzen Leibe behielt, und er stieß sich den Kopf fast an dem Bettpfosten entzwei. Endlich hatte Hänschen doch Mitleid mit dem Einsiedler und befahl Jack, daß er aufhörte zu spielen; da hörte auch der Tanz auf. Der Einsiedler fiel aber in Ohnmacht, so schlecht war ihm das Tanzen bekommen, und als er wieder zu sich selbst kam, da lief er weg, was er konnte, und verklagte Jack bei einem geistlichen Gericht als einen Zauberer, zeigte auch seine Wunden und sagte, die hätte er alle davon. Da ließen die Richter Jack und seine Stiefmutter kommen und frugen diese: „Ist es wahr, daß Euer Sohn ein Zauberer ist?" „Ja, ihr Herren, Kikeriki!" sprach sie; „er ist ein Kikeriki! Zauberer, und mir hat er's auch angetan, Kikeriki!" Als die Richter das hörten, fingen sie alle an zu lachen, meinten, die Frau hätte einen zu viel oder einen zu wenig; aber der Einsiedler sprach, das Krähen hätte sie auch dem Jack zu verdanken. Da befahlen die Richter ihr, alles zu sagen, was sie von Jack wußte, und da fing sie an zu schimpfen und zu kikerikien, daß kein Mensch sich ernst halten konnte. Als sie nun auserzählt hatte, sprachen die Richter, man müsse sich erst überzeugen, ob das Flötchen auch die Kraft hätte, aber da hätte einer den Einsiedler sehen müssen; der nahm

als geschwind seine Beine unter den Arm und gab sich die Kordel. Jack lachte, setzte sein Flötchen an und pfiff, und die geistlichen Herren sprangen über Tische und Bänke und es war gut, daß ihre Röcke schwarz waren, sonst wären diese von der Tinte schwarz geworden, die überall herumlief. Nachdem sie also schon eine gute Zeit getanzt hatten, sprachen die Richter zu Jack, nun solle er aufhören, es wäre genug, sie wüßten es nun. „Ja," sprach Jack, „ich will aufhören, wenn ihr mir versprechen wollt', mich in Frieden zu lassen." Das wollten sie erst nicht, doch sie mußten es endlich wohl, und da ging Jack ruhig nach Hause, und der Einsiedler kroch auf Hand und Fuß nach seiner Einsiedelei.

Die Stiefmutter hatte aber keine Ruhe und ging nun zu dem weltlichen Gericht, klagte und kikerikiete so lang und versprach den Richtern so manch Stück Geld, daß die Jack wollten greifen lassen. Der hatte inzwischen noch manch Stückchen mit seinem Flötchen ausgerichtet, ging gar in einer Nacht vor das Haus des obersten Richters und pfiff, so daß der Richter mit all seinen Nachbarn im Hemd aus dem Bett sprang und die Treppe hinuntergetanzt kam bis auf den Markt, und die Nachbarn taten desgleichen, mußten bei allem Ärger doch lachen, denn es nahm sich allzugut aus, wie sie da herumsprangen. Am andern Morgen aber machte der Richter aus dem Spaß Ernst und ließ Jack vor sich bringen, machte kurze Metten mit ihm und verwies ihn zum Galgen. Das war nun gut, aber als mein Jack oben auf der Leiter stand, da zog er sein Flötchen heraus und begann zu pfeifen, und der Henker tanzte die Leiter herab, daß er fast Arm und Beine brach, und all die Zuschauer tanzten mit, und keiner konnte Jack greifen, der ging im Gegenteil ganz ruhig aus der Stadt nach Hause.

Indem er aber durch den Garten gehen wollte, sah er, wie seine Stiefmutter ein Loch grub und darin einen großen Schatz verbarg, hörte auch, wie sie sprach: „Hänschen soll den Schatz nicht finden, der sucht ihn nicht hier." Nachdem sie alles wieder fein säuberlich in Ordnung gebracht hatte, ging sie nach Hause und Jack ging ihr nach. Das war ein Schrecken, als sie Jack sah!

Erst meinte sie, es wäre sein Geist gewesen, denn sie dachte nicht anders, als er hinge längst am Galgen. Als sie aber merkte, daß es Jack doch wirklich und wesentlich war, da sang sie ein ander Lied und tat ganz freundlich mit ihm, gab ihm gut Essen und alles, bis sie einmal sein Flötchen erwischte, da verbrannte sie es zu Pulver. Jack war untröstlich, nahm einen Strick und wollte sich aufknüpfen, doch indem er durch den Garten ging, fiel sein Auge auf die Stelle, wo der Stiefmutter ihr Schatz lag. Da sprang er dreimal herum auf einem Bein, warf den Strick hin und lief mit dem Schatze davon.

Hänschen klagte und schrie: „Ach, wo ist mein Jack!" frug überall nach ihm und drohte seiner Frau, er wolle ihr den Rücken mit einem eichenen Tüchlein einreiben, wofern sie ihm Jack nicht schaffe. Da lief sie in den Garten, dachte: „Jetzt nehme ich meinen Schatz und gehe meine Wege," aber proficiat, der Vogel war ausgeflogen, und aus Ärger erhing sie sich mit dem Strick, den Jack weggeworfen hatte. Als Jack hörte, daß sie tot war, kam er zu Hänschen zurück, und beide lebten recht zufrieden miteinander bis an ihr selig Ende.

Die himmlischen Jungfern und Junggesellen



Die alten Jungfern bekommen, wenn sie gestorben sind, vom lieben Gott eine besondere Anstellung: Jeden Abend, wenn die Sonne am westlichen Himmelsrande untergegangen ist, müssen sie mit Scheren und Messern daran und aus der alten Sonne die Sterne zuschneiden. Und die sie fertig haben, werfen sie den verstorbenen alten Junggesellen zu, die schon darauf warten. Die haben im Osten eine Leiter an das Himmelsgewölbe gestellt, an der müssen sie die ganze Nacht auf- und niedersteigen und die Sterne zum Himmel hinaufblasen. Ehe aber der Morgen kommt und

die Menschen wieder an das Tagewerk gehen, müssen sich die himmlischen Jungfern und Junggesellen sehr beeilen, daß sie alle Sterne wieder einfangen und einsammeln und eine neue Sonne daraus zusammenballen. Und die müssen sie dann an den östlichen Himmelsrand wälzen. Dort heben die Jungfern sie auf ihre Schultern, und die Junggesellen helfen ihnen dabei. Der blasse Schimmer, den man vor Sonnenaufgang im Osten sieht, soll von den Seelen dieser himmlischen Jungfern herrühren, welche die Sonne da emporheben. Sie bringen nun die Sonne in Schwung, und die läuft dann ihren Weg allein weiter, die Seelen aber und ihr Widerschein verschwinden.

Wer am nächsten bei Gott ist



Einmal kamen ihrer drei zusammen, ein Bauer, ein Geistlicher und ein Bettler. Die gerieten in Streit, wer von ihnen Gott am nächsten wär'. Der Bettler sagte: „Ich muß Gott am liebsten sein, denn ich muß armselig durch die Welt ziehen und von andrer Leute Almosen leben." Der Geistliche sagte: „Ich bringe jeden Tag das heilige Meßopfer dar und bete alle Tage, also muß ich es sein." Der Bauer sagte „Ich schaffe alle Tage zur Ehre Gottes und opfere meine Arbeit Gott; und das ist so gut wie beten. Also muß ich es sein."

Da gingen sie alle drei mit ihrem Streit zu einem weisen Manne. Der sagte: „Macht alle drei eine Tagereise, aber jeder für sich, und da, wo ihr bei Sonnenuntergang hinkommt, bleibt und übernachtet; dann kommt wieder und erzählt mir, wie es euch ergangen ist." Die drei befolgten den Rat und machten sich am Morgen auf die Reise. Der Bettler war bei Anbruch der Nacht bei einem Graben, und da legte er sich denn auch nieder; aber recht gut und fest schlafen konnte er nicht. Die ganze Nacht war

es ihm, als wenn Steine gerollt würden. Der Geistliche kam bis zu einem großen Rosenbusch, der voller Blüten war. Da meinte er, nun werde er gewiß recht behalten, und legte sich sehr zufrieden darunter schlafen. Am Morgen aber war nur noch eine Rose an dem Busch. Der Bauer kam bis zu einem schönen Haus. Er ging hinein und fand einen gedeckten Tisch und ließ es sich aufs beste schmecken. Dann legte er sich in ein Bett, das er dort fand, und schlief darin so weich und gut, daß er erst spät aufwachte.

Am nächsten Tage kamen sie zu dem weisen Manne zurück und erzählten ihm, wie es ihnen ergangen war. Da sagte er zum Bettler: „So mancher Stein im Graben gerollt wurde, so manche Speise hast du gebettelt und noch nie verbetet" (Gott nie dafür gedankt). Zum Geistlichen sprach er: „So manche Messe hast du gelesen als Rosen an dem Strauche waren; aber nur eine einzige war gut." Und zum Bauern sagte er: „Du bist am nächsten bei Gott, denn dir ist es am besten ergangen."

Das kleine alte Männlein



Da ist einmal spät am Abend ein fremdes altes Männlein durchs Dorf gekommen und hat bei einer Bäuerin angeklopft und Herberge gesucht. Da kam er aber an die Unrechte, die Frau hatte wohl ihr Pfännchen Fett, aber sie war ein Geizdrache. Erst tat sie, als ob sie das Klopfen gar nicht hörte, aber als das Männchen gar nicht nachließ und noch lauter klopfte, legte sie sich ins Fenster und fragte: „Wer ist denn da?" — „Ein armer Wanderer hätte gern ein Unterkommen für die Nacht, es ist so kalt, daß man draußen nicht schlafen kann," antwortete das Männchen. „Ich habe keinen Platz, sucht Euch anderswo ein Unterkommen," und damit schlug die Alte das Fenster zu und hörte nicht weiter auf das

Männlein, soviel das auch betteln und flehen mochte. Zuletzt ging es ein Haus weiter, da wohnte eine arme Frau. Es klopfte, da tat sie das Fenster auf und fragte: „Was möchtet Ihr denn, Alterchen?" — „Ich hätte gern ein Unterkommen für die Nacht, es ist draußen so kalt." Gleich kam die Frau an die Türe und führte ihn in das warme Kämmerchen, kochte ihm einen Brei von Milch und Mehl und brockte das letzte Stückchen Brot hinein, das sie noch im Schranke hatte. Dann ging sie und schüttelte ihren Strohsack tüchtig auf, damit das alte Kerlchen so gut läge wie möglich. Sie selbst schlief auf der Erde. Am andern Morgen war das Männchen schon früh auf und sprach, es müßte nun weiter ziehen. Das litt aber die Frau nicht und kochte ihm erst noch einen Brei zum Frühstück. Als das Männchen den gegessen hatte, bedankte es sich freundlich und fragte nach seiner Schuldigkeit. „Ach," sprach die Frau, „dafür will ich nichts haben, und wenn Ihr ein andermal nicht wißt, wo Ihr bleiben sollt, kommt nur wieder zu mir." — „Ich danke Euch vielmal von ganzem Herzen und wünsche Euch, daß das Erste, was Ihr heute beginnt, so wohl gelingt, daß Ihr den ganzen Tag nichts anderes tun könnt." Mit den Worten schied es von der Frau, und sie ging rasch wieder ins Haus zurück und an die Arbeit, auf den Wunsch des Männleins hatte sie gar nicht mehr gehört. Sie ging an ihren Kasten und wollte ein Stück Leinwand für ein Hemd abmessen; und sie maß Elle um Elle und maß und maß immerzu bis zum Mittag und den ganzen Nachmittag, und das Leinen nahm gar kein Ende und die ganze Stube wurde davon voll; das hörte nicht eher auf, als bis es stichdunkel wurde, da kam erst das Ende. Dieser reiche Segen blieb auch der Nachbarin nicht lange verborgen. „Herr Gott im Himmel", schrie sie und steckte den Kopf zum Fenster herein, „wo habt Ihr das Leinen alle her? in meinem ganzen Leben habe ich ja noch nicht so viel Leinen beisammen gesehen!" Nun erzählte ihr die gute Frau von dem kleinen alten Männlein, und da wurde die Nachbarin ganz giftig und dachte bei sich: muß dem Bettelpack solches Glück in den Schoß fallen; das hättest du auch haben können, und rannte fort, um das Männlein zu suchen; sie war erst ein paar Schritte

weit gegangen, da sah sie es schon von ferne heransocken. Im Nu war sie bei ihm und knixte und verbeugte sich und sprach: „Ach lieber Herr, nehmt es mir doch bloß nicht übel, daß ich Euch gestern abend nicht eingelassen und beherbergt habe. Tut mir doch den einzigen Gefallen und kehrt diesen Abend bei mir ein, Ihr macht mich zu dem glücklichsten Menschen auf der Welt!" Das kleine alte Männchen war's zufrieden und ging mit ihr; die Bäurin tischte auf von dem Allerbesten und machte ihm hernach ein reiches Bett zurecht, worin es schlief wie ein Prinz. Und kaum hatte es sich am andern Morgen aus den Federn gemacht, da brachte ihm seine Wirtin schon Kaffee und Biskuit. Er dankte für alles recht höflich und fein. Und als er sein Frühstück verzehrt hatte, fragte er nach seiner Schuldigkeit. „O", antwortete die Frau, „meint Ihr denn, ich wollte etwas haben für die Bewirtung? Gott bewahre, daran habe ich nicht im mindesten gedacht; im Gegenteil, ich wünschte nur, Ihr machtet mir recht oft die Freude, bei mir einzukehren." — „Das wird kaum möglich sein," sprach das Männlein, „aber ich danke Euch doch herzlich für Euern guten Willen und wünsche nur, daß das Erste, was Ihr diesen Morgen tut, den ganzen Tag fortdauert und Ihr nichts anders tun könnt." Damit empfahl sich das Männchen, und die Alte wünschte ihm glückliche Reise.

Kaum war der Gast zur Tür hinaus, da lief die Frau in die Kammer, sie wußte schon, was sie tun würde: Geld zählen! Aber gerade als sie zum Geldkasten gehen wollte, fingen die Ferkel an zu grunzen. — „Warte," dachte sie aus alter Gewohnheit, denen willst du erst flink noch Wasser geben." Aber nun pumpte und trug und schüttete sie Wasser den ganzen Tag in einem fort, bis es stichdunkel wurde und Ferkel und Stall und Haus und Bäurin und alles fortgespült wurden und nicht mehr zu sehen und zu retten waren.

Andere erzählen, die Bäurin hätte gar nicht erst den Ferkeln Wasser bringen wollen, sie hätte, wie sie gerade ans Geldzählen gehen wollte, ein dringendes Bedürfnis verspürt und sei, um das rasch noch abzumachen, hinters Haus in den Garten gelaufen; da habe sie gar nicht wieder aufhören können und sitzen

müssen, bis es dunkel war und ein großer See hinter dem Haus entstanden sei. Der See soll noch jetzt da sein.

Werweiß?



Vor undenklichen Zeiten hauste einmal ein Wirt nahe bei einem Walde. Er war sehr geizig und tat mit dem kleinsten Dinge, als ob es Goldes wert wäre. Zur selben Zeit lebte ein mächtiger, reicher König, und der schaute das Geld nicht an, sondern lebte in Saus und Braus. Einmal schrieb der König eine Jagd aus und setzte für das beste Weidstück einen herrlichen Preis. Wenn einer von Adel das beste Wild erjagen würde, sollte er des Königs Tochter zur Frau haben, wenn einer von geringerem Stande, so sollte er mit Gold reichlich belohnt werden.

Der Tag der Jagd brach an, und auch unser Wirt war dabei, denn die Belohnung stach ihm zu sehr in die Augen. Den ganzen Tag wurde gejagt und geblasen und die Hunde bellten, daß es in den Wäldern einen Höllenlärm gab. Abends, als die Jagd aus war, erhielt den Preis ein Graf, der einen stolzen Hirsch mit goldenem Geweih erjagt hatte. Der Wirt war aber mit seinem Tagewerk auch nicht unzufrieden, denn er hatte ein wildes Männlein mit sich heimgebracht, das ein goldenes Schwert trug. Das Männlein sah so hübsch und wundernett aus, daß der Wirt ein Glashäuslein um es machen ließ und es auf einen Kasten stellte, und wenn Besuch kam, so mußte der auch das wilde Männlein im Glashäusl sehen.

Die Wirtsleute hatten auch ein Söhnlein. Das war ein munterer, feiner Knabe und das einzige Kind im Wirtshause. Das wilde Männlein gefiel ihm gar zu gut und stundenlang stand er vor dem Kasten und konnte sich an dem kleinen Wichte nicht satt sehen. „Wenn ich nur auch so ein schönes, goldenes Schwert

„hätte," dachte er oft bei sich, denn laut zu sagen wagte er es nicht seines geizigen Vaters wegen. Als er einmal allein in der Kammer war und das Männlein im Glashäusl gar lieb und freundlich tat, gewann der Knabe ein Herz und sagte: „O liebes Mannl! schenke mir doch dein goldenes Schwert! Ich bitt dich gar schön."
„Gerne geb' ich es dir," antwortete das Männlein, „doch nur unter einer Bedingung. Du mußt mich herauslassen und es niemandem sagen. Tust du das, so sollst du mein Schwert haben."

Der Knabe war mit dieser Antwort zufrieden und versprach dem Männlein, was es verlangte. Aber wie den Schlüssel zum Glaskasten bekommen? denn den mußte die Mutter wie einen Schatz bewahren und trug ihn immer bei sich. Aber der Bub wußte sich zu helfen. Er lief zur Mutter und bat sie, ihm Läuse zu suchen. Die Mutter freute sich; ei er ist ja heut so brav, sonst kann man ihn nie dazu kriegen. Und sie kämmte und kämmte und suchte und suchte, und während sie nur daran dachte, ihren Bub fein sauber zu machen, huschte er ihr mit seiner Hand in den Küttelsack und nahm unbemerkt den Schlüssel heraus, lief damit in die Kammer, wo das kleine Männlein stund, und ließ es aus dem Kasten. Das Männlein hielt auch sein Wort, dankte seinem kleinen Befreier und schenkte ihm das golden Schwert. Darauf sprang es zum Fenster hinaus und war in einem Nu im Wald verschwunden.

Der Bub mit dem goldenen Schwert wußte nun vor Freude fast nicht, was er anfangen sollte, stellte sich in den gläsernen Kasten hinein und tat gerade so, wie das Männlein. Da kam aber die Mutter dazu und die erschrak nicht wenig, als sie ihren Buben im Glaskasten und vom Männlein keine Spur mehr sah. Sie rief gleich den Vater herbei und als dieser sah, was geschehen war, holte er sich birkene Ruten, nahm den Knaben aus dem Kasten und schlug ihn so, daß er keinem Menschen mehr glich. Dann warf er ihn über die Mauer in den Anger hinaus und schrie: „Nun pack dich und geh zu deinem wilden Mannl!"

Der Knabe lag nun lange, lange im grünen Grase draußen, ohne zu sich zu kommen. Als er endlich die Augen aufschlug,

stand das Männchen vor ihm, nahm ihn bei der Hand und ging mit ihm in den kühlen Wald hinaus, gab ihm alles, was er brauchte, und zog ihn auf, wie sein eigenes Kind. Der Knabe wuchs zusehends und ward immer schöner und stärker. Als er groß und stark genug war, um eine Lanze schwingen zu können, lehrte ihn das Männlein die Ritterspiele, und der Bub hatte seine größte Freude daran und lernte, daß es eine Lust war. Als er nun ausgelernt hatte, gab ihm das Männlein ein neues, gar läppisches Kleid und ein Schwert und sagte zu ihm: „Du bist nun erwachsen und sollst auch die Welt sehen. Gehe nun aus dem Walde und suche die Königsstadt. Hast du die gefunden, so diene an dem Hofe des Königs. Wenn dich aber jemand fragt, wer du seiest, so sage immer: „Werweiß?" und schweige sonst. Wenn dir aber etwas fehlt, so rufe mich. Ich werde dann gewiß kommen und dir helfen."

Mit diesen Worten entließ er den Wirtssohn aus dem Walde. Dem war ganz wunderlich zumute, als er wieder ins Freie hinaus kam. Er war traurig und froh zugleich, so wanderte er weiter, bis er zur Königsburg kam.

Als ihn dort der Wächter sah, mußte dieser laut auflachen, denn der Junge war gar absonderlich gekleidet und sah aus wie ein Narr. Er wollte nun durchaus zum Könige, die Wächter aber ließen ihn nicht und hatten ihn zum Besten. Sie taten ihm allerlei Fragen und er antwortete immer nur: „Werweiß?" und deswegen hießen sie ihn nur Werweiß. Einem Diener aber gefiel der schöne, rätselhafte Jüngling und dieser meldete ihn dem Könige doch, der ließ nun den Werweiß zu sich kommen und fand Gefallen an dem wunderlichen Jungen und ließ ihn in der Küche anstellen. Werweiß mußte nun Wasser tragen, Feuer machen, Holz spalten und Töpfe und Teller spülen. Das war ihm aber zu schlecht, und er wär' gern aus der Küche weggekommen. Deswegen zerschlug er, als er einmal allein war, alles Küchengeschirr und trat die Scherben mit Füßen. Da kam aber das kleine Waldmännlein, verwies es ihm und machte alles wieder ganz.

Werweiß gab sich aber damit nicht zufrieden und zertrümmerte

noch zweimal das Küchengeräte, Teller, Töpfe, Schüsseln, Häfen, Pfannen und Pfännlein. Aber immer kam das winzige Männlein und machte den Schaden wieder gut. Das dritte Mal hatte es aber ein Küchenjunge gesehen, wie Werweiß das Geschirr in Stücke schlug, und der sagte es dem Koche. Der Koch war aber darüber böse und jagte den Werweiß aus der Küche in den Stall hinunter. Und der frühere Küchenjunge mußte die Pferde füttern und tränken, sie striegeln und waschen; doch das gefiel dem Werweiß gar nicht, er wäre viel lieber darauf herumgeritten und hätte Ritterspiele getrieben. Zu dieser Zeit aber waren die Feinde in das Land eingefallen und verbrannten die Dörfer und verwüsteten die Saatfelder. Da kam es zu einer großen Schlacht, und der König hätte bald den kürzeren gezogen. Wie Werweiß im Stalle hörte, daß eine sehr bedenkliche Schlacht geschlagen werden sollte, rief er dem Waldmännlein, und das Waldmännlein kam und brachte dem Werweiß fürstliche Kleider und ein ganzes Heer von Männlein. Werweiß zog die schönen Kleider an, schwang sich auf ein mutiges Roß und kam dem König zu Hilfe.
Als die Feinde den unerwarteten Helfer des Königs und das neue Heer sahen, verloren sie den Mut und ergriffen die Flucht. Da gab Werweiß seinem Rosse die Sporen und jagte fort nach Hause und die kleinen Männlein mit ihm, und wie der König dem unbekannten Retter danken wollte, war er samt Roß und Rüstung nicht mehr zu sehen. Werweiß war schon längst wieder im Stalle und putzte die Pferde, als der siegreiche König nach Hause kam. Aber nicht lange danach kam neue Kriegsnot, da brachte das Männlein wieder ein Heer, und Werweiß verhalf dem Könige wieder zum Siege. Nach vollendeter Schlacht wollte der König dem Retter danken, allein er war wieder wie im Sturm davongeeilt und nichts mehr von ihm zu sehen. Den König wunderte es wohl oft, wer seine Helfer gewesen waren, allein er mochte forschen und fragen, wie er wollte, nirgends konnte er eine Spur von dem schönen Fürsten entdecken. Und wie es diese zwei Mal gegangen war, so ging es auch das dritte Mal. Es kam wieder ein unbekannter König mit seinem Heere und schlug

die Feinde und ritt dann mit seinen Mannen so schnell, als ein Wetter, davon. — Werweiß war aber, als der König heimkehrte, schon wieder im Stalle und putzte die Pferde. Allein das Stallknechtsein wollte ihm gar nicht behagen und er dachte: „Wenn ich doch aus dem verfluchten Stall draußen wäre!“ Er ließ alle Pferde los und trieb sie gegen einander. Da schlugen und traten sie sich blutig, daß es ein Grausen war. „Wenn die andern das sehen, wird mich der Stallmeister aus dem Stalle jagen,“ meinte Werweiß. Allein der Junge hatte sich verrechnet. Denn es kam das Waldmännlein und machte alle Pferde wieder gesund, als ob ihnen gar nichts geschehen wäre.
Werweiß verübte denselben Streich noch zweimal, um aus dem verhaßten Stalle zu kommen. Allein es half ihm nicht, es kam immer das kleine Waldmännlein und machte die Pferde gesund und heilte die Wunden. Das dritte Mal aber hatte der Stallmeister den Höllenlärm, den die losgelassenen Pferde im Stalle machten, gehört, wurde böse und jagte den Werweiß fort.
Der Junge war nun ohne Dienst und wußte nicht wo ein und wo aus. Da erbarmte sich seiner der Gärtner und nahm ihn als Gartenjungen an. Werweiß mußte nun im Garten helfen, die Pflanzen bewässern, die welken Blätter abpflücken und die Blumen pflegen, und das gefiel ihm besser. Da stand er wohl oft bei den Rosen, und wenn er in ihren Kelch sah und ihren Duft einatmete, wurde ihm so wohl, daß er mit keinem Könige getauscht hätte. Er trug, wenn er im Garten war, immer einen Strohhut und hatte ihn so in das Gesicht gedrückt, daß seine schönen, goldnen Haare fast gar nicht zu sehen waren. Und wenn er im Garten arbeitete, da saß die älteste Königstochter wohl oben auf dem marmornen Söller und schaute in den Garten herab. Und so oft sie den Gartenjungen sah, konnte sie fast ihre Augen nicht wieder wegwenden, so gut gefiel er ihr, denn er war so schön wie der Mai. Hatte sie ihn bei Tage gesehen, dann kam er ihr auch im Schlafe vor, und es träumten ihr von dem Gärtnerburschen die wunderlichsten Dinge. Einmal sah sie ihn wieder im Garten drunten bei den Blumen, da litt es sie droben nicht mehr, sie

mußte hinuntersteigen. Sie ging zu ihm hin und bat um einen Blumenstrauß. Allein wie sie auch bat, Werweiß gab ihr keine Blumen, denn er wollte ihnen nicht das Leben nehmen, und gab ihr auch keine Antwort. Wie alles Bitten nichts half, da wurde sie böse und ging zu den Rosen und riß die schönsten ab. Als er dies sah, vergaß er das Gebot des Waldmännleins und sprach: „Reiß nicht die Rosen ab, denn —" da fiel ihm aber die Warnung des Waldmannls wieder ein und er schwieg und tat, als ob er sich schämte. Wie er so dastand, konnte ihm die Königstochter nicht mehr böse sein; sie trat näher und sprach: „Junge, nimm doch mal deinen Hut ab, daß ich deine Haare sehen kann, ich bitte dich gar schön."
Werweiß stellte sich aber, als wenn er kein Wort verstände. Als die Prinzessin das sah, meinte sie wirklich, er verstehe sie nicht, ging auf ihn zu und wollte ihm den Strohhut lüften. Da lief aber der Gärtner fort. Traurig stand die Prinzessin noch bei den Rosen und ging dann auf ihr Zimmer und träumte von dem rätselhaften Jungen. Seit der Zeit stand sie noch öfter als früher auf dem Söller oder am Fenster und sah in den Garten hinab. Und wenn sie den Jungen draußen sah, vergaß sie Leid und Weh und fühlte sich gar glücklich.
Indessen war seit den Kriegen fast ein Jahr vorübergegangen und es war wieder Herbst geworden. Da dachte der König wieder an die drei Schlachten und die drei Könige, die ihm zur Hilfe gekommen waren. Wohl oft hatte er schon Boten ausgesandt, um sie aufzufinden, allein alles Suchen war vergebens. Da fiel ihm ein, ein großes Hochzeitsfest zu veranstalten, und wenn die drei Könige kommen würden, jedem von ihnen eine seiner schönen Töchter zu geben. Er bereitete also ein großes königliches Fest, das zwei Tage dauern sollte, und lud aus Nah und Ferne Gäste ein. Selbst in die Nachbarländer sandte er Herolde und ließ Fürsten und Grafen zur Hochzeit laden. Seinen Töchtern aber gab er wundervolle, prächtige Geschenke. Diese sollten sie den Königen als ihren Erwählten geben. Wie der Tag des Festes anbrach, gab's ein Reiten und Fahren, als ob die wilde Fahrt los wäre. Droben im Königsschlosse waren alle Türen und Tore

bekränzt und im Saale wurde musiziert, als ob man im Himmel wäre. Der König und seine drei Töchter empfingen oben im Saale die Ankommenden und waren so prächtig gekleidet, daß man nichts Schöneres sehen mochte. Es kam der Mittag, allein die drei Könige kamen nicht. Man setzte sich zur Tafel und aß und trank, aber der König war schwermütig und konnte nicht heiter werden. So ging es bis zum Abend. Da gingen die zwei jüngeren Töchter zum Vater und sagten: „Was sollen wir mit den prächtigen Geschenken tun? Die Könige kommen doch nicht mehr."
Da erwiderte der König: „Wegen meiner was ihr wollt, arme Kinder."
Die zwei Töchter kehrten nun zurück, holten ihre Geschenke und gaben sie zwei Rittern, die ihnen am liebsten waren.
Die Älteste aber saß ruhig und ernst da und gab ihr Geschenk keinem. Sie dachte an den schönen Gärtner, der ihr so wohl gefiel und den sie heute noch nicht gesehen hatte. Die Schwestern merkten das und neckten sie mit dem Gärtnertroll, wie sie ihn nannten. Sie erwiderte aber kein Wort. Als man vom Tische aufgestanden war, holte sie das Geschenk und stieg in den Garten hinunter. Dort stand Werweiß bei den Rosen und war traurig. Wie sie ihn sah, hatte sie die größte Freude und gab ihm das prächtige Geschenk. Er küßte ihre Hand und wollte danken, aber da fiel ihm die Rede des Waldmännleins ein und er schwieg. — Sie gingen wieder voneinander, und es war ihnen gar schwer ums Herz. Noch trauriger aber war der alte König, weil morgen Hochzeit sein sollte und kein Bräutigam sich sehen ließ. Er konnte die ganze Nacht kein Auge schließen, und seine Haare bleichten vor Kummer und Sorge über Nacht.
Während aber der König so ohne Schlaf auf seinem Bette lag, kam das Waldmännlein zum Werweiß in die Schlafkammer und brachte prächtige goldgestickte Kleider, wie sie nur Könige tragen. Werweiß mußte gleich aufstehen und sich ankleiden. Dann führte ihn das graue Männlein in den Hof hinaus und da saßen hundert und hundert Reiter auf stolzen Rossen. „Das ist alles dein. Nun melde dich dem Könige und wirb um seine

„Tochter." So sprach das Männlein und verschwand. Nun bliesen ein paar Reiter in die Trompeten, und wie das der König hörte, eilte er ans Fenster. Da sah er den fremden König, der ihm die Schlachten gewonnen hatte, und seine Reiter, und er hätte vor Freude und Staunen vergehen mögen. Er setzte sich nun gleich die Krone auf, eilte in den Hof hinunter und umarmte den Werweiß. Der entschuldigte sich aber, daß er erst heute habe kommen können, und der König war's zufrieden. Er führte den schönen Ritter in den Saal hinauf und bot ihm eine seiner Töchter an. Werweiß wählte die Älteste, und da mußte sie neben ihm sitzen und war so glücklich, daß sie mit den Engeln im Himmel droben nicht getauscht hätte, weil ihr Bräutigam dem Gärtnerjungen so glich wie ein Apfel dem andern. Es gab nun eine lustige Hochzeit, wie noch nie eine gefeiert worden ist, solange der Himmel blau und das Gras grün war. Und wie man so beisammen saß, sich Gesundheit trank und die Braut nie einen Blick von ihrem schönen Bräutigam wandte, öffnete sich plötzlich die Türe und ein schöner stolzer König, dem der graue Bart bis auf die Brust nieder wallte, trat mit großem Gefolge herein. Er eilte auf Werweiß zu und küßte ihn. Der König mit dem Barte war aber niemand anders als das Waldmännlein, das endlich erlöst war, weil Werweiß sein Gebot so treu befolgt hatte. Und nun erfuhren es auch der König und die Prinzessin, daß ihr junger Gemahl, der dreimal das Reich vor den Feinden gerettet hatte, niemand anders war, als der schöne sonderbare stumme Gärtnerjunge. Nun ging es noch lustiger zu als vorher, und die Freude hatte keine Grenzen.

Werweiß und die älteste Königstochter aber lebten nach der Hochzeit bald beim Waldkönig, bald auf der Burg ihres Vaters. Als die Könige aber starben, erbte Werweiß beide Königreiche und und war der reichste und glücklichste Fürst, der je lebte.

Der Zigeuner in der Wolfsgrube



Ein Zigeuner kam bei der Nacht vom Medewischer Margrethi-Jahrmarkt (am 13. Juli) und war lustig und guter Dinge und taumelte auf der Landstraße fort und fidelte dazu. Als er aber einen Seitenweg durch den Wald einschlug, verirrte er sich und geriet in eine Wolfsgrube. Er krabbelte lange hin und her, um herauszukommen, allein die Wände waren zu hoch, es war umsonst. Da ergab er sich in sein Schicksal, setzte sich in eine Ecke und war ruhig. Nach einer Weile kam auch der Wolf und plumpste hinein; der bekam aber einen Schrecken, als er das schwarze Ungeheuer mit den roten Augen und den weißen Zähnen sah! er zog sich in eine andere Ecke und verhielt sich auch ruhig. Bald danach kam auch der Fuchs die Straße und fiel hinein; der sah auch in der Ecke das schwarze Ungeheuer mit den roten Augen und den weißen Zähnen und dachte: „Das ist der leibhaftige Teufel!" Und vor lauter Angst sah er gar nicht recht, wer in der andern Ecke war; er zog sich in die dritte Ecke und blieb auch ganz ruhig. Da kam zuletzt der Esel diesen Weg, und plumps rumpelte er auch hinein. Da sah er auch gleich das schwarze Ungeheuer mit den roten Augen und den weißen Zähnen und erschrak nicht weniger als die beiden andern; er schlich in die vierte Ecke.

Der Zigeuner zitterte vor Furcht; um sich zu beruhigen, nahm er seine Geige und fidelte. Das aber kann weder der Wolf, noch der Fuchs, noch der Esel recht vertragen. Der Wolf heulte entsetzlich, der Fuchs bellte, der Esel iate. „Ah, seid Ihr es, Gevatter?" rief der Fuchs zum Wolf und Esel; „wir sind verloren, wenn ihr nicht meinen Rat befolgt. Ihr Gevatter Esel, stellt Euch auf die Hinterbeine an die Wand, dann klettere ich und der Wolf über Euch hinaus, und wir ziehen Euch dann empor!" Der Esel tat so, wie ihn der Fuchs geheißen hatte; da sprang dieser und der Wolf sogleich hinaus; sie dachten aber gar nicht daran, den Esel hinauf-

zuziehen, sondern waren froh, daß sie nicht mehr bei dem schwarzen Ungeheuer in der Grube saßen; „helfe euch Gott!" riefen sie dem Esel zu und machten sich aus dem Staub. Nun war der Zigeuner nicht minder froh, als er den Esel allein da sah, denn jetzt erkannte er ihn; hörte auf zu spielen und sprach: „Fürchte dich nicht, Grauchen, ich bin ja der Midi vom Graben, der deine Schuhe beschlagen hat!" Da verlor auch der Esel seine Angst und so schliefen beide ruhig bis an den Morgen.

Die Hasenjagd zu Wasser



Der kleine Fluß war nicht weit vom Dorfe über seine Ufer getreten und überschwemmte rings die Feldmark. Da saß, auf einem Wiesenstück mit alten Weiden, ein Hase, ließ sich's wohlschmecken und merkte gar nicht, wie auf allen Seiten das Wasser stieg und er zuletzt von den Fluten ganz eingeschlossen wurde. Er hopste ein paarmal hin und her, dann setzte er sich ruhig nieder und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Die ließen denn auch nicht lange auf sich warten, das Wasser stieg immer mehr und seine Insel wurde immer kleiner; und bald blieb ihm nur noch der bemooste Wurzelstock von einer alten Weide, die schräg überhing.

Ein Bäuerlein hatte das alles von seinem Hofe aus schmunzelnd mit angesehen, und als er den Hasen so hilflos auf der Weidenwurzel hocken sah, dachte er bei sich: „San, deck willt wie nu schonst kriegen." Laut rief er dann ins Haus hinein seiner Frau zu: „Dortchen! pack mal den Backeltrog met an, eck will schippen."—Das Fahrzeug wurde glücklich vom Stapel gelassen, der Bauer setzte sich hinein und arbeitete sich mit einer langen Bohnenstange nach dem Hasen hin. In seiner Angst tat der, was er noch nie in seinem Leben getan hatte; er kletterte, so sauer es ihm auch wurde, er klomm an dem schrägen rissigen Weidenstamm in die Höhe; da stand ein Ast wagerecht ab, auf den lagerte er sich. Da kam der Bauer an, sah aber bald, von seinem Backtrog aus konnte er den Hasen auf dem hohen Sitze nicht erreichen.

Sollte er nun auf den Braten verzichten und die ganze Fahrt umsonst gemacht haben? Nee, also er dem Hasen nach in den Baum. Der Hase in seiner Verzweiflung faßt sich ein Herz und springt mit einem gewaltigen Satze in — — das Wasser? — Nein! in den Backtrog. Dieser wird durch den Stoß vom Stamme abgetrieben, gerät in die Strömung und langt nach einer kurzen, glücklichen Reise mit seinem vergnügten Passagier am anderen Ufer an. Fröhlich hüpfte Herr Lampe ans Land! Hier hielt er einen Augenblick an, wendete sich seinem Verfolger zu, setzte sich auf die Hinterläufe und machte ihm die schönsten Männchen. Dann eilte er trockeneren und sicheren Gegenden zu. — Das Bäuerlein aber saß kleinlaut und verdutzt auf seinem Baume, und es dauerte lange Zeit, ehe Dortchen ein anderes Fahrzeug flottgemacht hatte, um den Jäger heimzuholen, der so wunderbar um seinen Braten gekommen war.

Die erlöste Schlange



Ein Bauer ging eines Morgens in aller Frühe ins Feld zur Arbeit. Die Sonne stieg auf und es wurde immer heißer, da legte er sein Wams ab und neben sich auf die Erde. Als die Glocke Elf schlug, wollte er es wieder anziehen, um nach Hause zu gehen, da sah er zu seinem Schrecken, daß eine Schlange darauf lag. Er schüttelte das Wams, doch sie war nicht wegzubringen, sie war wie angezaubert. Schon wollte der Bauer einen derben Fluch ausstoßen, da sprach die Schlange: „Ich weiche nicht von deinem Wams und von dir, bis du mir versprochen hast, mich zu heiraten." Das

schien dem Bauer doch bedenklich und er sprach: „Das Heiraten ist eine wichtige Sache, die macht man nicht so ohne weiteres ab. Ich muß mich darüber besinnen und will dir Antwort sagen."
Er ging ins Dorf und zum Pfarrer, frug ihn, was er in der Sache zu tun habe? Der Pfarrer besann sich lange, las in einem großen Buche und sprach dann: „Geh zurück und versprich der Schlange sie zu heiraten. Sie wird dann heute nacht zu dir kommen, und hast du Mut, so ist dein Glück gemacht. Du mußt sie mit dem Schlage Zwölf mit beiden Händen fassen und über deinen Kopf in die Höhe halten, darfst sie aber nicht loslassen, komme, was da wolle." Rasch kehrte der Bauer in das Feld zurück und sprach zur Schlange: „Ich will dich heiraten." Da war sie ganz außer sich vor Freude und zappelte lustig, dann machte sie einen schönen Ring und war verschwunden.
Kaum hatte sich der Bauer abends zu Bette gelegt, da kam die Schlange in die Kammer und legte sich zu ihm. Er lag ganz ruhig bis zwölf Uhr, da packte er sie fest und hielt sie hoch über seinen Kopf. Sogleich flog die Tür auf, und sechs große dicke Schlangen schnellten herein und auf das Bett zu. Da wurde es dem Bauern heiß und kalt, aber er faßte sich ein Herz und hielt aus, auch als die Schlangen sich an dem Bett heraufringelten und ihn mit ihren doppelten Zungen umzischten, als wollten sie all ihr Gift auf ihn speien. Das dauerte, bis es Eins schlug, da waren sie plötzlich verschwunden. Die Schlange aber sprach: „Ich danke dir, mein Erlöser, daß du mich so treulich beschützt hast. Halte nur noch zwei Nächte so aus, dann bist du glücklich und ich noch mehr." Damit verschwand sie und war keine Spur mehr von ihr zu sehen.
Als der Bauer am folgenden Abend zu Bette ging, war die Schlange wieder bei ihm. Um zwölf Uhr faßte er sie wieder und hielt sie hoch empor. Da flog die Tür auf, und zwölf dicke schwarze Schlangen wanden sich herein und an seinem Bett herauf und ringelten sich um ihn und bissen nach ihm und seiner Schlange. Er hatte diesmal mehr Mut, doch es wurde ihm fast schlecht, als er das kalte Gewürm an sich fühlte. Aber er nahm sich zusammen,

so gut er konnte, und hielt aus, bis die Glocke Eins schlug, da waren die Schlangen wie weggeblasen. Seine Schlange aber sprach: „Ich danke dir, mein Erlöser, daß du so treulich ausgehalten hast, jetzt ist nur noch eine Nacht übrig, dann bin ich erlöst und du bist glücklich auf Lebenszeit." Als sie das gesagt hatte, war sie verschwunden.
Den dritten Abend lag sie wieder bei ihm und sah ihn so recht flehentlich an mit ihren klugen Augen. Da schwoll ihm der Mut und er sprach zu sich selbst: „Ehe ich sie dem garstigen Gezücht preisgebe, lasse ich mich lieber selbst von ihm fressen." Und als es zwölf Uhr schlug, faßte er sie wieder und hielt sie hoch empor. Da sprang die Tür auf und in einem Augenblick war die ganze Kammer voll von den häßlichsten Schlangen, die zappelten und zischten und ringelten sich untereinander, daß es nicht zum Ansehen war. Der Bauer drückte die Augen zu und tat, als höre und sehe er nicht. Da wanden sie sich ihm um Leib und Arme und Hals, zischten ihm ins Gesicht und bissen nach seiner Schlange, aber er ließ sich das alles nicht anfechten. So dauerte es bis ein Uhr, da tat es einen schweren Schlag in dem nahen Walde, und die Ungeheuer waren verschwunden. Auch die Schlange war ihm aus der Hand entschlüpft, dafür aber lag eine wunderschöne Königstochter neben ihm in seinem harten Bett, die sah ihn freundlich an und sprach: „Ich danke dir tausendmal, mein lieber und getreuer Erlöser, daß du mich gerettet hast. Nun wähle dir, willst du mein Gemahl werden, oder hundert Wagen Gold haben." Der Bauer rieb sich die Augen, denn er glaubte nicht anders, als das müsse ein Traum sein. Endlich sprach er: „Wenn Ihr mich zum Gemahl haben wollt, allerschönste Prinzessin, dann möchte ich das lieber, als alles Gold auf der ganzen Welt." Da bot sie ihm die Hand, und er umarmte und küßte sie. Am folgenden Morgen, als er die Fensterläden öffnete, da stand sein Häuschen in einem prächtigen Garten mit den schönsten Blumen und Bäumen, und nicht weit davon lag ein Königsschloß und eine große Stadt. Er wußte nicht, wo er stand und ob er seinen Augen trauen könne. Da sprach die Prinzessin: „Was du da siehst, ist alles dein, dein Schloß und dein Garten und dein Königreich." Und sie führte

ihn in das Schloß, und beide wohnten darin und waren glücklich auf Lebenszeit.

Adjendodderken und Anneken-Tanneken-Towerhex



Adjendodderken machte sich immer Häuschen von Karten, aber Anneken-Tanneken-Towerhex kam jeden Tag und blies sie um. Das wollte Adjendodderken nicht mehr haben, und einmal baute es sich ein Häuschen von Stein und setzte ein Pumpchen und ein Schornsteinchen hinein; wenn Anneken-Tanneken-Towerhex nun noch kommt, dann kann sie aber das Häuschen nicht mehr umblasen!

Auf einmal klopft 's an die Tür!

„Wer ist da?" fragt Adjen. —

„Mach mal auf, 's ist Anneken-Tanneken-Towerhex!" antwortet es.

„Was will Anneken-Tanneken-Towerhex denn haben?"

„Ein Kohlchen Feuer!"

„Ich hab' kein Feuer!"

„Doch, ich habe ja das Schornsteinchen rauchen sehen!"

„Das ist hier nicht gewesen! Das ist hier nebenan gewesen!"

„Nein, 's ist hier gewesen," rief Anneken-Tanneken-Towerhex und ging ganz böse fort.

Den andern Tag kam sie wieder und klopfte.

„Wer ist da?" rief Adjendodderken.

„Anneken-Tanneken-Towerhex!"

„Was will Anneken-Tanneken-Towerhex denn nun wieder?"

„Ein Eimerchen Wasser!"

„Ich hab' kein Wasser!"

„Du hast doch Wasser; ich hab' ja das Pumpchen gehen hören!"

„Das kann hier nicht gewesen sein, das wird hier nebenan gewesen sein!" rief Adjendodderken.

„Ich sage dir, wenn du nicht aufmachst, dann hau' ich dir den Kopf ab."

Adjendodderken tat geschwind die Kette vor die Tür und kroch in den Schornstein. Aber Anneken-Tanneken-Towerhex kam doch herein, und suchte überall herum, konnt' es aber nicht finden. Endlich sah sie es im Schornstein sitzen, und schleifte es bei den Haaren heraus.

„Leg deinen Kopf auf den Tisch, daß ich ihn abhaue," befahl die Hexe, und ihre roten Augen wurden so groß wie Wagenräder.

„Wie muß ich das machen?" sagte Adjendodderken, und dabei hat es sich fix was ausgedacht. „Mach' mir's mal vor!"

„Na, sooo!" rief Anneken-Tanneken-Towerhex, und legte ihren Kopf auf den Tisch, ohne was zu merken. Da packt Adjendodderken ganz rasch sein Beilchen und hackt Anneken-Tanneken-Towerhex den Kopf ab.

Und dann ging Adjendodderken ruhig ein Heringsken braten und en Pipken rooken, und da kwam een Farken met 'nen langen Snut, un et Vertelselken is ut!

Ein spanischer Chasseur



Es mueß uf der Wält gstorbe si, sust hette jo die Junge nümme Platz. Keis Wunder, wenn denn emol au es Schniderli verzablet und stirbt.

Nu, de Schnider stirbt also und si liechti Seel fahrt gradewegs wien e Nodlen am Zwirnfade derduruf em Himel zue. Er findet d'Thür und böpperlet hübscheli a, und wien er e chli het böpperlet, so goht es Lädeli uf und der Sant Peter frogt zum Himel us, wer dusse sei. Der Nodleheld lot si druf füre (tritt vor) und seit: „He, es Schniderli, mit Vergoust, möcht au gern

in Himel, Herr Peter." „Nes Schniderli?" seit der, „en Blätzlifink? Dere chöne mer im Himel nit bruche!" So schnurret euse Peter und thuet sis Lädeli wider zue.
Wie ietz der Schnider vor em Himmel so truret und gruchset, so gseht er au nes alt alts Fraueli, wo men im Himmelrich au nid het chönne bruche. Die Zwei hend do enand tröstet, so guet's gangen ist, und hend enand ihri Lide gchlagt, wie si ietz vor em Himel usse im Lädersack müeße si. Derwil se chunnt e mächtige Husar gsprengt und rüeft, er möcht ine in Himel! Sant Peter lot de do nit lang warte, wil er apartig zuenem gseit het, er seig e spanische Chasseur. Das het si der Schniderli hinder d'Ohre gschribe, springt gschwind zum Mueterli ane und gfischberlet und flattiert mit ere und seit: „Wie wer's, Frau Bäsi, wenn mir Zwei üs au no so tätid in Himel ine schmuggle? Es wer, schetz i, nüt gfehltis. Los (hör) ietz, Mueterli, i will der en vernünftige Vorschlag mache: I bi der spanisch Chasseur und du treist mi vor d'Himelsthür; für 's ander laß denn nume der Vogt geifere oder mi sorge. Was gilt's, mer chöme ali beedi in Himel ine!"
Gseit und to. Mi Nodlerüter sprengt uf em Mueterli vor's Sant Peters Pforte. „Wer do?" rüeft De dinne mit em Schlüssel. „Ein spanischer Chasseur!" brüelet s'Schniderli us alli Chräfte. s'Thor goht uf und min spanische Rüter ritet gravitätisch ine zu den andere Lüten im Himel.

Eso het's der Schnider gmacht
Und dinne hend si ab em glacht;
Und han is öppe recht verno,[1]
So hend si's nümme use glo.[2]

[1] Etwa recht vernommen. [2] Nicht mehr herausgelassen.

Von den drei Heilebarts



Et was mal en Fösterjunge, dei härr keinen grötter Wunsch as na 'ner blanken Büsse un düchtig wat drin; dei Föster härr awer sülwenst man 'n elennig Kauhbein; wu sagg nu wol den Jungen sien ut! Ummet Aten stund üt akkerat sau: mannigesmal schrie den Jungen sien Magen as en leddigen Möhlenstein; dat leiwe Brod, wat vorr öhn affäll (für ihn abfiel), was gewöhniglich sau hart as Knibbersteine, un wenn öhm tauwielen de Happen in Halse stecken blewen, weil de Vorrkost nicht tau geneiten (genießen) was, sä dei ole Giezfinke: „Na, wutte wedder mal den Bikörischen (wählerischen) spelen? Teuf, ick will dick noch dat Höltjeappelfräten lehren!" un fluchte dabie, dat den Jungen gans grulich tau Sinne wörd. Wat wulle awer maken? Sien Vader härr in Kriege int Gras bieten möst, as de Junge noch nich up'r Welt was, und seine Mutter härr sick gliek naher darower tau Doe grämet. Sau härr hei nu keinen Minschen up'r Welt as den olen Föster, dei sienen Großvadern sien Brauderſohn was, und dei ole Föster was sau tau seggen ook kein Minsche. Dat ick awer nich leige! in Dorpe wohne noch 'ne ole Frue, dei sneit öhm mannigesmal 'n orrentlichen Kniemen (dickes Stück). Eist inner Flaßtrecketied gieng de Jung int Holt un härr sien ole rustrige Scheitding up 'n Puckel; dei Ole stund in der Doer un keik öhm nae un stockele sick de Tähne, wenngliek sei nist 'getten härren as grote Bohnen un Bottermelk. As jünne an den Diek kamm, dei midden in Holte lag, sagg hei da drei Heilebarts (Störche), twei ole un 'n jungen, dei söchten sick Fische un Ütschen (Frösche). Nu härren sei awer den Föster vorr'n paar Dagen sien eine Küken uppefräten, deswegen schöll de Junge sei scheiten, wu hei sei fünne! Hei dä't nich geren (tat's nicht gern), denn hei heilt't eigentlich vorr 'ne Sünne, awer hei was bange vorr Plockfüer (Schlägen) un tieleke na den einen Heilebart. Da reip düsse: „Lat

üsch lewen! lat üsch lewen! du schast ok ne blanke Büsse hebben!" un dei andere, dei Sei (die Sie, d. h. die Störchin), sä: „Un ne ganze Göppsche vull blanke Kugeln" (beide Hände voll). Da leit hei se geren lewen un hale sick dei gladden Saken un freue sick, as wenn hei'n Lork (Kröte) an Stricke härre; un as hei weg wolle, sä dei lüttje Heilebart: „Du hast' üsch veel schenket, sau will ick dick ook wat schenken: ick will dick 'n Spruch lehren; wenn du den dreimal herbäest, sau drippst du alles, wat du wutt. Hei is awer hodütsch un hett:

Gewehr, bleib bei deiner Kunst,
Mutter Marie auf ihrer Zunft,
Kugel, ich beschwöre dich bei dem allmächtigen Gott,
Daß du nicht gehest hü oder hott!"

Nu bedanke sick dei junge Föster un ging in de wie'e Welt.
Hei was noch nich lange lopen, da kamm hei in 'ne Stadt, da härr en Drake de Königsdochter stohlen. Dat was 'n Spetakel! Un dei König härr utraupen laten: „Wer se wedder bringt, schall se hebben un de Krone datau!" Jungens wören 'r nämlich nich. Dei Lüe wüßten gans gut, wu de Drake lagg; doche wer wull sick mit den inlaten! Kuem awer härr de junge Föster von den Unglück hört, da make hei sick up int Holt, un as hei da gruliche Deierd fund, sä hei hille sienen Spruch her un schicke den Draken einen int grote Muel, dat dei Kugel an annern Enne wedder herut kamm. Da was hei'r mal wesen!
Nun giengen sei tauhope in Slott un maken Hochtied un lewen sehr glücklich mit 'nanner, denn dei Königsdochter was ook kein bettjen stolz, sondern sau recht gemein un niederdrächtig; un as dei ole König storf, kreig dei junge Föster Riek un Krone.

Der dumme Wirrschopf



Ein Bauer hatte drei Söhne und eine Wiese. Von den Söhnen waren zwei klug und der dritte ein Dummling, und auf der Wiese wurde alljährlich das Heu gestohlen, wenn es gehauen und in Schober zusammengestellt war. Als nun die Schober auch wieder einmal aufgerichtet waren, sprach der Bauer zu den Söhnen: „Wer mir das Heu bewacht, daß es nicht gestohlen wird, dem schenk' ich einen Leinwandrock und ein Paar hölzerne Schuhe." Da sprach der älteste: „Die will ich wohl verdienen," und ging am Abend auf die Wiese. Er wachte auch bis gegen Mitternacht: doch dann fielen ihm die Augen zu, und als er sie wieder aufmachte, war von den drei Schobern, die auf der Wiese gestanden hatten, einer weg. Da kaum er traurig nach Hause, und am nächsten Abend wanderte der zweite Bruder auf die Wiese: aber es erging ihm nicht besser als dem ersten, und es wurde auch der zweite Heuschober gestohlen. Da sprach der Dummling: „Es ist doch hübsch von meinen Brüdern, daß sie mir auch einmal etwas übrig lassen," nahm eine Hechel und eine Leine und ging auf die Wiese. Und die Brüder lachten ihm nach und sprachen: „Der dumme Wirrschopf will das tun, was wir nicht einmal gekonnt haben!" Der Wirrschopf aber hieß er, weil er sehr lange, verworrene Haare hatte, die wie eine goldene Mähne um seinen Kopf flogen. Er schlang auf der Wiese die Leine um den noch übrigen Heuschober, band das Ende an die Hechel und legte die Hechel, indem er sich auf den Boden streckte, dicht hinter seinen Kopf. Nun schlief er getrost ein; doch es währte nicht lange, so kratzte ihn die Hechel, daß er aufwachte, und er sah, wie ein graues Männchen das Heu zusammenband und auf ein braunes Pferd lud. Da sprang er auf: doch ehe man drei zählen konnte, saß das Männchen schon auf dem Pferde und flog wie ein Pfeil über das Feld: er aber lief ihm nach und kam zu einem prächtigen Schloß

im Walde, vor dem das graue Männchen grade vom Pferde stieg. Da faßte es der dumme Wirrschopf; doch das Männchen fiel auf die Knie und bat um Gnade und sprach: „Wenn du mir das Leben läßt, schenk' ich dir das schöne, braune Roß, auf dem ich geritten bin." Das ließ sich der Bursch gefallen und sagte: „Morgen früh will ich mirs abholen: jetzt muß ich wieder auf die Wiese, daß uns niemand das Heu stiehlt." Und als er zu dem Schober kam, brachte er die Leine und Hechel wieder in Ordnung und schlief ein. Doch die Hechel kratzte ihn bald wieder munter, und als er aufsah, war es dasselbe graue Männchen welches das Heu zusammenraffte und auf ein weißes Pferd band. Da sprang er denn wieder auf und lief dem Männchen, nach, traf es wieder bei dem Schloß im Walde, und es schenkte ihm auch noch das weiße Pferd und versprach, nicht wieder zu kommen. Kaum aber war er zum dritten Mal auf der Wiese eingeschlafen, so fing die Hechel von neuem zu kratzen an; mit einem Satz sprang er auf das graue Männchen zu, packte es und drohte es auf der Stelle zu ermorden. Da war das arme graue Männchen denn in großer Angst, und es schenkte ihm nicht bloß das schwarze Pferd, auf dem es diesmal das Heu hatte wegführen wollen, sondern bot ihm noch dazu das ganze Schloß an mit allen Herrlichkeiten, die darin waren: und alles Heu, das er in den vielen Jahren gestohlen hatte, gelobte es wiederzubringen. Der dumme Wirrschopf sagte, er wolle das Schloß erst ansehen, und das graue Männchen führte ihn hinein, zeigte ihm alle die prachtvollen Säle und Gewölbe; und weil sie dem Wirrschopf gefielen und er dem Männchen Gnade verhieß, gab es ihm die Schlüssel des Schlosses und sprach: „Wenn du jetzt auf deine Wiese kommst, wirst du alles Heu, das ich deinem Vater genommen habe, wiederfinden. Ich aber will dein Kämmerer sein und dein Schloß getreu bewachen: und wenn du etwas willst, so komm und fordre es nur." Da nahm der dumme Wirrschopf die Schlüssel und band sie über dem Nacken in seinen langen, goldgelben Haaren fest, so daß sie niemand sehen konnte; denn er dachte: „Wenn ich meinem Vater und meinen Brüdern sage, daß ich ein herrliches Schloß besitze, ziehen sie hinein, und mich

sperren sie in den Taubenschlag, wo ich schon oft habe sitzen müssen." Auf der Wiese fand er über hundert Heuschober und ging nun fröhlich nach Hause. Als seine Brüder ihn kommen sahen, lachten sie schon und sprachen: „Da kommt der dumme Wirrschopf: seht, wie er verschlafen aussieht; hat die ganze Nacht geschlafen und noch nicht genug. Da haben sich die Diebe Zeit nehmen können," und was dergleichen mehr war. Darüber wurde er nicht böse, sondern sagte freundlich zum Vater: „Kommt mit hinaus; ich habe das Heu wieder gewonnen, das man Euch in den vielen Jahren gestohlen hat." Und nun wollten der Vater und die Brüder ihren Augen nicht trauen, als sie auf die Wiese kamen und so viel Heu fanden, daß das ganze Dorf auf viele Jahre genug hatte.

Nun geschah es zu einer Zeit, daß der König des Landes überall ausrufen ließ, seine Tochter sei auf den Glasberg verwünscht, und wer den Berg hinauf reite und sie erlöse, der solle ihr Gemahl werden und das ganze Königreich bekommen. Er waren aber drei Tage in verschiedenen Monaten, an denen sie befreit werden konnte. Da sprach der Bauer zu den beiden klugen Söhnen: „Es wäre doch schön, wenn einer von euch König würde und ich ein Königsvater. Wir wollen unsere Pferde nehmen und uns aufmachen; ihr seid so klug, vielleicht erlöst ihr die Prinzessin. Der dumme Wirrschopf mag indes den Misthaufen auf dem Hofe aufs Feld schaffen." Sie taten ihre Sonntagskleider an und zogen zum Glasberge. Der dumme Wirrschopf aber ging zu seinem Schlosse, nahm die Schlüssel aus den Haaren und schloß auf; und das graue Männchen sprang ihm freudig entgegen und rief: „Es ist gut, daß du kommst: du sollst die verwünschte Prinzessin erlösen. Hier nimm dein braunes Roß, tu diese königlichen Gewänder an und reit' auf den Glasberg." Und es gab ihm prachtvolle Kleider, die von Gold und Silber strahlten. Die legte der Bursch an und sagte: „Du mußt aber unterdes den Mist in meines Vaters Hofe aufs Feld bringen." Das versprach das graue Männchen zu tun, und er ritt davon. Als er zum Glasberge kam, sah er den König und die Königin und viele hundert stattliche Ritter, alle gar herrlich gekleidet; doch so schön wie er

war keiner; und sie hielten ihn für einen vornehmen Prinzen und fragten viel, wer er wohl sein möchte; doch kannte ihn niemand. Dicht am Berge traf er auch seine Brüder; die hatten Stufen in das Glas gehauen und wollten gerade hinauf reiten; doch ihre Pferde überschlugen sich und warfen die Reiter ab. Und als diese wieder aufstanden, jammerten sie, daß sie ihre schönen Sonntagskleider so beschmutzt hatten, und der König und die Ritter lachten sie aus. Der dumme Wirrschopf aber sprengte auf seinem braunen Rosse, ohne abzusetzen, gleich bis zur Mitte des Berges hinan, und alle jubelten hinter ihm her; denn so hoch war noch keiner gekommen; doch da glitt auch sein Roß ab, und wie ein Vogel flog es mit ihm über die Heide zu dem Schloß im Walde zurück.

Als er nach Hause kam, fand er den Mist schön gespreitet auf dem Acker, und er dachte: „Vielleicht geht es das nächste Mal besser", setzte sich in seinen alten, schlechten Kleidern auf die Ofenbank und pfiff sich eins. Da kehrten auch seine Brüder und sein Vater heim, und sie sprachen viel von dem fremden Prinzen, und der Vater sagte: „Aber ihr wart doch die klügsten von allen; als ihr die Stufen ins Glas hiebet, dachte der König gewiß: ‚Wenn die meine Tochter nicht erlösen, muß sie immer verwünscht bleiben'; doch das nächste Mal erlöst ihr sie bestimmt, und dann teilen wir das Königreich untereinander." — „Hütet euch nur," sprach der Wirrschopf dazwischen, „daß ihr die schönen Sonntagskleider nicht wieder beschmutzt und euch der König und die Ritter nicht auslachen." Da wunderten sie sich, woher er wisse, daß sie der König ausgelacht hatte; doch er pfiff weiter in seinem Liede und dachte: „Wundert euch nur! Was ich weiß, wißt ihr doch nicht."

Der zweite Tag kam heran, und der Vater ritt mit den beiden klugen Söhnen wieder zum Glasberg. Der dumme Wirrschopf aber sollte unterdes den Taubenschlag rein machen. Doch kaum waren sie aus dem Hofe, so lief er in sein Schloß; und das graue Männchen brachte ihm noch schönere Kleider als das erste Mal: er schwang sich auf sein weißes Roß und sprengte durch den Wald. Und am Fuße des Berges traf er wieder viele hundert Ritter;

die setzten immer an, doch ihre Pferde glitten aus. Er aber sauste wie ein Wind durch sie hindurch, und sein Roß trug ihn bis dicht unter den Gipfel des Berges: da glitt es auch ab, und wie das erste Mal jagte er, ohne ein Wort zu sprechen, in den Wald zurück, und seine eigenen Brüder erkannten ihn nicht. Daheim aber fand er den Taubenschlag so rein, wie er noch nie gewesen war. — Am dritten Tage gab das graue Männchen dem Burschen die schönsten Kleider, die man je in dem Lande gesehen hatte. Es zäumte ihm sein schwarzes Roß, und als er auf dem über die Heide zum Glasberge geritten kam, staunten der König und alle Ritter; denn das Roß berührte den Boden kaum, und mit wenigen Sprüngen war es oben auf der Spitze des Berges. Da jauchzte das ganze Volk rings um den Berg, und sie riefen ihn zum Könige aus, und die Prinzessin umarmte ihn und sprach: „Nun bist du mein Bräutigam!" Doch er küßte sie nur einmal und ritt dann schnell wieder den Berg hinab. Die Ritter des Königs sperrten ihm den Weg, weil der König erfahren wollte, wer der fremde Prinz sei, der seine Tochter erlöst hatte; doch gab er seinem Roß die Sporen, und mit einem Satz flog es über die Ritter hinweg und verschwand im Walde. Auf dem Hofe seines Vaters aber hatte das graue Männchen indessen den Hühnerstall ausräumen müssen. Und als der Vater und die Brüder heimkamen, trösteten sie einander und sprachen: „Wenn wir auch keine Könige sind, so sind wir doch klüger als andere Leute."

Nun war die Prinzessin erlöst, doch sie war den ganzen Tag traurig, weil sie den fremden Prinzen gern zum Gemahl genommen hätte und nicht wußte, wo er war. Da ließ der König in seinem Lande und in der ganzen Umgebung verkündigen, in drei Wochen solle sich der fremde Prinz melden, der seine Tochter befreit habe; da solle die Hochzeit gehalten werden. Doch es kam niemand, und die Prinzessin wurde immer betrübter. Des Königs Räte aber sprachen: „Vielleicht war es gar kein Prinz: darum raten wir, daß Ihr in allen Dörfern und Städten ein Aufgebot ergehen laßt, alle jungen Burschen sollen sich am nächsten Pfingstsonntag versammeln; dann kann die Prinzessin suchen,

ob sie ihren Bräutigam unter ihnen findet." Der Rat gefiel dem König, und er ließ das Aufgebot ergehen. Und zu Pfingsten fuhr er mit der Prinzessin in allen Dörfern und Städten umher, und sie sah viele hundert Burschen, doch ihr Bräutigam war nicht darunter. Da kamen sie auch in das Dorf, in dem der Bauer mit den drei Söhnen wohnte, und als der König die versammelten Burschen erblickte, unter denen auch die beiden ältesten Söhne des klugen Bauern waren, fragte er, ob nicht noch mehr im Dorfe seien. „Einer ist noch zu Haus, sagte der Bauer, „doch das ist ein Dummling und nicht wert, daß Euer königliche Gnaden und die schöne Prinzessin ihn ansehen." Die Prinzessin aber befahl, ihn auch zu holen. Und als sie nun den dummen Wirrschopf in der Ferne kommen sah, da hatte sie ihn bald an seinen langen, goldenen Haaren erkannt, und sie flog auf ihn zu, fiel ihm um den Hals und führte ihn zur königlichen Kutsche; und der König selbst machte den Kutschenschlag auf und hob ihn hinein. Da saß der dumme Wirrschopf nun auf den seidenen Polstern, und die schöne Prinzessin saß neben ihm und war seine Braut; und er grüßte seinen Vater und seine Brüder noch freundlich zum Abschied und fuhr mit dem Fräulein und dem Könige davon. Als sie in den Wald kamen, zeigte er ihnen sein Schloß, und weil es weit schöner war als das des Königs, blieben sie dort und feierten am andern Tage in großer Herrlichkeit Hochzeit.

Die Hose mit den Hecktalern



s war einmal ein armer Bauer, der hatte in seiner ganzen Wirtschaft viel Unglück und konnte gar nicht auf einen grünen Zweig kommen, soviel er sich auch abrackerte. Auf der andern Seite von dem Flusse, an dem das Dorf lag, konnte er von seinem Hause aus einen schönen großen Hof sehen, und wenn er den ansah, kam er sich

noch einmal so unglücklich vor. Dort wohnte nämlich ein Bauer, mit dem war er in die Schule gegangen, und der hatte es zu was gebracht, ohne daß er sich besonders geplagt hätte. Nun traf er ihn einmal unterwegs und klagte ihm sein Leid, da kam der mit allerhand guten Ratschlägen; aber damit war dem Armen nicht geholfen, er wurde nur noch verzagter: das hilft ja doch alles nichts, das hab' ich schon alles probiert, das weiß ich schon alles selber. Da tat es dem andern leid, er nahm ihn beim Arm und sagte leise und wichtig: „Ich hätte wohl noch etwas, das würde dich ganz sicher in kurzer Zeit zum reichen Mann machen." Nun ließ ihm aber der Arme keine Ruh mehr und wollte wissen, was für ein Geheimmittel das wäre. Da nahm ihn der andre mit in sein Haus und seine Stube, guckte sich vorsichtig nach allen Seiten um, ob sie auch nicht belauscht würden, machte die Fenster zu und ging dann an seinen Schrank. Er kramte eine Zeitlang darin herum, als wenn er noch unschlüssig wäre. Der Arme wurde immer begieriger und redete und bettelte so lange, bis der Freund endlich mit seinem Schatz hervorkam. „So, nun ist dein Glück gemacht," sagte er. Und gab ihm eine alte Hose. Der Arme besah sie kopfschüttelnd von allen Seiten und dachte: was soll ich damit? Mit so 'nem alten Ding kann sich nicht mal mehr so'n armer Teufel wie ich sehen lassen. Aber der Reiche blieb dabei: „Ich sage dir, dein Glück ist gemacht!" und steckte einen Taler in die eine Tasche der Hose und sagte: „Greif nur morgen früh hinein und du wirst sehen, dann sind zwei Taler drinnen. Und was in der Tasche steckt, das verdoppelt sich, solange es die Tasche aushalten kann. Du brauchst sie nur von Zeit zu Zeit leer zu machen, damit die Nähte nicht platzen. Und dann vor allen Dingen: jeden Sonntag das Fläschchen putzen, daß du in der andern Tasche fühlst; da ist ein lebendiges Tierchen drin."

Der arme Bauer glaubte immer noch, er würde bloß gefoppt, aber den Taler in der einen und das Fläschchen in der andern Tasche fühlte er wirklich, und so dachte er: hat er mich bloß zum besten, so kann man sich den Spaß doch schon gefallen lassen; rollte die Hose vorsichtig zusammen und versteckte sie unter seinem Kittel. Dann bedankte er sich bei dem Reichen und ging nach

Hause. Es war schon spät, er warf also die Hose über einen Stuhl und ging zu Bett. Als er am andern Morgen aufstand, war es das erste, daß er in die Tasche der Wunderhose faßte, und wahrhaftig, es steckten zwei Taler darin; er wog sie auf der Hand, sie hatten ihr gutes volles Gewicht und waren neu und blank, wie eben aus der Münze gekommen. Er steckte sie wieder hinein und verschloß die Hose sorgfältig in seinen Schrank. Nun konnte er kaum abwarten, bis der nächste Morgen kam, mit gleichen Füßen sprang er aus dem Bett und nach der Hose im Schrank. Er faßte hinein, und vor Freude hätte er an die Decke springen mögen; es steckten vier blanke Taler drin! Jetzt wuchsen ihm die Taler nach wie die Pilze im Wald, und alle Not hatte ein Ende.

Aber am nächsten Sonntag, als er das Fläschchen aus der andern Tasche herausholte, um es zu putzen, und er es gegen das Licht hielt, wurde es ihm doch etwas unheimlich. Ein sonderbares Ding zappelte darin, wie eine Kröte, dachte er erst; aber der Kopf war fast wie von einem Menschen. Seitdem hatte er keine Ruhe mehr, ob nicht gar der Böse dabei seine Hand im Spiele hätte, und es auf seine Seele abgesehen hätte. Endlich ging er zum Pfarrer und erzählte dem alles. Der machte ihm erst recht die Hölle heiß; keinen Augenblick länger sollte er das Teufelszeug im Hause behalten, wenn ihm an seinem Seelenheil gelegen wäre. Da holte der Bauer mit schwerem Herzen die Hose aus dem Spind und ging damit zu seinem Freund und beschwor ihn, er sollte sie doch wieder nehmen. Aber der schüttelte den Kopf und sagte: „Wer sie einmal genommen hat, der muß sie behalten." Der arme Bauer legte sie auf den Tisch und lief mehr als er ging, zur Tür hinaus und über den Hof. Aber die Hose erhob sich vom Tische und folgte ihm nach wie ein treuer Hund. Der frühere Besitzer nahm sie, rollte sie zusammen und steckte sie dem armen Teufel unter die Arme, und der ging mit einem schweren Seufzer nach Haus.

Die ganze Nacht konnte er kein Auge zutun, aus jeder Ecke sah er Teufelsfratzen kommen, die grinsten ihn an, und Teufelskrallen, die streckten sich nach ihm aus. Und am andern Morgen hatten sich die Talerstücke wieder verdoppelt. Da rannte er zum

Pfarrer und flehte ihn an, er möchte ihm doch helfen. Der Pfarrer beruhigte ihn, schlug die Bibel auf, nahm ein Blättchen, ungefähr so groß wie eine Spielkarte, schrieb etwas darauf aus der Bibel, dann faltete er das Blatt sehr bedächtig zusammen und murmelte etwas dabei, was der Bauer aber nicht verstehen konnte. „So, das steckt in die Tasche, in der das Fläschchen steckt," sagte er. Getrost lief der Bauer nach Hause und tat, wie ihn der Pfarrer geheißen hatte. In dem Augenblick, als der Zettel in die Tasche kam, fing die Hose an zu zittern und ganz gefährlich in allen Nähten zu krachen; dann erhob sie sich und schwebte durch die Stube. Der Bauer stand und hielt den Atem an. Jetzt bewegte sie sich nach dem Fenster, wie von einem Windzug wurde es aufgerissen; der Bauer nichts wie hin, das Fenster zugeklappt: Gott sei Dank, sie war draußen! Aber schade war es doch um die vielen schönen, blanken Taler — doch besser ist besser! Wie er sah, sie schwebte immer weiter fort, lief er auf den Hof und sah ihr nach. Sie steuerte nach der Gegend, wo er sie herbekommen hatte. Er hat nie danach gefragt, wo sie hingekommen ist, und kein Mensch weiß es. Was tätest du, wenn du wüßtest, wo sie wäre?

Der Wunderbaum



in Hirtenknabe — ob es gerade der Sohn des armen Mannes war, den unser Herr Christus und Petrus gesegnet hatten, weiß ich nicht — erblickte eines Tages, als er die Schafe weidete, auf dem Felde einen Baum, der war so schön und groß, daß er lange Zeit voll Verwunderung dastand und ihn ansah. Dann aber trieb ihn die Lust hinzugehen und hinaufzusteigen; das wurde ihm auch sehr leicht, denn an dem Baume standen die Zweige hervor, wie Sprossen an einer Leiter. Er zog seine Schuhe aus und stieg und stieg in einem fort neun Tage lang. Siehe, da kam er auf

einmal in ein weites Feld; da waren viele Paläste von lauter Kupfer, und hinter den Palästen war ein großer Wald mit kupfernen Bäumen, und auf dem höchsten Baume saß ein kupferner Hahn; unter dem Baume war eine Quelle von flüssigem Kupfer, die sprudelte immerfort; und das war das einzige Getöse; sonst schien alles wie tot und niemand war zu sehen und nichts regte und rührte sich.

Als der Knabe sich alles angesehen hatte, brach er sich ein Zweiglein von einem Baum, und weil seine Füße vom langen Steigen müde waren, wollte er sie in der Quelle erfrischen. Er tauchte sie ein und wie er sie herauszog, waren sie mit blankem Kupfer überzogen. Nun kehrte er schnell zurück zum großen Baum, der reichte aber noch hoch in die Wolken, und kein Ende war zu sehen. „Da oben muß es noch schöner sein!" dachte er und stieg nun abermals neun Tage aufwärts, ohne daß er müde wurde, und siehe, da kam er in ein offenes Feld, da waren auch viele Paläste, aber von lauter Silber, und hinter den Palästen war ein großer Wald mit silbernen Bäumen und auf dem höchsten Baum saß ein silberner Hahn; unter dem Baum war eine Quelle mit flüssigem Silber, die sprudelt immerfort; und das war das einzige Getöse, sonst lag alles wie tot und niemand war zu sehen und nichts regte und rührte sich.

Als der Knabe alles gesehen hatte, brach er sich ein Zweiglein von einem Baum und wollte sich in der Quelle die Hände waschen; wie er sie aberherauszog, waren sie von blinkendem Silber überzogen. Er kehrte schnell zurück zum großen Baum, der reichte noch immer hoch in die Wolken, und es war noch kein Ende zu sehen. „Da oben muß es noch schöner sein!" dachte er und stieg abermals neun Tage aufwärts, und siehe, da war er im Wipfel des Baumes, und es öffnete sich ein weites Feld; drauf standen lauter goldene Paläste, und hinter den Palästen war ein großer Wald mit goldnen Bäumen, und auf dem höchsten Baum saß ein goldner Hahn, unter dem Baum war eine Quelle mit flüssigem Golde, die sprudelte immerfort; und das war das einzige Getöse; sonst lag alles wie tot, und niemand war zu sehen und nichts regte sich und rührte sich.

Als der Knabe alles gesehen hatte, brach er sich ein Zweiglein von einem Baum, nahm seinen Hut ab, bückte sich über die Quelle und ließ seine Haare ins sprudelnde Gold hineinfallen. Als er sie aber herauszog, waren sie übergoldet. Er setzte seinen Hut auf, und wie er alles gesehen hatte, kehrte er zurück zum großen Baum und stieg nun in einem fort wieder hinunter und wurde gar nicht müde. Als er auf der Erde angelangt war, zog er seine Schuhe an und suchte seine Schafe; doch er sah von ihnen keine Spur. In weiter Ferne aber erblickte er eine große Stadt; jetzt merkte er, daß er in einem andern Lande war. Was war zu tun? Er entschloß sich hineinzugehen und sich dort einen Dienst zu suchen. Zuvor jedoch versteckte er die drei Zweiglein in seinen Mantel und aus dem Zipfel desselben machte er sich Handschuhe, um seine silberigen Hände zu verbergen.

Wie er nun in der Stadt ankam, suchte der Koch des Königs gerade einen Küchenjungen und konnte keinen finden; indem kam ihm der Knabe zu Gesicht. Er fragte ihn, ob er um guten Lohn Dienste bei ihm nehmen wolle? Der Junge war das zufrieden unter der Bedingung: daß er den Hut, den Mantel, die Handschuhe und die Stiefel nie abzulegen brauche, denn er habe einen bösen Grind und müßte sich schämen. Das war dem Koch nicht ganz recht; allein weil er sonst niemanden bekommen konnte, mußte er einwilligen. Er gedachte bei sich: „Du kannst ihn ja immer nur in der Küche verwenden, daß niemand ihn sieht." Das währte so eine Zeitlang; der Junge war sehr fleißig und tat alle Arbeit, die ihm der Koch auftrug, so pünktlich, daß ihn dieser sehr lieb gewann. Da geschah es, daß wieder einmal Ritter und Grafen erschienen waren, die es unternehmen wollten, auf den Glasberg zu steigen, um der schönen Tochter des Königs, die oben saß, die Hand zu reichen und sie dadurch zu erwerben. Viele hatten es bisher vergebens versucht; sie waren alle noch weit vom Ziele ausgeglitscht und hatten zum Teil den Hals gebrochen. Der Küchenjunge bat den Koch, daß er ihm erlauben möchte, von Ferne zuzusehen. Der Koch wollte es ihm nicht abschlagen, weil er so treu und fleißig war, und sagte nur: „Du sollst dich aber versteckt halten, daß man dich nicht

sieht!" Das versprach der Junge und eilte in die Nähe des Glasberges.
Da standen schon die Ritter und Grafen in voller Rüstung mit Eisenschuhen und sie fingen bald an, der Reihe nach hinaufzusteigen; allein keiner gelangte auch nur bis in die Mitte, sie stürzten alle herab und manche blieben tot liegen. Nun dachte der Knabe bei sich: wie wäre es, wenn du es auch versuchtest. Er legte sogleich Hut und Mantel und Handschuhe ab, zog seine Stiefel aus und nahm den kupfernen Zweig in die Hand; und ehe ihn jemand bemerkt hatte, war er durch die Menge gedrungen und stand am Berge; die Ritter und Grafen wichen zurück und sahen und staunten; der Knabe aber schritt sogleich den Berg hinan ohne Furcht, und das Glas gab unter seinen Füßen nach wie Wachs und ließ ihn nicht ausgleiten. Als er nun oben war, reichte er der Königstochter demütig das kupferne Zweiglein, kehrte darauf sogleich um, stieg hinab fest und sicher und ehe sich's die Menge versah, war er verschwunden. Er eilte in sein Versteck, legte seine Sachen an und war schnell in der Küche. Bald kam auch der Koch und erzählte seinem Jungen die Wunderdinge von dem schönen Jüngling mit den kupfernen Füßen, den silbernen Händen und den goldenen Haaren und wie er den Glasberg erstiegen und ein kupfernes Zweiglein der Königstochter gereicht habe und wie er dann wieder verschwunden sei; dann fragte er den Jungen, ob er das auch gesehen habe? Der Junge sagte: „Nein, das habe ich nicht gesehen, das war ich ja selbst!" Aber der Koch lachte über den dummen Einfall und erwiderte im Scherz: „Na, da müßte ich dann ein großer Herr werden!"
Am andern Tage wollten es mehrere Ritter und Grafen wieder versuchen und versammelten sich vor dem Glasberg. Der Junge bat den Koch abermals, er möchte ihm erlauben, aus der Ferne zuzusehen. Der Koch konnte es ihm nicht abschlagen und sagte nur: „Du sollst dich aber versteckt halten, daß niemand dich sieht!" Das versprach der Junge und eilte an seinen gestrigen Platz. Die Ritter fingen an, hinaufzusteigen, allein vergebens: sie stürzten alle herab und mehrere blieben tot. Der Junge zögerte nicht länger und versuchte es zum zweitenmal. Er hatte schnell seine

Kleider abgelegt; er nahm das silberne Zweiglein und schritt, ehe man es merken konnte, woher er kam, durch die Menge, und alles wich vor ihm zurück, und er ging ruhig und sicher den Glasberg hinan, und das Glas gab nach wie Wachs und zeigte die Spuren, und wie er oben war, überreichte er demütig der Königstochter das Zweiglein; gern hätte sie auch seine Hand gefaßt; er aber kehrte gleich zurück und schritt hinab, und war in der Menge auf einmal verschwunden. Er warf seine Kleider um und eilte nach Hause. Bald kam auch der Koch und erzählte wieder von den Wunderdingen, von dem schönen Jüngling mit den kupfernen Füßen, den silbernen Händen, den goldenen Haaren und wie er hinangestiegen, der Königstochter ein silbernes Zweiglein gereicht, wie er herabgekommen und verschwunden sei. Er fragte seinen Jungen, ob er das nicht gesehen? Der Junge sagte: „Nein, das habe ich nicht gesehen, das war ich selbst!" Der Koch lachte wieder recht herzlich und sagte im Scherz: „Da müßte ich auch ein großer Herr werden!"
Am dritten Tage wollten einige Ritter und Grafen noch einmal es versuchen und versammelten sich vor dem Glasberg. Der Junge bat den Koch wieder, er möchte ihm erlauben, aus der Ferne zuzusehen. Der Koch wollte ihm's nicht abschlagen und sagte nur: „Du sollst dich aber versteckt halten, daß niemand dich sieht!" Das versprach der Junge und eilte sogleich an seinen Platz. Die Ritter und Grafen versuchten's, aber umsonst; sie stürzten alle herab und mehrere blieben tot liegen. Der Knabe dachte: „Noch einmal willst du es versuchen;" er warf seine Kleider von sich, nahm das goldene Zweiglein und eilte, noch ehe man's merken konnte, woher er kam, durch die Menge bis zum Glasberg; alles wich vor ihm zurück. Da schritt er fest und sicher hinan und das Glas gab nach, wie Wachs, und zeigte die Spuren; und als er oben war, überreichte er demütig das Goldzweiglein der Königstochter und bot ihr die rechte Hand; sie ergriff sie mit Freuden und wäre gern mit ihm den Berg hinabgestiegen. Der Junge aber machte sich frei und stieg allein hinunter und war wieder schnell unter der Menge verschwunden. Er legte seine Kleider an und eilte zurück an seinen Platz in die Küche.

Als der Koch nach Hause kam, erzählte er von den Wunderdingen, von dem schönen Jungen mit den kupfernen Füßen, den silbernen Händen, den goldnen Haaren und wie er zum drittenmal den Glasberg erstiegen, der Königstochter ein goldnes Zweiglein gereicht und ihr die Hand geboten habe, wie er aber allein wieder herabgestiegen und unter der Menge verschwunden sei; er fragte ihn, ob er das nicht gesehen hätte? Der Junge sagte wieder: „Nein, das habe ich nicht gesehen, das war ich selbst!" Der Koch lachte wieder über den dummen Einfall und sprach: „Da müßte ich auch ein großer Herr werden!" Der König aber und die Königstochter waren sehr traurig, daß der schöne Junge nicht erscheinen wollte. Da ließ der König ein Gebot ausgehen, daß alle jungen Burschen aus seinem Reiche barfüßig und bloshäuptig und ohne Handschuhe vor dem König der Reihe nach vorübergehen und sich zeigen sollten. Sie kamen und gingen, aber der rechte, nach dem er suchte, war nicht unter ihnen. Der König ließ darauf fragen, ob sonst kein Junge mehr im Reiche wäre? Der Koch ging sofort zum König und sprach: „Herr, ich habe noch einen Küchenjungen bei mir, der mir treu und redlich dient; der ist es aber gewiß nicht, nach dem ihr sucht! denn der hat einen bösen Grind und er trat nur unter der Bedingung zu mir in den Dienst, daß er Handschuhe, Mantel, Hut und Stiefel nie ablegen dürfe." Der König aber wollte sich überzeugen, und die Königstochter freute sich im stillen und dachte: „Ja der könnte es sein!" Der Koch mußte dableiben; ein Diener brachte den Küchenjungen hinein, der sah aber ganz schmutzig aus. Der König fragte: „Bist du es, der dreimal den Glasberg erstiegen hat?" „Ja, das bin ich!" sprach der Junge, „und ich habe es auch meinem Herrn immer gesagt!" Der Koch fühlte bei diesen Worten den Boden nicht unter seinen Füßen, und die Rede blieb ihm eine Zeitlang stehen; endlich sagte er: „Aber wie kannst du hier so reden?" Der König achtete indes nicht darauf, sondern sprach gleich zum Jungen: „Wohlan, entblöße dein Haupt, deine Hände und Füße!" Alsbald warf der Junge seine Kleider ab und stand da in voller Schönheit und reichte der Jungfrau die Hand und sie drückte sie und war über die Maßen froh; es wurde die Hoch-

zeit gefeiert und nicht lange darauf übergab der König das Reich dem Jungen.

„Glaubst du nun, daß ich es war, der dreimal den Glasberg erstiegen?" sprach der Junge zum Koch. „Was sollt' ich denn glauben, wenn ich das nicht glaubte!" sprach der Koch und bat um Verzeihung. „Nun so sollst du auch ein großer Herr werden, wie du hoffest, und über alle Köche im Reich die Aufsicht führen."

Die junge Königin aber hätte gar zu gerne gewußt, woher ihr Gemahl die drei Zweiglein und die kupfernen Füße, die silbernen Hände und das goldige Haar habe. „Das will ich dir, mein Kind, nun sagen!" sprach der junge König eines Tages, „und du sollst auch selbst sehen, wie das zugegangen ist!" Er wollte mit ihr noch einmal auf den Wunderbaum steigen und die Herrlichkeit zeigen; allein, als er an die Stätte kam, so war der Baum verschwunden, und kein Mensch hat weiter davon etwas gehört und gesehen.

Der Wilderer



in Wilderer ging öfters jagen und brachte auf Schleichwegen bald ein Reh, bald eine Gemse nach Hause. Wie er wieder einmal hinaufging ins G'wänd, sah er von weitem eine Gemse; er eilte ihr nach, sprang von einem Stein auf den andern, aber plötzlich glitscht' er aus und fiel durch ein Loch in eine dunkle Höhle, so tief hinab, daß ihm das Loch in der Höhe wie ein kleines blaues Sternlein vorkam. Als er sich ein wenig von seinem Schrecken erholt hatte, und tiefer in die Höhle hineinging, da kam ihm ein unheimliches Männlein entgegen: „Wie kommst du hierher? was suchst du in meinem Reich?" rief es wütend. Der arme Wilderer zitterte an Händen und Füßen und sagte: „Ach ich bin da herabgefallen —

sei doch so gut und sag' mir, wie ich wieder hinauskomme!" — „Wie du hinauskommst, weiß ich gar wohl," erwiderte es, „aber weißt du auch, daß ich dich zermalmen kann, daß du auffliegst wie der Staub in der Sonne?" Und dabei schlug es mit der Hand an die Felsenwand, daß die ganze Wand niederstürzte und man gerade hinausgehen konnte. Als sie aber aus der Höhle über die Felswand hinaus waren, lag vor ihnen ein großer See. „Ach wie komm ich da hinüber!" seufzte der Wildschütz. Da fing das Männlein an, sich zu dehnen und zu strecken, daß es immer länger und länger wurde, und legte sich wie eine Riesenbrücke über den See. So kam der Wildschütz glücklich ans andere Ufer, lief nach Hause, ohne sich umzusehen, und hat sein Lebtag keine Flinte mehr angerührt.

Hans in der Schule



Als mein Großvater noch ein kleiner Junge war, da lebte im Dorfe ein Mann, der hieß Hans, mit seiner Frau — oder vielmehr lebte eine Frau mit ihrem Manne Hans; denn sie hatte allein die ganze Sorge für Haus und Acker, der Hans machte alles verkehrt, was er angriff.

Einmal sagte Grete — so hieß sie — zu ihrem Manne: Hans, mach dich gleich auf und trag die Milch in die Stadt. Ich hab' die Kübel schon alle in die Butte gestellt. Sieh, daß du sie nicht verschüttest und für ein gutes Stück Geld an den Mann bringst.

Ei, dachte Hans, dafür will ich schon sorgen, nahm die Butte auf die Schulter und ging damit seines Wegs. Er war schon ein gutes Stück fortgewandert und sah schon über die letzten Hügel weg die Kirchtürme von der Stadt, da sah er vor sich etwas auf der Straße schimmern. Er ging darauf zu, es war eine kleine Silbermünze. Ein gutes Zeichen, dachte er, und bückte sich danach — aber o weh! er hatte ganz vergessen, daß er die Butte mit den Milchkübeln auf dem Rücken trug — und die kullerten ihm nun alle über den Kopf, die ganze schöne weiße Milch! Hans erschrak so, daß er dachte, die Welt ging' unter.

Ihm war gar nicht wohl zumute. Und als er nun auch noch sah, daß das blinkende Ding nichts weiter als ein abgerissener Knopf gewesen war, ärgerte er sich noch mehr. Ach was wird Grete sagen, dachte er, wenn sie dies neue Unglück erfährt? und kratzte sich ganz tiefsinnig hinter den Ohren. Es blieb ihm aber nichts übrig, als die leeren Kübel zusammenzupacken, und ohne Milch und ohne Geld wieder zu seiner Grete zurückzukehren. Na, Kinder, was meint ihr wohl, wie die Grete den armen Hans geschimpft hat, als er so wieder nach Hause kam!

Ein paar Wochen später schickte sie ihn wieder in die Stadt, mit frischer Butter und gepökeltem Fleisch, das sollte er ihrem Paten zum Namenstag bringen. Mach es aber diesmal klüger als sonst! sagte sie, und nimm einmal deine fünf Sinne zusammen! Das werde ich schon, brummte Hans, nahm den Korb mit Fleisch und Butter und wanderte wohlgemut von dannen.

Er war aber noch nicht weit gekommen, da rauschte es in einem nahen Busche, und ein großer Pudel sprang heraus. Hans hatte außer den Haushunden in seinem Dorfe noch keine andern gesehen und bekam einen entsetzlichen Schrecken; er meinte nichts anderes als ein Löwe stände vor ihm. Er hielt es für das beste, wenn er, um sich zu retten, ihm Fleisch und Butter vorwürfe. Er warf ihm also rasch Butter und Schinken hin, und war froh, daß der vermeintliche Löwe sich nicht mehr um ihn bekümmerte, wohl aber mit einem wahren Löwenhunger sich über die schönen Sachen hermachte. Er lief nun so schnell er konnte, nach Hause, und erzählte Grete, was er erlebt hatte. Als ihm die Grete aber sagte: das war ja gar kein Löwe, das war ja ein Pudel, ein Hund! Du bist und bleibst doch ein dummer, dummer Hans! da hättet ihr sein verblüfftes Gesicht sehen müssen.

Am folgenden Tage sagte sie zu ihm: Nimm die Hacke, geh in den Wald und hack' Holz! Hans tat's, seufzte und dachte: ach

ich mache doch alles verkehrt! Er suchte sich aber doch einen schönen Baum aus und hieb tapfer drauf los. Die untern Äste hatte er bald ab, und nun sollte es an die obern gehen; er kletterte an dem Baumstamm hinauf, setzte sich auf den ersten starken Ast und fing an, auf den mit seiner Hacke dicht am Stamme loszuhauen; da rief ihn wer von unten. Hans blickte hinab, es war ein Jäger, den er noch nie gesehen hatte. Wenn du so weiterhaust, sagte der Fremde, dann wirst du bald vom Baum herunterfallen. He he, lachte Hans, woher wißt Ihr das so genau? Ihr seid wohl ein Wahrsager? — Zuweilen, antwortete der Jäger. — Wenn Ihr ein Wahrsager seid, dann könnt Ihr mir ja auch sagen, wie lange ich noch lebe; das möchte ich zu gerne wissen. — Das kann ich wohl, sagte der Mann, der hatte es natürlich schon weg, daß man sich mit dem Hans schon einen hahnebüchenen Spaß leisten konnte. Du mußt mir aber vorher noch eine Frage beantworten; niesest du zuweilen? – O ja, sagte Hans, so oft ich in die Sonne sehe. — Das ist ein schlimmes Zeichen, meinte der Jäger bedenklich; wisse also, sobald du wieder dreimal nacheinander niesest, mußt du sterben. — O weh! jammerte Hans, da bin ich ja schon so gut wie halbtot! Der Jäger lachte laut und ging fort. Hans aber dachte: Ach wer weiß, ob der Kerl wirklich ein Wahrsager ist, nahm seine Hacke und fing wieder an, seinen Ast zu bearbeiten. Noch ein paar Schläge, und der Ast war durch und fiel herab, aber mit ihm zugleich der dumme Hans. O weh, jetzt ist er doch ein Wahrsager, seufzte er, las sein Holz zusammen und humpelte ganz trübselig nach Hause. Was ist denn nun wieder? fragte Grete. Ach, mit mir ist's aus, sprach Hans und schluckte bei jedem Wort; mein Sterbestündlein ist vor der Tür, ein Jäger hat mir's prophezeit. — Du bist ein Narr und der Jäger ein Spaßvogel, sagte Grete. — Ja, das hab' ich anfangs auch gedacht; aber er hat mir auch prophezeit, ich würde vom Baum herunterfallen, und ich bin wirklich heruntergefallen, da hab' ich's gesehen, der Jäger ist ein Wahrsager. Du wirst schon sehen, das andere trifft auch ein. — Ach was, sprach Grete ärgerlich, setz dir nicht solche Albernheiten in den Kopf; du bist selbst zum Sterben zu dumm! — Das wär' das erste Mal, daß meine Dummheit für etwas in der Welt gut wär', seufzte Hans.

Tags darauf sprach Grete: Hans, du mußt den Sack Korn zur Mühle tragen. — Ja, Grete, sagte Hans, nahm den Sack auf den Rücken und ging traurig der Mühle zu; er mußte den ganzen Weg an den Jäger und seine Prophezeiung denken. Wie er langsam mit seinem Sack einen kleinen Hügel hinanstieg, schien ihm die Sonne gerade ins Gesicht. Da wurde es ihm himmelangst, daß er jetzt niesen müßte, und die hellen Schweißtropfen standen ihm an der Stirn. Wirklich, ein paar Schritte weiter, tat er einen mächtigen Nieser. Er blieb eine Weile stehen, ganz verdonnert; dann stieg er langsam weiter, aber nach ein paar Augenblicken konnt er's nicht mehr aufhalten; er nieste zum zweiten Male. Das ist mein letzter Gang, stöhnte er und stapfte weiter. Da — nieste er zum dritten Male, und erschrak dermaßen, daß er hinschlug und sein Sack von seinen Schultern den Steig hinabkollerte. Jetzt — bin — ich — tot, dachte Hans, blieb liegen und rührte und regte sich nicht. Sein Sack aber war von dem Fall aufgesprungen, und bald hatten des Müllers Schweine das Korn gefunden und fraßen und fraßen.

Grete wartete indessen zu Hause auf ihren Hans; wo blieb der nur wieder? Es wurde Abend und er kam immer noch nicht. Da dachte sie: der hat wieder einen dummen Streich gemacht, und lief nach der Mühle, um nach ihm zu schauen. Da bekam sie doch einen Schrecken, als sie den Hans wie tot auf dem Steige liegen sah. Sie rüttelte ihn und schrie: Hans! Hans! Was ist mit dir geschehen? — Ach, Grete, schluchzte Hans, siehst du denn nicht, daß ich tot bin? — Ein Narr bist du! schrie Grete, rasch steh auf und schäm' dich, daß du so albern bist. — Aber ich hab ja dreimal geniest. — Das mag sein, antwortete Grete; aber du sprichst ja und hörst und siehst; das kann ein Toter nicht. Hans sah sie ungewiß an — warte nur, mein Küchenbesen soll dich schon überzeugen, daß du lebst. — Aber wo hast du denn den Sack mit dem Korn — ist das schon gemahlen? — Den Sack, ja den Sack, stotterte Hans, den hab' ich von der Schulter fallen lassen, wie ich das dritte Mal niesen mußte; der muß wohl den Steig hinab-

gerollt sein. — Ach du allmächtiger Himmel! das schöne Korn, das schöne Korn, schrie Grete und lief den Mühlensteig hinab, aber da kam sie zu spät, da lag nichts mehr als die leeren Hülsen, die Schweine waren schon fertig mit dem Korn. Da lief sie ganz außer sich nach Hause, ohne sich weiter nach Hans umzusehen. Aber, wie er endlich auch nachgezottelt kam, da kriegte er seine Tracht mit dem Besen, jetzt zweifelte er nicht mehr daran, daß er lebte.

Ein paar Tage danach wollte Grete Honig nach der Stadt schicken, dachte aber: wenn ich Hans sage, es ist Honig in dem Gefäß, dann nascht er mir davon. Also sprach sie zu Hans: Da, das trag in die Stadt zum Kaufmann, der von uns sonst den Honig kriegt. Diesmal ist's aber kein Honig, sondern ein ganz furchtbares Gift! — Gift? fragte Hans erschrocken. Ja, Gift — der Kaufmann weiß schon Bescheid; eil' dich nur, und sieh zu, daß es möglichst schnell in seine Hände kommt! Ja, möglichst schnell, sagte Hans und zog ab. Unterwegs aber kamen ihm ganz sonderbare Gedanken. Es ist ein Kreuz mit dir, dachte er, alles, was du anfängst, mißlingt dir, du magst es anstellen wie du willst. Das beste wär', wenn du tot wärst, dann machtest du wenigstens nichts Dummes mehr. — Wenn ich jetzt dies Gift hier verzehrte, dann hätte alles Leiden ein Ende. Frisch Hans, dir ist nicht anders zu helfen, und dabei kullerten ihm die hellen Tränen die Backen herunter, aber er fing tapfer an von dem Gift zu essen, und aß und schluchzte und weinte und aß, bis nichts mehr übrig war. Dann machte er sich auf den Weg nach Hause und dachte, nun habe ich mich vergiftet. Als er bereits eine halbe Stunde fortgewandert war, mußte er sich aber doch wundern, daß er immer noch nichts spürte.

Endlich kam er nach Hause. Nun, hast du das Gift beim Kaufmann abgegeben? fragte Grete. Hans schüttelte den Kopf und setzte sich auf die Ofenbank. Nein? schrie Grete, hast du's wieder mitgebracht? Hans schüttelte wieder den Kopf. Wo hast du's denn hingetan? schrie Grete und hatte schon einen ganz roten Kopf. Ich habe es gegessen, sagte Hans mit Grabesstimme. Gegessen? — Grete war versteinert. — Ja, antwortete Hans, ich

bin meine Dummheit müde — ich habe mich selbst vergiftet. — Nein! — das ist zu viel! rief Grete, verschlingt der den ganzen kostbaren Honig! — Honig? — fragte Hans ganz verwundert. Nun ja freilich, Honig, den allerbesten, den ich aus den Bienenstöcken bekommen hatte. Ich hab' bloß gesagt, es sei Gift, damit du, Schleckmaul, nicht davon naschen solltest, wie du's gewöhnlich tust! — Also — bin ich nicht vergiftet, fragte Hans — ich werde also nicht sterben? —

Besser wär's beinah, wenn das nicht anders mit dir wird. — Aber das muß anders werden, und zwar gleich morgen soll's anfangen; du kommst in die Schule. — Was? — ich in die Schule! stotterte Hans; das war ihm aber in die Glieder gefahren! — Ja, ich geh' jetzt gleich zum Schulmeister und spreche mit ihm; er soll dich ganz besonders unter die Fuchtel nehmen, noch mehr als alle die andern. — Aber, liebe Grete, bedenk doch, bettelte Hans, ich unter die kleinen Kinder! — Das hilft nichts, du mußt von Grund aus anfangen, sonst bringen wir die Dummheit nimmer aus dir heraus. — Ach Grete, du wirst sehen, es ist zu spät! — Doch alles „Aber Grete, ach Grete!" half nichts. Grete ging zum Schulmeister und brachte ihr Anliegen vor. Der wunderte sich zwar sehr, daß er noch so einen alten Schüler bekommen sollte, aber er schlug ihr's nicht ab und versprach ihr, den Hans tüchtig vorzunehmen. Und am andern Morgen, als die ersten Schulkinder mit Schiefertafel und Büchern am Haus vorbeikamen, rief Grete: „Hans! Hans! eil' dich, die Kinder sind schon alle auf dem Wege!" Dann steckte sie ihm die Fibel unter den Arm, die sie am vorhergehenden Tage besorgt hatte, und schob ihn zur Tür hinaus. Den Kindern in der Schule machte es natürlich einen Heidenspaß, als der große Hans sich zwischen sie setzen mußte, und sie neckten ihn von allen Seiten. Aber noch schlimmer war das Lernen; damit wollte es gar nicht vorwärts gehen, und nach acht Tagen war er noch kein Spürchen gescheiter geworden, und dabei wurde er mit jedem Tage elender und magerer. Denn er mußte nicht bloß Tag für Tag seine vier Stunden in der dumpfen Schulstube absitzen, sondern Grete hörte ihm auch noch jeden Abend seine Aufgaben ab und zankte ihn bei

jedem Fehler gehörig aus. Und wenn er dann wieder anfing: Ach Grete, ich bin ja doch zu alt, laß mich doch aus der Schule bleiben, es geht nichts mehr in meinen Kopf herein — dann sagte sie immer: Geh du nur, wenn's dir auch noch so sauer wird. Du sollst sehen, das wird noch unser Glück!

So war das schon einen Monat gegangen, da kam einmal, wie Hans wieder aus der Schule nach Hause ging, ein schöner Reisewagen daher, mit vier Pferden davor, und gerade als er an Hans vorbeifuhr, löste sich hinten ein Koffer ab und fiel herunter. He! halt! schrie Hans aus Leibeskräften, ihr habt was verloren! Aber niemand hörte, und der Wagen rollte rasch davon. Da nahm Hans den Koffer und lud ihn auf seine Schulter — er war nicht leicht — und trug ihn nach Hause. Was hast du dann da? fragte Grete neugierig, als er damit angekeucht kam. Hans erzählte. — Wir wollen doch mal sehen was drin ist, sagte Grete, aber es war nicht so leicht, ihn aufzumachen, der Koffer war mit Eisen beschlagen und fest verschlossen; sie mußten eine Hacke nehmen und ihn aufsprengen. Da bekamen sie ordentlich einen Schrecken, der Koffer war bis zum Rand mit blanken Goldstücken und Talern angefüllt.

Ach, wenn das doch alles uns gehörte, sagte Grete und seufzte. Nu, wem soll es denn sonst gehören, ich hab' es doch gefunden! rief Hans. Nein, Hans, die Leute, die es verloren haben, kommen sicher zurück und fragen nach — und dann müssen wir ihnen gleich die Wahrheit sagen! Hörst du! Du mußt es genau so sagen, wie es ist! — Je nu, wenn es sein muß, dann will ich es schon tun, seufzte Hans. Dann schlossen sie den Koffer zu, ohne ein einziges Geldstück davon zu nehmen, und stellten ihn in eine Ecke der Stube.

Nach dem Essen ging Hans, der schulfrei hatte, in den Gemüsegarten, der ein Stück vom Hause ab lag. Er war noch nicht an der Gartenplanke, da kam ein Diener in roter, goldgalonierter Livree ganz hastig den Weg dahergerannt, auf dem des Morgens der Wagen verschwunden war. Aha, dachte Hans, der sucht den verlorenen Kasten. Und wirklich, als der Lakai Hansen sah, winkte er mit seinem Taschentuch. Was gibt's? fragte

Hans. Habt Ihr keinen Koffer hier gefunden? fragte der Rote und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. O ja! erwiderte Hans, als ich in die Schule ging. Dummkopf! schrie der Bediente, der meinte, Hans wollte ihn foppen, und rannte wütend weiter.

He! so hört doch — es ist ja noch gar nicht so lange her, daß ich aus der Schule bin! schrie ihm Hans nach, aber der Lakai hörte nicht und war bald verschwunden und nicht mehr zu sehen. Hans schrie und stand noch eine Weile und sah ihm nach, dann ging er rasch nach Hause und erzählte es Grete. Grete aber meinte noch immer, die Leute müßten wiederkommen und nach ihrem Koffer fragen. Aber ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern verging, und keiner meldete sich.

So blieb der Koffer denn ihr Eigentum, und es erfüllte sich, was Grete prophezeit hatte: durch die Schule hatte Hans sein Glück gemacht; wenn auch anders als sie es gemeint hatte. Aber klüger wurde Hans doch nicht und machte seine dummen Streiche nach wie vor. Nur daß ihn jetzt niemand mehr darüber zu schelten wagte — niemand, das heißt außer seiner Frau — weil er jetzt so viel Geld hatte, und er nicht mehr der dumme Hans, sondern der reiche Hans hieß.

Das Unglaubliche



Es war einmal eine Königstochter, die war wunderschön, aber niemand sollte sie zur Frau bekommen, als wer sie dahin brächte, zu sagen: Das ist gelogen."

Grafen und Barone, Söhne aus den reichsten Familien kamen zu hunderten, aber nicht einem gelang es, ihr diese Worte zu entlocken.

Eines Tages kam ein Bauer mit seinem Wagen und Knecht daher. „Da im Königsschloß muß ganz was Besonderes los sein," sagte er, „es gehen so viele Herren ein und aus. Wenn ich nicht

gerade mit Pferd und Wagen unterwegs wär', ich glaube, ich ging auch mal rein." „Tu's nur ruhig," sagte der Knecht, „Pferd und Wagen will ich wohl nach Haus bringen." Und der Bauer besann sich nicht lange und ging ganz dreist ins Schloß hinein. Wie er da nun in seinem blauen Kittel zwischen all den großen Herren stand, sah ihn die Prinzessin. „Vater, wollen wir das Bäuerlein auch zulassen?" fragte sie den König. Der lachte und sagte: „Warum nicht; der gewinnt dich nun schon sicher nicht." Da ging die Prinzessin zu dem Bauern und führte ihn überall herum im Schloß, damit er was zu reden und zu lügen fände. So kamen sie auch in den Pferdestall. „Haben wir nicht viel große und schöne Pferde?" fragte sie, um doch was zu sagen. „Ja, die können sich wohl sehen lassen," antwortete der Bauer, „aber gegen meine sind sie noch gar nichts. Denkt mal, ich habe zu Hause einen Wallach, der ist so schrecklich hoch, daß — mit Verlaub zu sagen — sein Dreck schon trocken und schimmelig ist, wenn er auf die Erde fällt." „Das kann wohl sein," antwortete die Prinzessin, gerade als wenn sie's glaubte, und sie gingen weiter in den Kuhstall. „Viel schöne und große Kühe, nicht wahr?" sagte sie wieder, um das Gespräch im Gang zu halten. „Das ist wahr, Fräulein," sagte der Bauer, „aber, ach Gott! Sie müßten erst meine dagegen sehen! 's ist schwer zu glauben, ich hab zu Haus 'n Ochsen, und der ist so groß und so breit, daß zwei Musikanten einander nicht hören können, wenn der eine auf dem linken Horn die Trommel schlägt und der andere auf dem rechten Horn die Flöte spielt." „Das kann ich mir doch ganz gut denken," sagte die Prinzessin, aber das klang schon etwas weniger zuversichtlich.

Sie spazierten weiter und kamen in den Gemüsegarten. „Wie findet Er unsern Kohl, Bauer?" fragte die Prinzessin; „hat Er schon so großen gesehen?" „Den?" sagte der Bauer geringschätzig; „kommen Sie lieber mal zu mir, da sehen Sie was anders. In meinem Garten steht ein Kohlkopf, da gucken alle Leute nach. Acht Tage haben wir schon davon gegessen, da kam vorgestern eine Abteilung Soldaten vorbei, auf einmal gab's einen gehörigen Platzregen, und sie liefen alle unter die untersten Blätter

von dem Kohlkopf, da hat kein einziger von ihnen auch nur ein Tröpfchen mehr von dem Regen gespürt." „Das ist wohl möglich," sagte die Königstochter, etwas verwirrt.

Nun kamen sie an die Bienenkörbe. „Ob man wohl solche Bienen noch irgendwo findet?" sprach die Prinzessin. „Ach, du lieber Gott!" sagte da das Bäuerlein. „Ich habe zu Hause eine, die fliegt jeden Tag aus, und abends muß ich die auf meinem Wagen nach Hause holen. Und denkt bloß mal, was mir vorigen Freitag passiert ist. Sie war auf einen großen Lindenbaum geflogen, und ich rief und rief, und sie kam nicht. Zuletzt kletterte ich selbst hinauf, aber ich stürzte herab — und fiel ein so tiefes Loch in die Erde, daß ich nicht wieder heraus konnte. Da schickte ich schnell meine Beine nach Haus, nach einem Spaten, und so kam ich heraus. Das war noch Glück im Unglück. Aber wie ich nu heraus war, was sehe ich da unten in dem Loche liegen? Ein kleines Zettelchen! Und wissen Sie, was darauf stand? Da stand drauf, daß Ihr Vater von einem Lumpensammler stammt." „Das ist gelogen!" rief die Prinzessin, ganz wütend. „Gefangen!" rief das Bäuerlein und lachte und tanzte vor Pläsier. Und so hatte der Bauer mit Lügen die Königstochter gewonnen.

Die Schlüsseljungfrau



Es war einmal ein Schustergeselle, den nannte das ganze Dorf einen Sonderling; denn so oft abends die Vesperglocke läutete, legte er sein Handwerksgeschirr auf die Seite und begab sich auf seine einsamen Spaziergänge, ohne sich um seinesgleichen zu bekümmern. Damit verhielt es sich aber so: Dem Gesellen war das Leben in dem abgelegenen Dorfe schon lange verleidet, und er sann hin und her, wie er es anfangen könnte, um bald ein Meister in einer großen Stadt zu werden.

Eines Abends nach Sonnenuntergang ging er in den Wald hinter dem Dorf und kletterte dort einen Hügel hinauf, auf dem hatte vor undenklichen Zeiten ein Schloß gestanden, aber davon stand jetzt nur noch ein verwitterter, viereckiger Wartturm. Da kam von oben herunter eine Jungfrau in fremder Tracht; die sah gar seltsam aus; in der einen Hand hielt sie ein Schlüsselbund, in der andern eine schlanke Gerte, und auf dem Haupte trug sie eine prächtige Glaskrone, in der steckte ein großer Goldschlüssel. Der Geselle verbeugte sich untertänig und ging vorüber; aber die fremde Jungfrau rief ihn an und sagte: „Bist du in hiesiger Gegend daheim?" „Mit Vergunst," antwortete der Gesell, „ich bin nur beim Schuhflicker drunten im Geding." „Nun," sagte die Jungfrau, „dann kannst du mir doch wohl ein Paar Schuhe machen; aber bis nächsten Samstag müssen sie fertig sein." „Das will ich meinen, daß ich das kann," antwortete er und zog schon das Maß aus der Tasche. „Hinten müssen die Schuhe rote Stöckchen haben," sagte die Jungfrau, „und vorne rote Laschen, aber das Vorgeschühe bleibt ungewichst." „Alles zu dienen," erwiderte der Gesell, „so seid nur so gut und setzt Euch nieder, daß ich sie Euch anmessen kann." Gerade hatt' er ihr das Maß genommen, da hörte man von dem Schloßturm her eine Nachtigall schlagen. Da sagte die Jungfrau: „Ich muß schnell gehen, es ruft mir jemand," und verschwand hinter den Bäumen.

Als nun der Gesell am Samstag die Schuhe nach dem alten Wartturm hinauftrug, war er selber in seine Schuhe ganz verliebt, so fein und sauber sahen sie aus. An der gleichen Stelle wie das erste Mal war wieder die Jungfrau; sie hatte schon auf ihn gewartet und war jetzt wohl zufrieden mit seiner Arbeit. „Über acht Tage," sagte sie, „sollst du mir aber noch deine Bürste mitbringen, damit du mir noch das Vorgeschühe wichsen kannst; hier hast du einstweilen ein Drangeld." Damit gab sie ihm ein blankes Goldstück; da schlug wieder vom Schloßturm herab die Nachtigall, und die Jungfrau verschwand. Als er am nächsten Samstag mit der Rötelbürste herauskam, saß sie an einer Erle und hieß ihn zu sich sitzen und sagte: „Du hast mir mit den Schuhen zweimal einen großen Dienst geleistet; ich bin in den alten Wartturm verzaubert; sobald ich aber dieses Paar Schuhe durchgelaufen habe, bin ich erlöst. Zum Dank will ich dir bis dahin beistehn, so oft du in Not gerätst. Wenn du mich brauchst, so komm allemal am Samstag hierher, da wirst du ein Pfeifchen finden; und wenn du darauf bläsest, so werde ich erscheinen; ich werde freilich nicht mehr reden können; mußt du aber notwendig einen Rat von mir haben, so drehe nur den Schlüssel an meiner Krone um; dann werde ich die Sprache wieder bekommen. Doch darfst du meine Hilfe niemals mißbrauchen". Das mit dem Pfeifchen schrieb sich der Gesell hinter die Ohren. Hätt' er nur auch ihre letzte Warnung in Acht behalten! Es ging keine Ewigkeit, so fand er sich wieder auf dem Waldplatz ein; da lag richtig das Pfeifchen; und als er darauf blies, erschien zwar die Dame nicht selber, aber es lag an der Stelle, wo er es aufgehoben hatte, ein Goldstück. Und so trieb er's nun, so oft er's mochte, und hatte immer vollauf Geld. Aber er ließ es auch immer draufgehen und strich den reichen Bauerstöchtern nach; er lebte wie der Spatz im Hanfsamen und wollte nicht mehr arbeiten. Der Meister jagte endlich den Faulenzer fort; aber weil er in seinem Saus und Braus schon lange jede Woche noch ein dickes Stück mehr Schulden gemacht hatte, als das Goldstück vertrug, so wollte ihn der Amtmann einstecken lassen. Da mußte er sich entschließen, der Jungfrau seine Bedrängnis zu klagen und sie um Hilfe anzuflehn. Er machte sich also auf den Weg; und als er auf der Pfeife blies, erschien die Jungfrau diesmal selber. Da griff er nach dem goldenen Schlüssel in ihrer Krone und wollte ihn umdrehen. Aber kaum hatte er ihn berührt, so verwandelte sich der Schlüssel in eine feurige Schlange, die ihn umschlang und fast erdrückte. Entsetzt rannte er davon und war froh, daß er nur mit einer verbrannten Hand unten im Dorfe ankam. Hier lief er gerade dem Amtmann in die Hände; der setzte ihn an den Schatten und da war's aus mit den reichen Bauerstöchtern und mit dem Meister Schuhmacher in der großen Stadt.

Der Wurm



Es war einmal ein Jäger, der hatte ein Weib und viele Kinder, aber dabei nicht viel zu beißen und zu brechen. Die Wirtschaft machte ihm gar viele Sorgen und er hätte gern alles selbst getan, was es von Männerarbeit in und außer dem Hause zu tun gab; aber er schaffte es nicht und mußte bei seinem schmalen Einkommen auch noch einen Knecht halten. Mit der Jägerei ging es ihm, wie es jedem geht; heute bekam er etwas, morgen wieder nichts, und wenn er sich den ganzen Tag müde gelaufen hatte, so konnte er oft abends mit leerer Tasche heimgehen.

Nicht weit von seinem Hause war ein großmächtiger Berg, und auf diesem jagte er am liebsten, weil er da noch am leichtesten ein Wild zu sehen bekam. Als er nun auch wieder einmal in diesem Berg jagte, sah er über dem Fußsteige einen Menschen liegen. Der Hund sprang hinzu, rannte mit lautem Bellen um ihn herum, und tat so wild, als ob er ihn zerreißen wollte. Der Jäger hatte genug zu tun, ihn zurückzuhalten, es kam ihm aber ganz sonderbar vor, daß der Hund, der sonst niemandem etwas zuleide tat, mit solcher Wut über diesen Menschen herfiel. Während nun der Hund um ihn herumbellte, erhob sich der Mensch ein wenig und sagte zum Jäger: „Sei doch so gut und gib mir deinen Hund zu kaufen.“ „Nein“, sprach der Jäger, „den brauche ich selbst, und kann ihn dir nicht geben. Ich habe aber noch einen andern zu Hause, den kannst du bekommen, wenn es dir gerade um einen Hund zu tun ist.“

„Ist schon recht,“ sagte der Mann, „gib mir nur den andern zu kaufen. Du mußt ihn aber morgen gerade um diese Zeit hieherbringen. Hast du gehört, — gerade um diese Zeit.“

Der Jäger gab sein Wort darauf und ging mit seinem Hunde davon und jagte noch eine Weile auf dem Berg herum. Weil er aber gar nichts bekam, so machte er sich auf den Heimweg. Als

er zu Hause sein Weib begrüßt hatte, erzählte er ihr, daß er den Hund, den er doch nie auf die Jagd mitnehme, einem Fremden versprochen habe. Die Jägerin war froh darüber und sagte: „Du hättest ihm den andern auch lassen können; wir geben unser Brot gescheiter den Kindern zu essen, als daß wir damit die Hunde füttern.“

Am andern Tage, als es gegen die bestimmte Zeit ging, sagte der Jäger: „Ich muß jetzt mit dem Hunde hinausgehen, sonst könnte der Mensch leicht nicht warten und mit dem Handel wäre es nichts.“ Er lockte den Hund und wollte gehen. Da lief sein dreizehnjähriges Töchterlein herbei und schrie: „O Vater, laßt mich auch mitgehen.“ „Aber warum willst du denn gerade heute mitgehen?“ fragte der Jäger. Das Mädchen wußte darauf keine Antwort zu geben, hörte aber nicht auf zu bitten, daß es doch mitgehen dürfe. Und als nun auch noch die Jägerin herbeikam und dem Mädchen bitten half, ließ es der Vater endlich mitgehen.

Sie gingen nun hinaus in den Berg und kamen zu dem Steig, an dem der Mensch gestern gelegen war. Wer beschreibt aber seinen Schreck, als dort heut ein unbändiger Wurm lag! Und der Jäger dachte sich gleich, mit dem Menschen ist es gestern nicht richtig gewesen, drum hat ihn auch der Hund so wütend angebellt. Er nahm sein Töchterlein an der Hand und sagte: „Geh, wir wollen umkehren.“ Das Mädchen fürchtete sich auch, reichte ihm gerne die Hand, und sie wollten eben gehen. Da regte sich der Drache, schoß auf das Mädchen los, umschlang es mit dem Schweife und fuhr mit dem Kind in den Berg hinein. Ganz erstarrt vor Schreck schaute der Jäger dem Ungetüm nach. Jetzt reute es ihn, daß er seine Büchse nicht mitgenommen hatte. Das bloße Nachsehen half aber nichts, und er mußte sich endlich schweren Herzens entschließen, nach Hause zu gehen und die traurige Botschaft zu bringen. Als er nun mit dem verstörten Gesicht heimkam, fragte ihn sein Weib sogleich: „Wo hast du denn das Mädel gelassen, daß du es nicht mitbringst?“ Dem Jäger kamen die Tränen in die Augen und er erzählte weinend, was ihm begegnet sei. Als die Jägerin das hörte, erschrak sie über und über

und jammerte in einem fort: „Wir haben das Kind zu wenig gesegnet, sonst hätte es ihm so übel nicht gehen können." Am andern Tage ging der Jäger wieder hinaus in den Berg, durchstreifte ihn den ganzen Tag der Länge und Höhe nach und meinte, er müsse doch endlich eine Spur seines Kindes entdecken. Allein er fand nicht einmal ein Stücklein Gewand und mußte abends unverrichteter Dinge wieder heimgehen. Aber er ließ sich nicht abschrecken, sondern ging noch oft und oft hinaus, suchte alle Winkel und Löcher durch und dachte auch beim Jagen immer nur an sein Kind, aber kein Suchen wollte etwas helfen.

Und so waren sieben Jahre vergangen, als er wieder einmal mit seinem Knechte in den Berg jagen ging. Da sahen sie ein gar schönes Wild vorüberrennen, setzten ihm nach und meinten immer, sie müßten es bald bekommen, aber stets war es gerade so weit von ihnen, daß sie nicht zu Schuß kommen konnten, doch verlor es sich nie ganz aus ihren Augen. So liefen sie ihm lange Zeit vergebens nach und merkten nicht, daß es schon anfing zu dämmern. Erst, als es völlig Nacht war, hielten sie an, und der Jäger sagte zu seinem Knecht: „Jetzt haben wir uns schön verspätet, es ist schon Nacht und wir kommen nimmer heim." „Das ist mir eins," sagte der Knecht, „es ist ja nicht kalt, und wir können auf dem Boden hier ebenso gut schlafen, wie daheim im Bette." „Nein," sprach der Jäger, „auf dem Boden hier lieg ich nicht. Heute sind es sieben Jahr, daß der Wurm mein Töchterlein vertragen hat, und wenn wir da auf dem Boden lägen, so könnte es uns wohl auch passieren, daß ein Wurm oder sonst ein Ungetier über uns herfiele und uns zerrisse." „Wart ein bißchen," erwiderte der Knecht, „ich will da auf einen Baum hinaufsteigen und herumschauen, ob gar kein Haus in der Nähe ist." Da lachte ihn der Jäger aus und sagte: „Den ganzen Berg kenne ich von oben bis unten und weiß ganz gewiß, daß hier herum kein Haus ist." Der Knecht ließ sich aber nicht abhalten, stieg auf den Baum und schaute herum. „Siehst du," rief er auf einmal, „gerade ein bißchen über uns sehe ich ein Licht, dort ist gewiß ein Haus, wo wir über Nacht bleiben können." Dem Jäger kam das sonderbar vor, weil er gar zu gut wußte, daß in dieser Gegend weitum keine mensch-

liche Seele ihre Wohnung habe. Der Knecht stieg schleunigst vom Baume herab und sagte: „Jetzt wollen wir hinaufgehen zu dem Lichte und schauen, ob uns die Leute droben ein Obdach geben." Der Jäger hatte keinen Schneid mitzugehen, weil aber der Knecht nicht nachgab und ihn auslachte, so entschloß er sich endlich, und sie stiegen beide den Berg hinauf. Sie waren noch nicht lang gegangen, da funkelte das Licht ganz hell zwischen den Ästen durch, und der Jäger sah jetzt wohl, daß der Knecht richtig gesehen hatte. Allein es wurde ihm ganz unheimlich, weil er gewiß wußte, daß hier sonst niemals ein Haus stand, und seine Angst wurde noch größer, als sie einige Schritte vorwärts gegangen waren und ein herrliches Schloß vor ihnen stand, aus welchem ihnen das Licht entgegenstrahlte. Der Knecht blieb stehen und sagte: „Siehst du nun, wer von uns beiden recht gehabt hat?! Das hab' ich mir gleich gedacht, wenn ein Licht im Berge ist, so ist auch ein Haus dabei. Wir wollen nun hinaufgehen und die Leute um Unterkunft bitten." Der Jäger wollte nicht und sprach: „Glaube mir, das ist nichts Rechtes. An diesem Platz bin ich oft gewesen, aber da hat mein Lebtag nie ein Schloß gestanden. Wir wollen lieber umkehren und auf einem Baume übernachten." Der Knecht ließ sich aber nicht halten und sagte, er wolle einmal hineingehen und sei es was es wolle. „Dann will ich halt auch mitgehen," dachte sich der Jäger und stieg mit dem Knecht zur Tür hinauf. Sie gingen hinein, der Knecht couragiert voraus, der Jäger verzagt hintennach. Da kam ihnen eine wunderschöne Jungfrau entgegen und fragte sie, was sie wollten? Der Knecht nahm das Wort und sagte: „Wir sind im Walde benachtet und kommen nimmer nach Hause. Dürften wir nicht um eine Nachtherberge bitten?" „O ja," erwiderte die Jungfrau, „über Nacht bleiben könnt ihr genug, aber nur Eins sage ich euch: Ihr dürft euch weder grausen noch fürchten." „Wenn es weiter nichts ist," sagte der Knecht, „dann können wir wohl über Nacht bleiben, denn grausen und fürchten tun wir uns nicht." Das konnte der Knecht wohl von sich sagen, aber der Jäger dachte ganz anders, obwohl er jetzt das Maul hielt und sich in sein Schicksal fügte.

Die Jungfrau führte nun die beiden hinauf in ein Zimmer, hieß

sie sich da niedersetzen und ging dann in die Küche und brachte ihnen die schönsten Speisen. Die zwei aßen mit gutem Appetit, und es kam ihnen gar kein Grausen. Unterdessen brachte die Jungfrau eine Brent und stellte sie im Zimmer nieder. Dann ging sie um Wasser und trug so lange Wasser herein, bis die Brent voll war. Die zwei wußten nicht, was das Ding zu bedeuten habe, und während sie noch verwundert zuschauten, kam auf einmal ein abscheulicher Wurm zur Tür herein und stürzte sich in die Brent, daß das Wasser hoch aufflog. Jetzt fürchtete sich der Jäger wieder sehr — das war ja wahrhaftig der nämliche Wurm, der ihm vor sieben Jahren die Tochter geraubt hatte. Und atemlos sah er zu, wie die Jungfrau zur Brent ging und anfing, den Wurm fleißig zu waschen. Je länger sie wusch, desto roter wurde das Wasser, und zuletzt war es so rot, als ob lauter Blut in dem Gefäße wäre. Da mußten sich die zwei am Tische stark zusammennehmen, daß ihr Herz nicht anfing zu flattern, wie ein Lammelschweif.

Als die Jungfrau den Wurm sauber gewaschen hatte, half sie ihm heraus. Da hub er an zu reden und sprach: „Jungfrau, möchtest du mich nicht heiraten?“ „Nein,“ sagte sie, „das kann ich nicht, du bist ja ein Wurm und ich bin ein Mensch.“ Er fragte sie noch einmal dringlicher: „Jungfrau, tätest du mich nicht heiraten?“ Sie aber sagte wieder: „Nein, das kann ich nicht, du bist ja ein Wurm, und ich bin ein Mensch.“ Nun fragte er sie zum dritten Male mit trauriger Stimme: „Jungfrau, möchtest du mich denn gar nicht heiraten?“ Da konnte sie es ihm nicht mehr abschlagen, sondern erbarmte sich über ihn und sagte: „Weil du nicht nachgibst, so will ich dich halt nehmen. Ich habe dich sieben Jahre gewaschen, nun werde ich dich wohl noch eine Weile waschen können.“ Kaum hatte sie das gesagt, so war der Wurm verschwunden, und es stand ein wunderschöner Jüngling vor ihr, der ihr über die Maßen gefiel. Er bot ihr die Hand und sagte: „Du hast mich erlöst, und nun sollst du auch wirklich meine Frau werden und mit mir in meinem Schlosse wohnen, das jetzt auch durch dich entzaubert ist. Da haben wir alles im Überfluß, was wir brauchen.“ Dann führte er die Jungfrau zu dem Jäger und fragte ihn: „Kennst du dieses Mädchen?“

„Wie sollte ich sie kennen?“ sagte der Jäger. „Schau sie einmal recht an,“ sprach da der Jüngling, „und sage, ob es nicht deine Tochter ist? Sieben Jahre, bevor sie auf die Welt kam, war ich schon verbannt. Dreizehn Jahre mußte ich warten, bis ich sie auf mein Schloß brachte, und sieben Jahre hat sie mich täglich waschen müssen. Jetzt hat sie mich erlöst und sie wird meine Gemahlin. Ihr alle braucht jetzt keine Not mehr zu leiden, und wenn du auch noch mehr Kinder hättest, als du wirklich hast.“ Der Jäger wußte nicht, wie ihm geschah, als er dies alles mit anhörte, er schaute bald die Jungfrau, bald den Jüngling an und konnte es völlig nicht glauben, daß sie sein Kind, der andere bald sein Sohn sein sollte. Aber wenn er seinen Augen trauen wollte, so mußte er doch glauben, daß seine Tochter wirklich vor ihm stehe, und warum er dem Jüngling nicht glauben sollte, das wußte er auch nicht. Er war völlig außer sich vor Freude, sprang auf, umarmte beide und dankte lange Zeit, daß sich alles so zum Guten gewendet hatte.

Als sie am anderen Tage alle miteinander ins Jägerhaus zu der Jägerin gingen und ihr die ganze Geschichte erzählten, da hatte diese eine Freude, daß es gar nicht zu sagen ist. Die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden nun getroffen, und wie alles in Ordnung war, wurde sie mit großer Pracht gefeiert. Die Jägersleute hatten nun bei dem Gemahl ihrer Tochter das beste Leben und alle miteinander waren fein bis an ihr Ende.

Der Kreuzträger

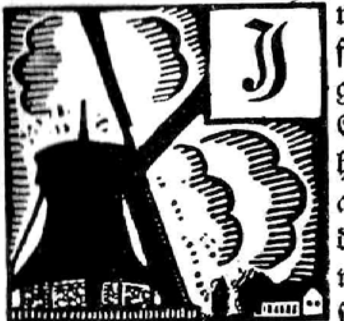


Ein Bauer hatte eine gar böse Frau; die zankte vom Morgen bis zum Abend mit ihm, und wie sehr er sich Mühe gab, so konnte er ihr doch nichts recht machen. Eines Tages dachte der Arme bei sich: du willst etwas versuchen! und ging in die Stadt zu einem Maler und bat diesen, er solle ihm den Teufel malen. „Aber wozu?“

fragte der Maler verwundert. „Ach Herr Maler," sprach der Bauer jammernd, „ich habe daheim eine böse Frau, die zankt ewig mit mir, so daß ich es nicht länger aushalten kann; nun möchte ich sie mit dem Teufel schrecken!" „Das hilft Euch nichts!" sagte der Maler mitleidig, „denn leider treibt ein Teufel den andern nicht aus!" „So malet mir den Scharfrichter," bat der Bauer wiederum. „Das wäre für Euch selbst nicht gut," sprach der Maler, „denn sie würde sagen: „siehe da, der wird dich kriegen, weil du deine Frau so schlecht hältst!" „So malet mir den Tod!" bat der Bauer fort, „daß sie sich fürchtet, wenn sie ihn sieht!" „Auch das hilft Euch nichts!" sagte der Maler, „denn der Tod würde sich am Ende mehr fürchten!" „So will ich denn," rief der Bauer unwillig, „mir einen Strick drehen und wenn sie zankt, zuschlagen, bis der Zankteufel ausfährt!" „Auch damit erreicht Ihr nichts," sagte der Maler, „denn mit jedem Schlag zieht ein neuer Teufel in Euere Frau ein!" „Nun, was soll ich denn tun? so ratet mir doch," jammerte der Bauer, „ich kann es ja nicht länger aushalten!" „Euer Kreuz mit Geduld tragen!" sprach der Maler.

Hatte dieser vielleicht auch schon die traurige Erfahrung gemacht, oder machte sie noch fort? Der Bauer ging sehr unbefriedigt nach Hause; doch klangen ihm die Rezeptworte in den Ohren fort und als seine Frau gleich bei seinem Eintritt ihn wieder hart anfuhr und schalt, nahm er sie geduldig, ohne etwas zu erwidern, auf und trug sie hin und her. „Wozu das?" sprach die Frau. „Ein weiser Mann hat mich gelehrt: ich solle mein Kreuz mit Geduld tragen!" Nun schämte sich die Frau und zankte von da an nicht mehr.

Die drei Brüder und der Hüne



In der alten Zeit lebte einmal ein Schäfer, der hatte drei Söhne und eine große Herde Schafe. Jeder von den Söhnen mußte einen Tag die Herde hüten; die andern blieben daheim und arbeiteten da mit ihrem Vater. Als der Alte fühlte, daß er bald sterben würde, ermahnte er seine Söhne, sie sollten nur ja immer zusammenhalten und die Herde nie teilen. Das versprachen sie und hielten es auch getreulich. Aber einst in einem dürren Jahre fand die große Herde nicht hinlänglich Weide. Da sprach der jüngste der Brüder, — er war zwar klein und schwächlich, aber der pfiffigste unter ihnen, — „laßt uns hinziehen jenseits des großen Waldes, da soll eine ungeheure Wiese sein, immer grün und unbeweidet." Die andern waren es zufrieden, und so zogen sie sieben ganze Wochen durch den Wald und kamen endlich an dessen Ende, und da dehnte sich die schöne Wiese nach allen Seiten aus. In weiter, weiter Ferne aber sahen sie ein Schloß; hier wohnte ein mächtiger Hüne, der hielt sich für den Herrn der ganzen Gegend, soweit man sie übersehen konnte. Einige Tage blieben sie ungestört und freuten sich über die fette Weide; zwei bauten in der Nähe des Waldes an einer Hütte; indes ging der eine immer mit den Schafen, molk sie und machte Käse, und den folgenden Tag verrichtete dies Geschäft einer der beiden andern, so wie sie es daheim gehalten hatten. Eines Tages aber, als der Älteste wieder die Schafe hütete, sah er auf einmal zu seinem Schrecken aus der Gegend des Schlosses eine große Gestalt sich bewegen; es schien, als ob ein Berg herbeikäme, es war aber nichts anders als der mächtige Hüne. Dem war es schon seit einigen Tagen von seinem Fenster aus so vorgekommen, als wenn sich auf seiner Wiese kleine Tierchen wie Milben regten, allein er hatte seinen Augen nicht recht getraut; da er aber immer wieder dasselbe sah, wollte er sich überzeugen; er machte nur ein Paar Schritte, so stand er schon

vor dem armen Schäfer, der bebte wie Zittergras und hatte kein Leben. „Ha, du kleiner Wicht!" fuhr der Hüne ihn an, „bist du's, der meine Felder verwüstet? Warte, das sollst du mir bezahlen!" Der Schäfer fiel vor der gewaltigen Stimme zu Boden, denn es war, als wenn ein Sturmwind einherbrauste; endlich sprach er mit Zittern: „Herr, wir sind drei Brüder und sind erst vor einigen Tagen hieher gekommen, wir wußten nicht, daß dieses Land jemandem gehörte!" „So? Drei Brüder? Ihr wußtet es nicht? Hm; nun, ich will's gelten lassen. Gut, daß ich Euch kenne, wir wollen Freundschaft schließen; mache aber jetzt gleich ein Frühstück!" Der arme Hirte mußte sieben Schafe schlachten, die verschlang der Hüne auch sogleich, als ihnen die Haut abgezogen war, ganz, als seien es sieben Bissen; dann trank er alle Milch, die in sieben Schaffern dastand, und aß zuletzt zum Niederdrücken noch sieben Käse. Als er satt war, sprach er zum Hirten: „Es hat mir wohlgeschmeckt, dafür komm morgen zu mir ins Schloß zum Frühstück; aber wehe dir, wenn du nicht kommst!" Damit wandte er sich um, und mit ein paar Schritten war er in seinem Schlosse verschwunden.

Kaum hatte sich der arme Hirt von dem Schrecken erholt, so machte er sich eilig auf und trieb die Herde zur Lagerstätte, wo seine Brüder waren, und erzählte denen, was ihm begegnet war. Sie entsetzten sich auch nicht wenig, als sie die Geschichte erfuhren. Aber was war zu tun? Zurück konnten sie nicht; denn der Hüne hätte sie doch eingeholt. Da sprachen die zwei jüngeren Brüder am andern Morgen dem Ältesten Mut zu; er solle nur getrost zum Hünen gehen; auch die hätten ja bisweilen ein menschliches Herz; vielleicht werde ihm nichts geschehen. Er ging endlich; allein es war ihm nicht wohl dabei. Als er am Schlosse ankam, sah und hörte er vor Angst nichts; er ging hinauf; wie er eintrat, lag der Hüne noch im Bett und war eben wach geworden. „Geh nur hinaus!" sprach er, „mach Feuer unter den großen Kessel und sag mir's, wenn das Wasser kocht." Der Arme tat, wie ihm befohlen. Als das Wasser kochte, meldete er's dem Hünen. Der stand auf, ging hinaus, und sah, daß es gut kochte. Er hob den Kessel vom Feuer und sprach zum Hirten: „Fühle, ob es heiß genug ist!"

Als er sich bückte, schlug der Hüne ihm den Kopf ab und warf den auf den Hausboden, den Rumpf aber gab er in den Kessel; dann ging er hinein, kleidete sich an und verspeiste den Hirten. Jetzt nahm er seinen Stab und ging wieder zur Herde; da war heute der mittlere Bruder, der jüngste war zu Hause. „Also du bist ein Bruder von dem, der heute zu mir gekommen?" „Ja!" stammelte der Hirt ängstlich. „Wohlan, schlachte mir sieben Schafe und sorge für sieben Schaffer Milch und sieben Käse, denn ich habe schlecht gefrühstückt." Heißhungrig verschlang der Hüne wieder sieben Schafe, so wie ihnen die Haut abgezogen worden, und trank sieben Schaffer Milch und aß darauf sieben große Käse, als seien es Haselnüsse. „Dein Frühstück hat mir geschmeckt; komme morgen auch zu mir, aber wehe dir, wenn du nicht erscheinst!"

Damit entfernte sich der Lange wieder, und der Hirte trieb schnell die Schafe zur Lagerstätte und jammerte und klagte: „Wehe, der Hüne hat unsern Bruder gewiß umgebracht, und jetzt ist es an mir!" Der Jüngste mußte ihm am andern Morgen sehr zureden, bis er sich entschloß, zum Hünen zu gehen. Er tat es mit Zittern und Zagen. Es ging ihm aber dort gerade wie seinem ältern Bruder. Der Jüngste war mit den Schafen schon lange auf der Weide, da erschien auf einmal der fürchterliche Hüne und sprach mit seiner Polterstimme: „Du, Winziger, bist du auch ein Bruder von denen, die zu mir gekommen?" Der kleine Hirt flog davon bis zu einer Dornhecke, als hätte ihn der Wind hingeweht; daran aber hielt er sich fest und antwortete ganz trotzig: „Ja, ich bin der Jüngste, aber nicht so grob, Herr Ronnemann." Der Hüne war auf eine solche Antwort nicht gefaßt. „Auf der Stelle schlachte mir sieben Schafe und versorge mich mit Milch und Käse, denn ich bin verteufelt hungrig!" „Muß es denn gar so schnell sein, Herr Fleischturm; habt ihr Kohlen im Magen?" „Gleich, du kleiner Knirps, sonst zerquetsche ich dich zwischen meinen Fingern und presse dir den Saft aus."

Der Junge sah, daß der Kerl keinen Spaß verstand, schlachtete die Schafe, ohne sich aber zu übereilen, und stellte ihm sieben Schaffer Milch und sieben Käse hin. Als der Hüne alles verschlungen hatte, sprach er: „Morgen früh komm zu mir zum Frühstück, und

wehe dir, wenn du ausbleibst!" „Ich komme," rief der Junge trotzig, „du brauchst keine Geschichten zu machen." „Warte nur, du einfältiger Hüne," sprach er bei sich, „deine Stärke soll dir nichts helfen!" Er hatte sich bald einen Plan ausgedacht.

Bei der Herde waren drei sehr starke Hunde, die es mit jedem Wolfe bisher aufgenommen hatten, der eine hieß Siehegut, der andere Höregut, der dritte Packegut, die waren so abgerichtet, daß sie genau jeden Wink befolgten; die sollten auch mit. Er nahm sieben Schafsfelle, befreite sie von der Wolle, nähte sie eines auf das andere und machte daraus einen Trichter mit zwei Löchern. Als er fertig war, rief er seinen Hunden und ging ganz früh ins Schloß. Der Hüne schlief noch ganz fest und schnarchte so gewaltig, daß zwei Pappeln, die vor dem Fenster standen, davon wie im Sturmwind hin- und herbewegt wurden. Die Hunde ließ der Junge draußen vor dem Schloß; er selbst ging leise hinein. Wie er die Türe öffnete, schöpfte der Hüne eben Atem und zog damit den Kleinen wie eine Flaumfeder an; er stieß wieder den Atem aus und schleuderte ihn bis zur Türe zurück. Da faßte sich der Junge an der Türpfoste und schrie aus allen Kräften: „Herr Faulpelz, ist das Frühstück fertig? Ich bin schon da!" Der Hüne rieb sich die Augen und wußte nicht, was ihm so spitztönig in die Ohren geklungen war, denn er war heute sehr verschlafen; endlich erblickte er den Kleinen, der hing wie eine Hausgrille an dem Türpfosten. „Hast du mich geweckt, du kleiner Mäusekönig?" „Ja, Herr Klumpenmann!" „So mache Feuer unter den großen Kessel und wenn das Wasser kocht, so rufe mich!" „Schon gut!" sprach der Junge und ging hinaus; der Hüne schlief gleich wieder ein. Schnell brachte der Kleine das Wasser zum Kochen; dann nahm er seinen Felltrichter und einen großen Topf mit siedendem Wasser, schlich leise und ganz gebückt, damit ihn der Hüne nicht zurückschnaufen könne, allmählich bis zum Bett; dann hielt er rasch den Trichter über die beiden Augensterne des Hünen und goß das siedende Wasser aus dem Topf auf einmal hinein. Hui, wie der Hüne gleich aufsprang und entsetzlich raste; beide Augen waren ihm zerstört.

Der Junge war schnell an der Türe und hielt sich fest und sah

eine Zeitlang, wie der Hüne herumschlug, dann rief er: „Wie schmeckt das Frühstück, Herr Klumpenmann, nicht wahr, etwas heiß?" Der Hüne grapschte gleich nach der Richtung, woher die Stimme kam, allein der Kleine war schon hinaus und die Treppe hinunter. Der Lange trampelte ihm blindlings nach und plumpste an der Treppe hinunter, daß es krachte wie bei einem Bergsturz. Unten im Schloß war ein großes Zimmer, darin waren viele Nüsse aufgehäuft; der Junge ging hinein und wühlte in den Nüssen und warf fort und fort hieher und dorthin an die Wand; der Hüne griff auf jedes Gepolter mit seinen langen Armen hin und dachte den Kleinen so zu fangen; allein der wußte sich zu hüten und lachte nur über den Hünen, wie der sich umsonst so abmühte. Endlich ging er hinaus ins Freie und lockte den Hünen nach. Hier ärgerte er ihn fast zu Tode. Er sprang wie ein Grashüpfer von einer Stelle zur andern und schrie: „Hier bin ich! hier bin ich!" und der Hüne haschte jedesmal nach der Stimme. Da fiel dem Hünen eine List ein. „Sieh," sprach er, „ich habe hier einen kleinen, goldenen Ring, der ist mir ohnehin nichts mehr nütze, den schenke ich dir!" und warf ihn damit von sich. Der Junge sah den Ring im Grase liegen, und weil er gar so schön war, nahm er ihn gleich und steckte ihn an seinen Finger. Kaum hatte er das getan, so konnte er sich nicht von der Stelle rühren und rief nur „Ach!" Der Hüne hörte das und tastete nun schnell im Kreise herum, um den Kleinen zu finden.

In dieser Not wollte der Junge den Ring schnell vom Finger streifen, allein das ging nicht mehr; da nahm er schnell sein Messer und schnitt den Finger samt dem Ring ab und warf ihn in einen großen See, der in der Nähe war. Dann lief er weithin um das Wasser herum und rief: „Hier bin ich! hier bin ich!" Der Hüne hörte die Stimme in der Ferne und wollte gerade darauf los; da schritt er geradezu in den See und ging immer mehr hinein; endlich kam ihm das Wasser bis an den Mund; da blieb er auch stecken und konnte nicht weiter. „Jetzt habe ich dich!" rief der Junge vom Ufer, „wenn du mir nicht gleich meine Brüder schaffst, so bleibst du hier stecken bis auf den jüngsten Tag!" Das schien dem Hünen denn doch zu lang; er sprach: „Deine

Brüder habe ich gefrühstückt, ihre Häupter aber liegen auf dem Hausboden; nimm das Ei, das daneben liegt, und die Rute, und streiche das Haupt am Halse dreimal mit dem Ei und schlage mit der Rute darüber, so werden sie wieder lebendig!" — „Ich werde gleich sehen, ob du Wahrheit gesprochen!" Damit ging der Junge zum Schlosse. „Auf, Siehegut, such!" Der Hund lief gleich voran, durchstöberte alle Winkel auf dem Schloßboden und kam endlich zu den Häuptern und daneben lag auch das Ei und die Rute. Der Junge tat, wie ihm der Hüne gesagt, und alsbald standen seine Brüder verwundert vor ihm und wußten nicht, wie ihnen geschehen war; sie fühlten nur einen kleinen Schmerz im Nacken, sonst waren sie gesund. „Freut euch," sprach der Jüngste, „ihr seid erlöst; kommt jetzt nur mit mir!" Da gingen sie hinaus und er zeigte ihnen den Hünen, wie er im Sumpfe stak, und erzählte ihnen, wie er ihn dahin gebracht. „Du hast für diesmal wahr gesprochen, allein jetzt sage mir aufrichtig: Lebt keine Seele weiter im Schlosse?" Nun log aber der Hüne nach seiner Natur, denn alle sind sehr lügenhaft, und sprach: „Nein!" Er hatte nämlich im tiefen Keller eine Menge seiner Gesellen, die er unter Schloß und Riegel hielt, weil sie so unbändig waren. Da dachte er: „Wenn du nur einmal heraus bist aus dem Sumpf, so wirst du die Tür schon finden und erbrechen, daß die herauskommen und diese kleinen Dinger erschlagen." Aber sein Lügen half ihm nichts, denn der Kleine sprach: „Erst will ich mich überzeugen; auf, Siehegut, Höregut, Packegut!" Siehegut lief in allen Winkeln des Schlosses herum, fand aber nichts; auf einmal sahen sie, wie Höregut an einer kleinen Fensteröffnung horchte.

Die Brüder eilten hin und legten sich aufs Ohr und vernahmen ein dumpfes Toben und Fluchen. Nun zündeten sie Fackeln an und stiegen an einer Treppe hinab; die Hunde liefen voran. Da kamen sie an eine mächtige Türe, an der ein gewaltiges Schloß angelegt war. Vom Aufmachen konnte keine Rede sein; da dachte der Jüngste an die Rute, mit der er seine Brüder lebendig gemacht, ob die wohl nicht auch hier wirksam sein würde. Siehegut mußte gleich hinlaufen und sie bringen. Sowie der Junge damit das

Schloß berührte, sprang die Türe gleich auf. Aber wie entsetzten sie sich, als sie die gräßlichsten Hünengestalten erblickten! Diese lagen eben miteinander im Kampfe und zankten darüber, wen sie von ihnen umbringen sollten, da sie den Hunger lange nicht mehr ertragen konnten. Als sie nun die drei Menschen erblickten, sprangen alle der Türe zu: „Ha, ihr kommt gerade gut, euch wollen wir fressen!" Da rief der Junge: „Packegut an!" Der Hund fiel alsbald die ersten an, die andern zogen sich gleich zurück und stutzten. Der Junge rief wieder: „Packegut zurück!" Der Hund sprang zurück; die drei Brüder erfaßten die mächtige Türe und zogen sie wieder zu und legten das Schloß an. Nun aber gingen sie zu dem Hünen im See. „O, du schändlicher Lügner!" rief der Junge, „wir wissen wohl, daß deine Gesellen im Schloßkeller sind, da sollen sie auch bleiben in alle Zeit! Wenn du aber dein Leben noch retten willst, so sage, wo der Schatz im Schloß zu finden ist!" Als der Hüne einsah, daß er nicht mehr zu seiner vorigen Macht gelangen und sich rächen könne, sprach er: „Nie und nimmermehr sollt ihr erfahren, wo der Schatz ist; meinetwegen mag nun mit mir geschehen was da will!" „So bleibe denn im Sumpfe stecken in alle Ewigkeit!"

Die kleinen Menschen waren nun Herren von dem großen Hünenschlosse; sie zogen jetzt da ein und wohnten zusammen in Eintracht, und ihre Herden mehrten sich immer mehr und ihr Reichtum und ihre Macht wurde bald so groß, daß auch ferne Kaiser und Könige ihre Freunde wurden. Den verborgenen Schatz im Schloß fanden sie nicht und brauchten ihn auch nicht. Die drei Brüder leben noch, wenn sie nicht gestorben sind; ob aber der Hüne im Sumpfe und seine verhungerten Gesellen im Schloßkeller leben, ist eine andere Frage, und darauf weiß ich nicht zu antworten.

Vom Stiefelputzer Hinkelbrühe



Ein Handwerksbursche konnte nirgendwo Arbeit finden, da ging er endlich in das Schloß und verdingte sich dem König als Stiefelputzer. Der König frug ihn: „Wie heißt du denn?" „Ich heiße Vorgestern," sprach er. „Das ist ein sonderbarer Name," sprach der König.

Als er den folgenden Morgen der Prinzessin ihre Schuhe blank gewichst brachte, frug sie ihn: „Wie heißt du denn?" „Ich heiße Hinkelbrühe," sprach er. Da lachte sie laut auf und rief: „Ach was ist das ein wunderlicher Name!"

Im Lauf des Tages begegnete er der Königin im Garten. Als sie den neuen Diener sah, frug sie: „Wie heißt du denn?" „Ich heiße Gestern," sprach er. „Das ist ein sonderbarer Name," sprach die Königin.

Die andern Bedienten hätten auch gern seinen Namen gewußt und frugen ihn: „Wie heißt du denn?" „Ich heiße Heute," sprach er und sie lachten ihn aus, daß er einen so sonderbaren Namen habe.

Ein Handwerksbursche weiß auch, was lieben ist; das kann man alle Tage hören, wenn sie aus dem Tore ziehen und ihre Abschiedslieder an die Schätze singen, die klingen oft gar betrübt. Der Stiefelputzer wußte das nicht minder als seine Kameraden und verliebte sich in niemand Geringeres, als in die Königstochter. Mit seinem Lieben allein war ihm aber nicht gedient, die Prinzessin sollte ihn auch wieder lieben, und das schien sie nicht zu wollen, denn wenn er meinte, das Herz müsse ihm vor lauter Liebe brechen und oft ein recht betrübtes Gesicht machte, dann frug sie noch nicht einmal: „Was fehlt dir, Hinkelbrühe?" Das trug er eine Zeitlang, aber endlich wurde es ihm zu arg und er sprach zu sich selbst: „Was ich mit Güte nicht erlangen kann, das will ich schon mit List und Gewalt bekommen."

Eines Tages sah er in der Küche, wie die Köchin vom Schlosse Hinkel schlachtete und sie in den Kessel warf, um für die Prinzessin Suppe davon zu kochen. „Merkst du, Hinkelbrüh? Sie will dich haben," sprach er zu sich selbst, und als es gegen Abend ging, da war sein Plan schon gemacht. Er ging zum Kutscher und sprach: „Du, die Prinzessin hat mir befohlen, ihre Kammerjungfer um zwölf Uhr über die Grenze zu schaffen, denn die ist plötzlich narrig geworden, und du sollst uns fahren." Dasselbe sagte er später auch den andern Bedienten, und die verspotteten ihn darüber und sprachen: „Ein Narr wird den andern wohl fortbringen."

Als es gegen zwölf Uhr ging, schlich sich mein Stiefelputzer in das Zimmer der Prinzessin, stopfte seine Taschen voll Gold und Geld, faßte dann rasch das arme Mädchen in ihren Decken und lief mit ihr Hals über Kopf die Treppe hinab auf den Hof, wo der Wagen schon stand. Ehe er aber noch aus dem Schlafzimmer war, rief die Prinzessin: „Hilfe, Mutter, Hilfe!" „Was ist mit dir, mein Kind?" frug die Königin erschrocken. „Ach, Hinkelbrüh, Hinkelbrüh!" schrie die Prinzessin. „Die kann es nicht ein," sprach die Königin, „die Hinkelbrühe war kräftig und ist dir gesund," denn sie dachte an die Hinkelbrühe, welche am Mittag gegessen worden war. Als sie aber aufstand und in das Schlafzimmer der Prinzessin kam, war das Bett leer. Sie lief ans Fenster, da sah sie, wie der Stiefelputzer ihre Tochter in den Wagen legte und dem Kutscher winkte fortzufahren. „Hilfe," schrie sie, „Gestern hat die Prinzessin geraubt." „Was tobst du nur," rief der König, der jetzt auch erwachte, „gestern war sie ja bei uns bis spät abends." Als er aber auch aufstand und ans Fenster zu seiner Frau trat, da schrie er gleichfalls: „Herbei, zu Hilfe, Vorgestern hat meine Tochter entführt!" Da stürzten die Diener hinzu, liefen Treppen auf, Treppen ab und suchten den Vorgestern. Auf dem Hof wünschten sie dem Heute noch eine gute Reise mit der narrigen Kammerjungfer, denn je mehr die Prinzessin sich sträubte und schrie, um so mehr lachten sie über ihn und sprachen: „Seht nur, wie narrig sie ist, der wird Not mit ihr haben." Mein Stiefelputzer fuhr aber was gibst du, was hast du auf der Landstraße dahin und ruhte nicht, bis er jenseits der Grenze war. Dort

mietete er sich ein prächtiges Haus, kaufte sich und der Prinzessin herrliche Kleider und wußte sich bald so bei ihr in Gunst zu setzen, daß sie meinte, sie könne nicht ohne ihn leben.
Der König und die Königin grämten sich unterdessen sehr um ihre einzige Tochter und ließen dem Stiefelputzer große Summen anbieten, wenn er sie zurück nach Hause lassen wolle; er ließ ihnen aber wieder sagen, sie käme nur heim, wenn sie ihn heirate. Was blieb da übrig? Die Eltern gaben ihre Einwilligung notgezwungen, die Prinzessin aber von Herzen gern, denn sie gewann ihn mit jedem Tage lieber, und zudem hätte sie ja schwerlich noch einen Prinzen zum Manne bekommen, nachdem sie so lange bei dem Stiefelputzer gelebt hatte.

Das Hündlein Angst



Es waren einmal ein Ritter und eine Nonne, die hatten sich lieb. Da schrieb ihm einst seine Braut, daß die Vorsteherin des Klosters verreist wär, und er ritt aus, sie zu besuchen. Als sie voneinander schieden, schenkte ihm die Klosterfrau ihr Schoßhündchen, sagte ihm aber nicht, wie es hieße. Das Hündlein lief mit dem Ritter und sah ihm immer so trübselig an, der aber konnte es nicht bei Namen rufen und sandte am andern Tage seinen Diener nach dem Kloster, damit er die Klosterfrau fragte, wie es hieße. Weil aber der Ritter wußte, daß die Vorsteherin des Klosters dabei sein würde, wenn sein Diener mit der Nonne spräche, so hieß er ihn sagen:

Ein Gruß von dem,
Sie weiß von wem;
Wie heißt denn das —?
Sie weiß wohl was.

Und so bestellte es auch der Diener; die Priorin des Klosters aber war dabei, und da antwortete die Klosterfrau:

So grüß nun den,
Du weißt wohl wen;
So wie Dir ist,
So ist auch mir;
So heißt auch das —,
Du weißt wohl was.

Also bestellt' es auch der Diener dem Ritter, und der fragte: „Wie war dir denn?"
„O Herr, mir war angst, weil die Priorin dabei stand und aufpaßte."
Wie aber der Diener das Wort „angst" gesagt hatte, sprang das Hündchen an den beiden in die Höhe, denn es hat „Angst" geheißen.
Da seufzte der Ritter tief und sprach: „Meinem Liebchen ist auch angst, wie es mir sagen läßt." Das Hündlein Angst aber wich nicht von seiner Seite.

Die Tiere auf der Kirchweih



Der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Hase saßen einmal vergnügt im grünen Waldhaus beisammen. Da sprach der Fuchs: „Wie wäre es, wenn wir auch einmal auf den Medwischer[1] Margreti gingen; es soll dort gar lustig zugehen!" Da antwortete der Bär: „Ich bin schon alt und schwach, wenn aber der Wolf mitgeht und uns schützen will, so ist es mir recht; denn das Menschenkind ist falsch und uns auffässig!" „Was? ich fürchte mich nicht!" schrie der Wolf trotzig, „ich gehe mit und ihr sollt weder Schaden noch Schande haben!" „Auch ich will mit, auch ich!" rief froh der Hase. „Halts Maul, Junge, du bist noch zu dumm," sprach der

[1] Medwisch, siebenbürgisches Städtchen.

Fuchs; „du würdest überallhin gaffen und große Augen machen und uns nur in Not bringen!" Da schmiegte sich der Hase an den Wolf, als wenn er sagen wollte: „Macht, daß ich auch mitgehe!" Dem Wolf gefiel das und er sprach: „Das Häschen muß auch mit!" und streichelte ihm übers Gesicht. „Aber wofür sollen wir uns ausgeben?" fragte der Bär, „es muß doch jedermann etwas vorstellen, der auf den Margreti geht." „Ach was, das ist leicht!" sprach der Wolf, „für Schüler (Studenten). Ihr singt den Baß, der Fuchs den Alt, der Hase Diskant; ich will Kantor sein und die Melodie leiten und halten!"

Als sie alles gehörig besprochen hatten, machte jeder seinen Pelz rein — denn man muß auf dem Margreti geputzt erscheinen — und dann brachen sie auf. Sie getrauten sich aber doch nicht recht, am hellen Tage in die Stadt zu gehen, und warteteten, bis die Dämmerung einbrach. Da kamen sie auf den Zehen ganz leise in die Vorstadt; sie gingen aber hintereinander, wie die Hunde nach Blasendorf gehen, der Wolf zuerst, dann folgte der Fuchs, dann der Bär, zuletzt der Hase. In der Vorstadt ist das große Wirtshaus, wie ihr wißt; der Wirt hatte gerade Schweine geschlachtet und es roch die frische Wurst ihnen entgegen. „Da müssen wir hinein!" sprach der Wolf, „und uns gütlich tun! Da kennt man uns nicht!" Der Fuchs wollte nicht recht und sah sich zuerst die Gelegenheit genau an; es sah ihm gefährlich aus. „Gevatter, seid nicht so hitzig!" Der Wolf aber roch nur die Wurst, hörte nichts und klinkte gleich die Türe auf. „Nur herein, willkommen!" sprach der Wirt. Da gingen alle hinein. „Frische Wurst und Wein her!" schrie der Wolf, „aber viel." Der Kellner brachte; sie setzten sich und aßen und tranken, und wie nur etwas auf den Tisch kam, gleich war es verschwunden, der Kellner konnte nicht genug bringen.

Endlich waren sie satt. Da kam der Wirt mit der Kreide und sprach: „Zahlen!" Ja, ja, da fing ihre Not an. Der Wolf allein hatte den Mut zu reden und sprach: „Wir sind Schüler und wollen uns morgen durch Ansingen etwas verdienen und dann zahlen!" „Das ist alles recht schön!" sagte der Wirt, „lasset indessen nur euere Mäntel zum Pfande!" Der Wirt aber hatte

gleich beim Eintreten der Gäste ihnen angesehen, was für Zahler sie seien, und hatte im Stillen den Kürschner herbeikommenlassen. „Mein Freund da, der Kürschner, wird das Ausziehen besorgen!" Als sie den Namen Kürschner hörten, sprangen alle voll Entsetzen auf und eilten zur Türe, die war jedoch wohl verschlossen. Der Kürschner und der Wirt suchten nun einen nach dem andern zu packen und zu binden: der Bär brummte, der Wolf heulte, der Fuchs bellte, nur der Hase war vor Furcht stumm und starr und die Augen standen ihm heraus, der Diskant versagte ihm und bis heute hat er die Stimme nicht zurückerhalten. Ja, das war einmal ein Gesang!

Der Wolf und Fuchs sprangen dem Kürschner und Wirten immer zwischen den Händen durch. Da fingen sie zuerst den Hasen und das war leicht, denn der regte und rührte sich ja nicht von der Stelle, und nagelten ihn am Zagel (Schwanz) an die Wand, dann machten sie sich über den Bären; den überwältigten sie auch ohne große Mühe, denn er war alt und schwerfällig, nagelten ihn auch am Schwanz an die Wand. Jetzt, Wolf und Fuchs, haltet euch! Die sprangen unter Geheul und Gebell wild herum auf und ab, bald an die Türe, bald an das Fenster. In der äußersten Angst und Not sprang der Wolf mit aller Kraft noch einmal wider den Fensterladen, der plumpste hinaus, der Wolf mit; er brach ein Bein, aber er raffte sich dennoch auf und lief unter Jammergeheul davon. Als der Fuchs das Fenster offen sah, sprang er sogleich nach, die Wirtin aber, die Milchrahm zu Butter rühren sollte, hatte gerade den rahmigen Löffel in der Hand und stand an der Fensteröffnung. Als sie den Fuchs springen sah, schlug sie mit dem Löffel nach ihm, traf aber nur die Zagelspitze und die ist bis auf den heutigen Tag rahmig.

Der Kürschner und der Wirt waren hinausgeeilt, um den Wolf noch zu fangen und den Fensterladen wieder anzumachen, damit der Fuchs nicht hinaus könne, indessen war dieser auch schon über alle Berge. Auch der Bär war aber jetzt nicht müßig, als er die Öffnung sah und wie der Wolf und Fuchs glücklich entwischt waren; er zog, er riß, er wand sich — schubski! ward er los, aber der Zagel hing an der Wand. Und auch dem Hasen war auf ein=

mal der verlorene Mut wieder gekommen, er machte es wie der Bär, er ließ seinen Zagel an der Wand und — hast du nicht gesehen! war er davon und nicht leicht konnte etwas schneller sein, als er; er lief in einem Atem, ohne umzuschauen, bis in den Wald. Noch heute hat weder der Bär noch der Hase seinen Zagel eingelöst; du kannst sie bei dem Medwischer Wirten, oder wenn dort nicht, bei dem Kürschner sehen (d. h. bei jenem Medwischer Kürschner, wenn er noch lebt, denn ein anderer Kürschner zeigt bloß einen Fuchsschwanz, und der Fuchs hatte doch seinen Zagel nicht verloren!), und seit der Zeit sind der Bär, Wolf, Fuchs und Hase weder zusammen noch allein je auf dem Medwischer Margreti gewesen. Es hatte ihnen nicht wohl angeschlagen; der schlechte Fuchs war noch am besten durchgekommen.

Der Wolf und der Fuchs beim Kürschner in der Beize



Der Fuchs. Nicht wahr, Gevatter, es liegt sich hier so sanft, so ruhig; wir müssen im Paradiese sein! Aber saget mir, wie kommt Ihr denn her?

Der Wolf. Weiß der blaue Teufel! Ich hatte meinen Hunger, lief damit in die Schafherde, packte mir ein schönes, junges Lämmchen und eilte fort. Da fielen die Hunde über mich her; doch erwehrte ich mich ihrer, biß zwei zusammen und kam glücklich in den Wald. Jetzt glaubte ich an keine Gefahr mehr; siehe, da blies nur einmal einer in ein Rohr, daß es rauchte; sogleich kitzelte es mich auch in dem Kopfe, ich bekam Schwindel, verlor das Bewußtsein, und von der Zeit an bis jetzt weiß ich nicht mehr, was mit mir geschehen. Aber wie kommt Ihr denn her? Laßt hören!

Der Fuchs. Weiß Gott, durch die Falschheit und Undankbarkeit eines Bauern. Es waren auf einem Hofe zwölf schöne Hühner;

neun hatte ich mir davon geholt. Der böse Bauer hatte umsonst seine Hunde auf die Wache gestellt und mir Fußeisen gelegt; er bekam mich nicht. Ich wollte mir jetzt nur noch das zehnte Huhn holen; zwei wollte ich bei Gott dem Bauern lassen, den Hahn und eine Henne, daß er Nachzucht hätte. Aber siehe da, der Boshafte und Undankbare; er hatte sich selbst — o der Bauer ist des Teufels! — denkt Euch nur, in den Hühnerstall auf die Lauer gestellt und die Hunde und Fallen entfernt. Ich Törichter gehe bis zum Stalle behutsam fort und spüre und lausche hin und her und sehe keinen Hund, keine Falle. Als ich glücklich bis an die Öffnung zum Hühnerstall gekommen, war ich weiter sorgelos und springe blind hinein und — dem Kukelure (Paßauf) gerade in die Arme. Auf einmal fühlte ich meine Kehle beengt, wie bei einer bösen Halsentzündung und verlor sogleich die Besinnung. Was weiter bis jetzt mit mir geschehen, weiß ich nicht.

Der Wolf. Euch ist nur recht geschehen; Ihr leidet für Eure Sünden; aber was hatte ich denn jenem Manne im Walde getan?

Der Fuchs. Schweigt Ihr, Vielfraß, Nimmersatt; Euch ist recht geschehen; Ihr seid ja der große Mörder, Dieb! — aber ich Unschuldiger! — —

Der Streit wäre jetzt arg geworden und bald hätten sie sich derb die Wahrheit gesagt und einander zerzaust. Da trat der Kürschner zum Glück ein — und beide verstummten.

Schlagfertiger als die Königstochter



In uralten Zeiten ist einmal eine Königstochter gewesen, die war so ungemein klug und schlagfertig, daß alle Weisen und Gelehrten im Reiche ihres Vaters, die sich mit ihr in einen Disput einließen, ihr das letzte Wort lassen mußten. Als sie nun in die Jahre kam, daß sie gern einen Mann gehabt hätte, meinte ihr Vater, ihr

zukünftiger Gemahl müßte ihr an Mutterwitz und Mundwerk wenigstens ebenbürtig sein. Darum ließ er in seinem ganzen Reiche bekanntmachen, wer seine Tochter mit einer schlagfertigen Antwort zum Schweigen bringen könnte, der sollte sie zur Frau haben. Da kam eine ganze Menge junge Leute an den Hof, um den Versuch zu wagen; die meisten hatten eine sehr hohe Meinung von ihrem eigenen Verstande, aber einer nach dem andern mußte mit Schimpf und Schande abziehen.

Nun wohnten in dem Lande auch drei Brüder beisammen, zwei davon hatten viel gelernt und wußten immer bei allen Gelegenheiten, was man zu sagen hat. Aber der jüngste, der Hans, war dumm. Die zwei klugen Brüder beschlossen nun, auch bei der Prinzessin ihr Glück zu versuchen. Da sagte der dumme Hans: „Dann geh ich auch mit." — Die Brüder lachten und sagten: „Was willst du da? Du machst ja doch alles verkehrt." — „Das macht nichts," sagte Hans, „ich gehe doch mit."

Den andern Tag machten sich die drei auf den Weg, jeder zu Pferde, die beiden älteren voraus, Hans ein Stück hinterher. Sie waren noch nicht lange geritten, da sah Hans einen toten Vogel am Wege liegen. „Halt!" rief er und sprang vom Pferde, „seht doch, was ich gefunden habe!" Da kehrten seine Brüder um. „Du Dummkopf," sagten sie, als sie seinen Fund sahen, „was willst du mit dem Stück Aas?" Aber Hans sagte: „Ich stecke es in meine Tasche, es kann mir noch zu Paß kommen." Sie ritten weiter, Hans wieder ein Ende hinterher. Nach einer Weile sah er einen Zapfen auf der Straße liegen. „Halt!" rief er wieder und sprang vom Pferde und hob ihn auf; „guckt mal, was ich da hab!" Seine Brüder kamen wieder zurück, und als sie es sahen, was er hatte, wurden sie ärgerlich und sagten: „Was willst du damit, du Tölpel, was hältst du uns mit solchem Trödelkram auf!" Aber er antwortete: „Ich steck' es in meine Tasche; wer weiß, wozu es noch gut ist!" Sie waren noch nicht viel weiter gekommen, da fand Hans ein Eimerband auf der Straße, und wieder rief er seine Brüder zurück. „Halt, seht doch mal, was ich gefunden habe!" Jetzt schrien die ganz wütend: „Nun das wieder! du Esel! was willst du denn damit! Das nächstemal

kriegst du eine Tracht Schläge." Aber Hans sagte wieder: „Ich steck' es in meine Tasche, wer weiß, wozu ich's noch gebrauchen kann." Nun ging es eine Weile gut; aber dann konnt' er's doch nicht lassen und hob wieder was auf: „Halt! aber was ich jetzt gefunden habe!" rief er. Zum vierten Male kehrten seine Brüder um, und als sie seinen Fund ansahen, da war's ein „Swinskœtel"! Da fielen sie über ihn her und verprügelten ihn; er aber steckte das Ding doch in die Tasche und sagte: „Wer weiß, es kann mir wohl noch mal nützlich sein."

Zu guter Letzt kamen sie doch an den Hof und meldeten sich im königlichen Schlosse an. Der älteste wurde zuerst bei der Prinzessin vorgelassen. Sie saß allein in ihrer Kammer, da brannte ein großes Feuer auf dem Herde, und sie wies ihm einen Stuhl dicht bei dem Feuer an. Da war es sehr warm. Die Prinzessin sprach kein Wort. Das brachte den Freier etwas in Verlegenheit. Als sie sich beide eine Weile stumm gegenübergesessen hatten, sagte er, um das Gespräch in Gang zu bringen: „Was ist das hier warm!" — „Ja," antwortete die Prinzessin, „aber in meinem Herzen ist es noch viel wärmer." Da sah er sie ganz dumm an und wußte nicht, was er darauf erwidern sollte, und sogleich winkte sie ihm, er sollte sich verziehen.

Der zweite Bruder hatte nicht mehr Glück; und nun kam die Reihe an Hans. Er nahm seine Tasche mit allem, was drin war, mit hinein; er mußte auch bei dem mächtigen Feuer Platz nehmen und fing bald an zu schwitzen; da sagte er auch: „Was ist das hier warm!" — „Das ist es," sagte die Prinzessin, „aber doch nicht halb so warm wie in meinem Herzen." — „So?" sagte Hans, und holte den toten Vogel aus der Tasche, „dann kann ich wohl diesen Vogel drin braten?" — „Nein," sagte sie, „dann liefe das Fett heraus." — „Da hat's keine Not," sagte Hans, „hier hab' ich einen Zapfen, den kann ich hineinschlagen, sieh mal hier!" — „O," erwiderte sie, „aber dann würde es bersten!" — „Nun, dann nehme ich das Eimerband hier und schlage es drum," sagte Hans. Da fiel der Prinzessin nichts Rechts mehr ein, und sie rief wütend: „Du scheinst auch von allem Schweinsdreck was zu haben!" — „Richtig!" sagte Hans und holte den „Swinskœtel" aus

der Tasche. Da war die Prinzessin geschlagen und rief ganz außer sich: „Vater! Vater! es ist verloren!" — „Nein!" sagte Hans, „gewonnen, worum die andern alle die vergebliche Reise gemacht haben." Jeder sah nun, daß dem dummen Hans die Hand der Königstochter gehörte und sie sich mit ihm vermählen mußte. Das geschah auch. Und als der alte König starb, erbte der dumme Hans das Reich und machte seine beiden Brüder zu seinen Ministern, und sie lebten noch lange glücklich miteinander.

Noch ein Märchen von der Krönlnatter



s lebte vor langer Zeit, als du, mein Kind, noch den Pfeifeltern nachflogst, eine kreuzbrave Dirne, die bei einem Bauern im Dienste war. Sie tat treu und redlich ihre Pflicht, sah auf die Sache und das Vieh ihres Dienstherrn und arbeitete von früh morgens bis spät abends. Im Hause, in dem sie Ehehalt (Dienstbote) war, wohnte auch eine Krönlnatter. Das scheckige Würmchen, das ein hellglänzendes Krönlein auf dem Kopfe trug, hielt sich in einer Mauerritze des Stalles auf und ließ sich selten sehen. Die meisten Eingehäusen wußten nur deshalb, daß eine Krönlnatter im Hause sei, weil sie ihr wunderschönes Singen oft hörten. So oft aber die brave Dirne in den Stall kam, um die Kühe zu melken, fand sich auch die Krönlnatter ein. Es war ein herziges Tierlein und hatte glänzende schwarze Äuglein, mit denen es die Magd gar bittend und klug ansah. Da dachte sich dann die Dirne: ich weiß schon, was du möchtest, und goß ein wenig Milch in ein irdenes Schüsselchen und gab sie dem Tierchen zu trinken. Da hättest du die Natter sehen sollen, wie sie ihr Zünglein spielen ließ und die weiße warme Milch gierig einschlürfte. Wenn sie dabei ihr Köpfchen wendete, schimmerte das Krönlein wie eitel Gold, daß einem hätte das Sehen vergehen mögen. War das

Schüsselein geleert, nickte die Natter mit ihrem Köpfchen, daß das Krönlein hellauf funkelte, wie der Tau im Sonnenschein, und schlüpfte in die Ritze der Mauer.

Die Dirne hatte ihre Freude an dem Tierchen und gab ihm morgens und abends Milch, und tat das um so lieber, als sie sah, daß die Natter Glück und Segen brachte. Denn seitdem die Krönlnatter Milch bekam, waren die Kühe immer gesund und gaben viel mehr Milch, als früher. So ging es lange Zeit und nichts kam dazwischen. — Eines Abends aber, als die Natter wieder im Stalle war und ihre Milch trank, kam der Bauer dazu, der ein rechter Geizhals war, und sah es. Alsogleich fing er an zu schelten und zu toben, wie ein wildes Tier, nannte die brave Magd eine Schelmin und machte ihr die bittersten Vorwürfe. Das arme Mädchen schluchzte, daß ihm die Tränen nur so die Wangen hinunterliefen, und sagte, das sei doch nichts Böses, wenn sie dem Tierchen den Tropfen Milch abgäbe, das bringe doch Glück. Aber der Bauer hörte nicht drauf und schrie: „Ich kann eine Dirne, die so wirtschaftet und die Milch den Würmern gibt, nicht brauchen. Nimm deine Hadern und packe dich aus meinem Hause!" Die arme Magd mochte sagen und tun, was sie wollte, er bestand auf seinem Worte. Da ging die Dirne weinend in ihre Kammer, schnürte ihre Kleider zusammen und ging aus dem Hause. Bevor sie aber auf immer Abschied vom Hofe nahm, ging sie in den Stall, um noch einmal die lieben Kühe zu sehen. — Wie sie dort stand, und es ihr schwer ankam, von den Tieren, die ihre Stimme kannten und so oft ihre Hand geleckt hatten, zu scheiden, kroch plötzlich die Krönlnatter daher, machte vor der Dirne Halt und schüttelte das funkelnde Krönlein vor sie hin. In einem Hui war dann das Tierlein durch die Stalltüre hinaus und nie wieder gesehen. Die Dirne nahm das schöne Krönlein, das ihr die Natter aus Dankbarkeit gebracht hatte, zu sich und kehrte zu ihrer Mutter, die eine Einhäuslerin war, zurück.

Und wie ist es dem braven Mädchen weiter ergangen? Ganz gut, denn das Krönlein macht jeden, in dessen Besitz es ist, steinreich. Der Bauer hatte aber, seitdem die Krönlnatter aus dem Hause

war, kein Glück mehr. Seine Wirtschaft ging zurück und er kam später von Haus und Hof. So wurde seine Unbarmherzigkeit und sein Geiz bitter bestraft.

Waldweibchen



Dicht bei einem großen Walde stand ein einsames Haus. Darin lebte eine Frau mit ihrem einzigen Kinde, einem kleinen Jungen. Einmal, am Johannisabend, wollte die Mutter in die Stadt gehen, um da einzukaufen. Ehe sie fortging, sagte sie zu ihrem Jungen, er sollte ja nicht aus dem Hause gehen, im Walde wären Waldweibchen, die spukten diesen Abend; und wenn er artig wäre, dann wollte sie ihm auch einen schönen Pfefferkuchen mit bringen. Dann schloß sie vorsichtshalber noch die Haustür zu und ging fort, vergaß aber, auch das Fenster zuzumachen.

Der Junge stellte sich an das offene Fenster und schaute hinaus. Auf einmal sah er einen wunderschönen Vogel mit glänzenden grün- und goldenen Federn vorbeifliegen. Da war im Nu vergessen, was die Mutter gesagt hatte; er sprang zum Fenster hinaus und lief dem Vogel nach, so schnell er konnte. Der flog aber dem Walde zu und dann immer tiefer hinein. Der Junge immer hinterher und sah ihn zuletzt in einem alten, halbzerfallenen Turm verschwinden, an dem eine steinerne Treppe hinauf auf die Plattform führte.

Eben wollte er eine Tür, die er unten fand, öffnen, da tat sie sich schon von selbst auf. Er ging hinein und kam in einen großen Saal. Da stand auf einer langen Tafel eine Menge silbernes Geschirr, mit herrlich duftendem Braten und andern guten Dingen angefüllt. In den Ecken aber lagen große Haufen Goldes, und an der Wand hing ein Käfig mit einem grauen Vogel darin.

Der Junge wollte sich gleich von den leckeren Speisen nehmen, da rief ihm der graue Vogel zu:

„Laß das sein!
Es ist nicht dein;
Es gehört dem Zwerge
Drüben am Berge."

Dann kam er aus dem Käfig herausgehüpft und hatte ein Stück Brot im Schnabel, das ließ er dem Jungen in die Hand fallen und sagte: „Das iß!" Aber der Junge schob das Brot beiseite und langte nach den schönen Gerichten in den silbernen Schüsseln. Ganz wunderbar war es dabei, daß es gar nicht weniger wurde; so viel er davon nahm, so viel war auch immer gleich wieder da. Mit einem Male kam es tripp trapp die Steintreppe herunter; das war der Zwerg. Schnell verkroch sich der Junge unter dem Tischtuch, das bis zur Erde hinabhing. Der Zwerg trat ein und wollte auf den Lehnstuhl klettern, der vor dem Tische stand. Ein paarmal fiel er dabei wieder herunter, weil er allzu klein war; denn er war noch nicht einmal so groß wie dem Knaben seine Stiefel. Zuletzt kam er glücklich hinauf und fing nun an zu essen. Unterdessen schlich sich der Junge in eine Ecke und stopfte sich heimlich die Taschen voll Gold. Zuletzt merkte es der Zwerg aber doch. „Ei, du kleiner Racker!" rief er, „komm nur her, ich tu' dir nichts." Aber der sprang schnell auf, nahm ein silbernes Messer vom Tisch und stieß es dem Zwerge in die Brust. In demselben Augenblick aber gellte ihm ein höhnisches Lachen in die Ohren, und statt des Zwerges stand ein häßliches altes Waldweibchen vor ihm. Das Waldweibchen verwandelte sich alsbald in ein Pferd und den Jungen in eine wilde Katze; und das Pferd nahm die Katze auf den Rücken und lief damit fort.

Inzwischen war die Mutter aus der Stadt zurückgekehrt und hatte sich nicht wenig erschrocken, als ihr Junge nicht da war. Sie suchte jeden Winkel drinnen und ums Haus herum nach ihm ab und bemerkte dabei die Fußstapfen im Gras und Moos; da dachte sie gleich, daß er in den Wald gelaufen wäre. In einer Hast und Angst lief sie nun den Fußspuren nach ins Holz hinein.

Sie war noch nicht weit, da kam ihr schon das Pferd mit der Katze auf dem Rücken im schnellsten Lauf gerade entgegen; nebenher aber flog der graue Vogel und rief:

> Geschwind, geschwind,
> Errette dein Kind!"

Da faßte die Mutter das Pferd bei der Mähne, klammerte sich mit der einen Hand daran fest und riß mit der andern die Katze herunter und drückte sie fest an ihre Brust. Doch jetzt wurde die Katze zu einem Adler. Da rief der graue Vogel, der immer noch nebenher flog:

> „Der Aar, der Aar,
> Das ist dein Kind fürwahr!"

Der Aar schlug wild mit seinen Flügeln um sich, aber die Mutter hielt ihn krampfhaft fest und lief mit ihm fort, immerzu, bis sie aus dem Walde heraus war. Da fiel sie ohnmächtig nieder. Als sie wieder zu sich kam, lag sie vor ihrem Hause und hatte ihr liebes Kind in den Armen, das sie glücklich wieder erlöst hatte.

Griseldele



Es war einmal ein armes altes Bäuerlein, das hatte drei Töchter und die jüngste davon hieß Griseldele.

Das Griseldele war viel schöner als seine Schwestern und so brav und fleißig, daß jeder Mensch sich darüber freute. Sie mußte immer in den Berg gehen und hüten, war aber mit dem Hüten allein nie zufrieden, sondern nahm sich immer noch eine andere Arbeit mit, um nie müßig zu sein. Unten am Berge stand ein Grafenschloß, darin lebte ein junger Graf, der noch unverheiratet war und eben daran dachte, wen er etwa zur Gräfin ausersehen sollte. Er sah das Griseldele alle

Tage in den Berg fahren und wunderte sich nicht nur über ihre Schönheit, sondern auch über ihren Fleiß und ihre Sittsamkeit. Da kam ihm denn einmal in den Sinn, das Mädchen solltest du zur Gemahlin nehmen, eine bessere findest du nicht, soweit der Himmel blau ist. Und nicht lange, so entschloß er sich, das Griseldele zu seiner Frau zu nehmen. Er ließ alles zur Hochzeit richten, sagte aber keinem Menschen etwas, wen er sich zur Braut ausersehen habe. Als alles in Ordnung war und zur Hochzeit nichts mehr fehlte als die Braut, da ließ er seinen Wagen anspannen, und als die Kutsche zur Abfahrt bereit stand, hieß er alle weggehen, denn er wollte nicht, daß jemand sah, wo er sich die Braut herholte. Als alle wegwaren, trug er schöne Frauenkleider in den Wagen, setzte sich auf und fuhr nach der Gegend, wo das Bäuerlein mit den drei Töchtern wohnte. Das Haus selber aber stand nicht am Wege, sondern ein Stück abseits. Da bog er nun von der Straße ab und fuhr dem Hause zu. Der Bauer, der eben vor dem Hause Holz spaltete, wunderte sich über die Kutsche, die daher kam, und dachte, „der hat schön den Weg verfehlt, ich muß ihm doch sagen, daß er umkehrt." Augenblicklich legte er die Hacke beiseite und lief der Kutsche entgegen. Schon von weitem winkte er mit dem Arm, daß der Fuhrmann umkehren solle, und als er nahe kam und den Herrn sah, sagte er: „Fahren Sie nur gleich zurück. Sie sind ganz auf dem falschen Weg; da kommen Sie ja nirgends hin als zu meiner Hütte." Der Herr lächelte und sagte kurz: „O nein, Vaterle, ich bin schon auf dem rechten Weg." Hiermit gab er den Rossen einen Schmatz und fuhr noch viel lustiger durch als früher. Das Bäuerlein kehrte auch wieder um und lief der Kutsche nach. Als der Herr beim Hause angekommen war, wartete er auf den Bauern und fragte ihn, ob er nicht drei Töchter habe. „Drei Töchter hab' ich wohl," antwortete er. „Nun, so heiße sie herausgehen." Das Bäuerlein wunderte sich sehr, was der Graf von den drei Töchtern wolle, aber er fragte nicht, ging hinein und holte die Töchter. Da kamen die beiden älteren heraus in ihrem griselten Gewand, das sie immer anhatten; der Graf sah, daß die rechte nicht drunter war, und fragte: „Hast du nicht noch eine? du hast

ja gesagt, du habest drei. Wo ist denn die dritte, daß sie sich nicht sehen läßt." Das Bäuerlein sagte: „Das Griseldele hat wohl auch mit herabgehen sollen; es ist mir aber um alles in der Welt nicht gegangen, weil es sich grad so viel geschämt hat." — „Heiße sie nur doch herausgehen; ich muß sie durchaus sehen, und möchte sie so schlecht gekleidet sein wie sie wolle." Der Bauer ging hinein, sie zu holen, und endlich kam das Griseldele im griselten Kittel heraus. Sie scheute sich so vor dem fremden Herrn, daß sie brennrot war im ganzen Gesicht. Aber dem Grafen gefiel sie gerad so weit besser.

Er erkannte sogleich, daß es die sei, die er schon lange gewünscht, und fragte sie, ob sie seine Frau werden wolle. Weiß man wohl, daß sie anfangs meinte, es sei nur Spaß und der gräflich Gnaden habe sie zum besten. Wie er aber ein paarmal dieselbe Frage wiederholte und ihr hoch und teuer versicherte, daß es sein voller Ernst sei und die Leute schon auf die Hochzeit warteten, da fing sie an, es nach und nach zu glauben, und stotterte ein geschämiges Ja heraus. Der Graf dankte ihr über und über und bat sie nur, ihm zu versprechen, daß sie ihm immer gehorsam sein wolle, und Griseldele versprach es von Herzen gern. Nun gab er ihr die schönen Kleider aus dem Wagen und sagte, sie sollte jetzt das griselte Kittele wegwerfen und das seidene Gewand dafür anziehen. Da ging das Griseldele in ihr Kämmerlein, und als es in den seidenen, goldgestickten Kleidern herauskam, da leuchtete seine Schönheit erst recht, und der Graf sah wohl ein, daß er nicht nur die bravste, sondern auch die schönste Braut gefunden habe. Er gab nun ihrem Vater und den zwei Schwestern reiche Geschenke, damit sie doch zufrieden seien, weil er sie nicht zur Hochzeit laden wollte. Dann hieß er das Griseldele einsteigen, kehrte um und fuhr lustig in sein Schloß. Als er in den Hof kam, lief alles an den Wagen, um die unbekannte Braut zu sehen. Jedermann wunderte sich über ihre Schönheit, aber kein Mensch getraute sich, den Grafen zu fragen, wo er sie hergeholt habe. Das Griseldele wußte nicht, wie ihm war unter den vielen vornehmen Leuten, und wenn es nicht den Grafen sogleich liebgewonnen hätte, so hätte es sich über neunundneunzig Jöcher weggewünscht.

Nun wurde die Hochzeit mit aller erdenklichen Pracht gefeiert, und der Graf und das Griseldele lebten von nun an als Mann und Weib in Frieden und Liebe beisammen. Nach zwei Jahren schickte ihnen der Herr ein Kindlein zu, und das war ein Mädchen. Kaum war das Kind auf der Welt, da trat der Graf zum Griseldele hin, bemühte sich, ein finsteres Gesicht zu machen, und sagte: „Jetzt gib mir nur sogleich das Kind, damit ich es in den Ziggel werfe und die Leute nichts davon erfahren. Ich muß mich ja lange schämen, daß ich dich zur Frau genommen habe; und wie müßt mir's erst zuschlecht sein, wenn ein Kind aus dieser Ehe mein Erbe werden sollte." Wie weh die Rede und das Verlangen des Grafen dem Griseldele taten, das kann man sich wohl denken. Sie sagte aber kein Wort, drückte dem Gemahl zuliebe ihren Schmerz in sich, bekreuzigte und küßte das Kind und gab es ihm. Er nahm es, setzte sich damit in eine Kutsche und fuhr weit fort zu Verwandten. Diesen gab er das Kind und trug ihnen auf, es standesgemäß zu erziehen und ihm in der Taufe den Namen Maria zu geben. Als er alles in Ordnung hatte, fuhr er wieder heim, ging zu seiner Gemahlin und sagte: „Jetzt wird wohl kein Mensch mehr etwas erfragen davon, weil ich es heimlich in den Ziggel hinabgeworfen habe." Der Griseldele ging bei diesen Worten wieder ein Stich durch das Herz, und sie hätte bittere Tränen weinen mögen; drückte aber ihren Schmerz gewaltsam in sich und ertrug alles voll Demut aus Liebe zu ihrem Herrn.

Nach weiteren zwei Jahren bekamen sie wieder ein Kind, und das war ein Knabe. Kaum war es auf der Welt, so kam der Graf zur Gräfin, machte ein finsteres Gesicht und sagte: „Jetzt gib mir nur sogleich den Buben, daß ich ihn in den Ziggel werfen kann. Ich bin so vor den Leuten nimmer sicher, weil ich dich geheiratet habe. Was würden sie erst sagen, wenn ich ein Kind, das dir so gut gehört wie mir, als meinen Erben aufziehen wollte." Griseldele sagte wieder kein Wort, nahm das Knäblein, bekreuzigte und küßte es und reichte es ihm hin. Er ging damit fort, setzte sich in eine Kutsche und fuhr zu den Verwandten, zu denen er auch das Mädchen gebracht hatte. Diesen übergab er

das Kind und bat sie, es standesgemäß zu erziehen und ihm in der Taufe den Namen Johann zu geben. Dann fuhr er heim, ging zur Gräfin und sagte: „Ist gut, daß der Bube jetzt im Ziggel liegt, damit doch die Leute nichts davon erfahren.“ Griseldele sagte wieder nichts, so tief ihr auch seine Worte in der Seele weh taten.

Der Graf fuhr öfters hin, zu sehen, wie es den Kindern ginge, sagte ihnen auch, als sie es verstehen konnten, daß er ihr Vater sei, hatte eine große Freude, als er sah, daß sie kräftig heranwuchsen und er ihretwegen nicht die geringste Sorge zu haben brauche. Griseldele erfragte nie etwas von ihren Kindern, dachte aber oft mit Schmerz daran, wie schön es wäre, wenn die zwei Kinder noch am Leben wären! Sie ließ aber nie ein Wort der Klage hören, sondern ergab sich geduldig und demütig in ihr Geschick.

Darüber vergingen wieder mehrere Jahre, da kam der Graf einmal zu Griseldele und sagte: „Jetzt hilft es nichts mehr, du mußt aus dem Schloß. Das Volk murrt gegen mich, daß ich dich geheiratet habe. Wenn ich Frieden haben will, so müssen wir uns trennen. Geh du wieder heim, lege dein griseltes Kittele an und schicke das gräfliche Gewand zurück.“ Griseldele erschrak über diesen Befehl, wurde aber nicht zornig, sondern nahm Abschied von ihrem Gemahl, als ob er ihr immer nur Gutes getan hätte. Schweigend verließ sie das Grafenschloß und machte sich auf den Weg der Heimat zu. Endlich kam sie in dem Bauernhäuslein an und war froh, daß sie dem Vater ihr Herzeleid klagen konnte. Sie bat ihn dann, er möge sie wieder bei sich behalten, sie wolle gern alle Arbeit tun und sich nicht ankommen lassen, daß sie einmal etwas anderes gewesen sei als das arme Griseldele. Der Vater sprach ihr Trost zu, hieß sie dableiben und sagte

„Leg nur an das griselte Kittele
Und iß mit mir ein Überschüttele.“

Griseldele tat nun wieder ihr griseltes Kittele an und schickte die kostbaren seidenen Kleider dem Grafen ins Schloß zurück. Sie lebte wieder wie früher bei bäurischer Arbeit und ländlicher Kost,

und wenn sie auch mit Liebe und Sehnsucht an ihren Gemahl zurückdachte, so hoffte sie doch niemals wieder zu ihm zurückzukehren. Da bekam sie einmal von ihrem Gemahl einen Brief, darin hieß es, sie solle allsogleich in das Schloß kommen und alle Böden spülen, denn es müsse alles gesäubert werden, weil er aufs neue Hochzeit halten und sich mit einer Braut vermählen wolle, die so schön sei als die Sonne. Griseldele besann sich keinen Augenblick, ging in das Schloß, rutschte dort im griselten Kittel auf allen Böden herum und spülte wie die gemeinste Bauernmagd. Als sie alle Böden im ganzen Schloß gespült hatte, kam einmal der Graf zu ihr und sagte: „Jetzt will ich gehen meine Braut holen, und wenn ich nun Hochzeit halte, so sollst du allein mir aufwarten.“ Griseldele sagte kein unwilliges Wort und wünschte ihm Glück zur Reise. Der Graf wandte sich schnell ab, damit sie nicht sah, daß ihm die Augen naß wurden.

Als der Hochzeitstag gekommen war, saß neben dem Grafen ein schönes junges Mädchen, und auf der anderen Seite saß ein schöner Jüngling, und Griseldele wartete dem Grafen auf, wie er es befohlen hatte. Da fragte er sie: „Wie gefällt dir meine Braut?“ Sie antwortete: „Sie gefällt mir gut; nur wünsche ich, daß sie Euch immer gefallen möge bis an Euer Ende.“ Als sie wieder hinausgegangen war, sagte der Graf zu seinen Kindern „Jetzt dürft ihr mich Vater heißen, und diese, die eben aufgetragen hat, sollt ihr, wenn sie wieder hereinkommt, als eure Mutter begrüßen. Sie hat ihre Probe ausgehalten und lange gelitten. Jetzt aber soll des Leidens ein Ende sein, und wir wollen alle ein freudiges Leben führen.“ Und als nun Griseldele das nächste Mal hereinkam, sprach er zu ihr: „Kennst du diese beiden nicht? Sieh sie dir genau an. Die du da siehst und für meine Braut hältst, ist unsere Tochter, die ich von dir genommen habe, und der Jüngling neben mir ist unser Sohn.“ Da sprangen die beiden auf und begrüßten sie als ihre Mutter und fielen ihr um den Hals. Und der Graf begrüßte sie als seine liebe Gemahlin und sagte: „Ich habe nie eine andere heiraten wollen, jetzt bleibst du bei mir im Schlosse, und wir halten treu zusammen, bis der Tod uns trennen wird.“ Und nun mußte sie ihre

gräflichen Kleider wieder anziehen und sich neben ihn an die Tafel setzen; jetzt wurde die Hochzeit mit Ernst gefeiert, und Griseldele hatte von nun an keinen schlimmen Tag mehr, sondern nur frohe und glückliche.

Der Wassermann



Es war einmal ein Ritter, der wohnte mit seiner Schwester auf einem schönen Schlosse in den Bergen. Er hatte weiter keine Geschwister, und die beiden hatten sich sehr lieb. Wenn er auf die Jagd ging, dann ging die Schwester allemal um die Zeit, wo er bald wieder kommen mußte, in den Garten und auf die Wiesen und band einen Kranz; damit ging sie ihrem Bruder entgegen und setzte ihm den Kranz auf. Eines Tages war er auch wieder auf die Jagd gegangen und sie zum Blumenpflücken und ging immer für sich hin, ohne auf den Weg zu achten. Dabei kam sie auf eine Wiese, an der floß ein kleiner Bach her. Als sie Blumen genug hatte, setzte sie sich unter einen Baum und fing ihren Kranz an zu winden.

Dabei merkte sie gar nicht, wie der Bach immer größer wurde. Erst wie das Rauschen immer stärker wurde und das Wasser sie schon ganz umfloß, erschrak sie und sah auf. Da stand ein fremder Mann vor ihr, mit langem Bart und großem Mantel, und sagte: „Lange habe ich schon auf dich gelauert, diesmal entgehst du mir nicht," und dabei grinste er sie an und zeigte seine scharfen spitzen Zähne. Sie wollte fortlaufen, aber das Wasser war schon überall um sie her, und der Mann faßte sie, schlug seinen Mantel um sie und trug sie in seine Höhle, so viel sie auch schrie und sich sträubte. Er behielt sie bei sich und brachte ihr bunte Blumen und schöne Steine und sagte, sie solle ihm gut und lieb sein und seine Frau werden, aber ihr grauste von dem Wassermann,

und sie wies ihn immer ab und war froh, wenn er fort war. Jedesmal aber, wenn er wegging, ließ er eins von seinen Tieren zur Wache bei ihr.

Unterdessen war der Ritter von der Jagd zurückgekehrt, und als ihm diesmal seine Schwester nicht entgegen kam, wurde es ihm gleich bange. Er ging rasch ins Schloß und rief, aber sie antwortete nicht. Er ging von Zimmer zu Zimmer, auch da war sie nicht, und keiner von den Leuten wußte, wo sie war. Da war er ganz verzweifelt, nahm seine Flinte und gelobte sich, nicht eher wieder nach Hause zu kommen, als bis er seine Schwester wiedergefunden hätte oder wüßte, wo sie wär. Er ging und ging, bis er endlich an einen Wald kam, um den eine dichte Hecke wuchs, und von dem die Leute schon lange sagten, daß es darin nicht richtig wär. Aber es war ihm jetzt ganz einerlei, wohin er kam, und was ihm begegnete; er ging in dem Walde immer weiter fort und wußte nicht, wie lange er schon gegangen war, da kam er auf eine Wiese, durch die floß ein kleiner Bach; nur für einen Augenblick setz' ich mich unter den Baum da, dacht' er. Da kam aus dem Gehölz eine Hirschkuh und wollte in dem Bache trinken. Er hob die Flinte und wollte schießen, da rief eine Stimme über ihm: „Schieß nicht!" Er guckte in die Höhe, da war aber kein Mensch zu sehen und zu hören, nur lauter lange Nasen, die streckten sich aus den Bäumen hervor und bewegten sich immerzu. Das ist doch zu sonderbar, dachte er, ließ die Flinte sinken und folgte der Hirschkuh, die ins Holz zurückgesprungen war. Als er ihr eine ganze Zeit nachgegangen war, verschwand sie auf einmal. Aber da sah er vor sich eine Höhle, er ging hinein, eine alte Frau saß darin, und ihr zu Füßen duckte sich die Hirschkuh. Die Alte fragte ihn, wo er herkäme, und was er hier im Walde suchte. Da erzählte er ihr das Unglück mit seiner Schwester und bat sie, ihm zu raten und zu helfen. „Weil du meiner Kuh nichts zuleide getan hast, so will ich dir helfen," sagte die Waldfrau, „aber erst setz' dich, ruh dich aus und iß was." Da wurde es ihm etwas leichter ums Herz, und er konnte von den Speisen essen, die sie ihm vorsetzte. Währenddem ging sie vor die Höhle mit einem Horn und blies; und da kamen von allen Seiten die Tiere des

Waldes herbei. Als sie alle beisammen waren, fragte die Herrin sie, ob keins was gesehen oder gehört hätte, wo die Schwester des Ritters geblieben wäre, und beschrieb ihnen alles ganz genau. Aber nein, keins von den Tieren wußte etwas davon, und der Ritter, der dabei stand, wurde schon ganz verzagt, da kam noch eine Fischotter angelaufen, die kriegte aber erst mal Schelte von der Waldfrau, daß sie so lange geblieben war, und dann wurde ihr dieselbe Frage vorgelegt wie den andern Tieren. Und die Fischotter war sehr stolz, sie wußte was: „Als ich mir gestern drüben im Bache Fische suchte, da kam auf einmal der Wassermann daher und hatte ein schönes Mädchen, das hatt' ich vorher schon gesehen, wie es unter einem Baume saß und einen Kranz machte. Wie er es aber in seine Höhle trug, machte ich mich weg, weil ich dachte, er würde mich sehen."

Nun befahl die Waldmutter ihren Tieren, sie sollten einen Damm bauen, daß der Bach einen andern Lauf bekäme; dazu wäre jetzt gerade die beste Zeit, weil der Wassermann verreist wäre zu seinem Bruder. Da waren gleich alle Tiere sehr willig und machten sich eifrig an die Arbeit, denn sie haßten den Wassermann, der hatte schon manchmal sein ganzes Wasser zusammengerafft und ihr Land überschwemmt. Der Ritter kehrte einstweilen wieder auf sein Schloß zurück, kam aber alle Tage zu der Waldfrau hinaus um zu hören, wie weit die Tiere mit dem Damm wären, und die Alte schickte ihm jedesmal die Hirschkuh entgegen, daß er den Weg finden konnte. Als die Tiere den Damm fast fertig hatten, merkte es die Schlange, die der Wassermann als Wache zurückgelassen hatte, und floß mit dem Wasser zum Wassermann hin und sputete sich, was sie konnte, und meldete ihm, was geschehen war. Da sprang der sogleich auf und hin — aber es war schon zu spät; ehe er ankam, war das Wasser schon abgedämmt, und sein Wüten und Toben half ihm nichts, er mußte es geschehen lassen, daß der Ritter seine Schwester aus der Höhle befreite, und er selber mußte sich eine andere Höhle machen. Die beiden Geschwister aber wußten sich nicht zu lassen vor Glück und Freude, daß sie sich wieder hatten, eilten zu der Waldfrau und sagten ihr tausend Dank für die Errettung und kehrten auf ihr Schloß zurück.

II



Vor vielen, vielen hundert Jahren hatte in einem Teiche, der in den Wäldern lag, der Wassermann seinen schönen Kristallpalast. Einstmals gingen ein paar Mädchen da vorbei, die wollten trockenes Holz holen. Beide waren flink, jung und hübsch. Als sie über den Teichdamm kamen, stieg aus dem Wasser halb heraus ein Mann, mit grünem Haar, von dem das Wasser nur so troff; sein Gesicht sah freundlich und gut aus; ja die Mädchen, obgleich sie sich erst erschreckt hatten, freuten sich über ihn. Das ging aber alles so geschwinde, daß man's kaum sagen kann. Der Mann hatte eine Rolle Band in der Hand, das glänzte und spielte in allen Farben. Er wickelte es los und ließ es vom Winde den Mädchen übers Wasser zuwehen. Als das Ende den Damm erreichte, wo die Mädchen noch stutzig standen, winkte er ihnen, sie sollten das Band fassen. Das älteste Mädchen, das so recht putzsüchtig war, griff gleich zu. Da wurde es aber im Augenblick an dem Band, das es nicht wieder loslassen konnte, in das Wasser hinabgezogen, und mit ihm verschwand auch der Wassermann in dem Teich. Das andere Mädchen auf dem Teichdamm hatte es nicht verhindern können und lief nun, was es laufen konnte, nach Haus und erzählte dem Vater der Geraubten, was geschehen war. Das war ein alter Bergmann, der machte sich gleich auf mit seinen sieben Söhnen, die auch Bergleute waren; jeder mußte Kratze und Trog und Axt mitnehmen und fort ging's nach dem Teiche. Wie sie aber hinkamen, hörten und sahen sie nichts von dem Mädchenräuber. Sie sahen so lang, sie sahen so tief in den Teich, konnten aber nichts finden. Da sprach der Vater: „Kommt, laßt uns den Damm durchgraben, daß das Wasser aus dem Teiche fließt, dann werden wir auch den Dieb darin finden." Mit aller Kraft und Eile machten sie sich an die Arbeit, und in kurzem floß das Wasser schon durch die Rinne und half den Damm durchbrechen. Das Wasser im Teich nahm zusehends

ab, und schon sah die Spitze eines Kristalldaches heraus, und noch immer arbeiteten die acht. Endlich konnten sie es dem Wasser allein überlassen, den Damm zu durchbrechen, gingen mit ihren Äxten an den Berg und hieben große Tannenbäume um, die prasselten mit Gekrach den steilen Abhang hinunter, wurden vollends auf den Teichdamm gezogen und dann in den Teich auf das Dach geschoben, das immer mehr zum Vorschein kam. So war bald die Brücke dahin gelegt, und der Älteste der Söhne ging mit der Axt im Arm darauf hin. Da stand er nach wenigen Schritten oben auf dem Palast, wo der Wassergeist hauste, und schaute hinab in die Räume. Da sah er grade, wie seine geraubte Schwester in den Armen des Unholds zusammenschrumpfte und dann in eine gläserne Flasche getan wurde, deren Öffnung der Wassermann verschloß. Augenblicklich schlug der Bergmann das Dach mit seiner Axt ein; da fing es in der Tiefe furchtbar zu donnern an, und dabei stieg der Wassermann wie ein blauer Nebel aus dem zertrümmerten Dache in die Luft und verschwand darin. Zwei von den Brüdern. die am mutigsten waren, stiegen hinein in den Kristallpalast und eilten gleich zu der gläsernen Flasche, da fanden sie ihre Schwester in ein kleines Herz verwandelt, das aber noch schlug. Der eine der Brüder nahm die gläserne Kapsel von der Flasche, und in dem Augenblick stieg eine kleine Flamme aus dem Gefäß empor, die wurde immer größer, nahm dann menschliche Gestalt an und wurde endlich wieder die Schwester wie sie leibte und lebte. Im Triumph nahmen die Brüder das überglückliche Mädchen und trugen es aufs Trockne. Oh, wie freuten sich alle, wie freute sich das Mädchen, wie ging es aus einem Arm in den andern, und der Jubel über die Rettung nahm kein Ende. Alle dankten Gott innig dafür. Als es aber ein wenig wieder zu sich gekommen war, sagte das Mädchen, ihre Brüder möchten sich auch derer erbarmen, die noch da unten in ebensolchen Flaschen schmachteten. Da gingen zwei und zwei der Brüder hinunter in das Haus des Wassermannes; jeder rettete ein Mädchen und trug es aufs Trockne, es sind sieben wunderschöne Weibsbilder gewesen. Als man nun dachte, alles, was Leben

hatte, wäre nun aus dem Palast gebracht, da sagte der Vater, nun wär's das beste, wenn sie dem Wassermann sein Haus in Stücken schlügen. Das geschah. Ein jeder aber, der daran mit geholfen hatte, nahm ein Stück von der Kristallwand mit heraus. Dann verließen alle den Teich und jeder der Brüder faßte das Mädchen an, das ihm am besten gefiel; acht waren hingegangen voll Trauer und Herzeleid, sechzehn kamen wieder zurück voll Jubel und Fröhlichkeit.

Kurze Zeit danach wurde ein Hochzeitsfest gehalten, wie es seit der Zeit im Orte nicht wieder vorgekommen ist; denn das gerettete Mädchen wurde mit seinem Bräutigam, und die sieben Brüder mit ihren geretteten Bräuten auf einen Tag getraut. Als am Abend die ganze Hochzeit in einem großen Hause versammelt war, kam das Gespräch wieder auf die wunderbare Rettung, und da wollte man den fremden Gästen auch Schein und Beweis davon geben. Darum holte ein jeder der glücklichen jungen Hochzeiter das Stück Wand her, das er sich vom Wassermannspalast abgeschlagen hatte. Da aber gab es neues Verwundern und Jubeln; denn die großen dicken Eisplatten hatten sich in schweres Silber verwandelt, und dadurch war die ganze große Familie mit einem Schlage reich geworden.

Der falsche Wassermann aber hat sich seit der Zeit nie wieder sehen lassen.

Die Zwerchpfeife



Es war einmal ein König, der seine Freude an schönen Soldaten hatte. Unter seinen Truppen war aber ein besonders großer und schöner Mann, den er so hoch hielt, daß er ihn nie auch nur einen Tag in Urlaub lassen wollte; dagegen gab er ihm Geld und Essen, so viel er verlangte. Das gefiel dem Soldaten nicht übel, aber er

zechte und verschwendete so über alle Maßen, daß die Schatzkammer des Königs in Zeit von einem halben Jahr kaum noch sechs Batzen übrig behielt. Da sah der König ein, daß dies nicht länger so gehn könnte, und daß er dabei zum armen Mann würde. Er gab dem Soldaten seinen Abschied und dazu einiges Reisegeld, das die alte Königin ihm borgen mußte, und einen Paß. Aber da der Soldat nicht sehr ans Sparen dachte, so war das Geld weg, ehe er sich's versah, und er fand, als er seinen Sack umkehrte, nur noch ein kahles Sechskreuzerstück darin. Wie er nun so dahin schlenderte auf der Landstraße, kamen zwei Reisende desselben Wegs, und die hatten auch zufällig kein Geld mehr. Da sprach der eine: „Da vor uns geht ein Soldat, vielleicht hat der noch etwas übrig. Wir wollen einmal sehen, ob er uns etwas gibt.“ Sagt's und ging zu dem Soldaten und sprach, sie wären arme Reisende, ob er ihnen etwas schenken wollte. „Hätt ich selber was!“ antwortete ihm der Soldat, „da ist mein letztes Sechskreuzerstück; aber komm, wir wollen's teilen.“ Das taten sie in der nächsten Ortschaft, blieben des Tags zusammen und schliefen auch zusammen in einer Herberge. Als der Soldat am andern Morgen von seinen beiden Reisekameraden Abschied nehmen wollte, sprach der eine: „Weil du ein so gutes Herz hast, so wähle dir drei Dinge, und du hast sie.“ Das gefiel dem Soldaten wohl, und er rief lustig: „Dann wähle ich mir vor allem eine große Bärenmütze, wie die Grenadiere sie tragen, und ein Gewehr. Zweitens einen Tornister mit Bandelier und schönen Hosen. Drittens ein Paar schöne Stiefel mit Sporen.“ „Das sollst du haben“, sprach der andre, aber dessen Gesell ärgerte sich, daß der Soldet nichts Besseres begehrte und gab ihm noch eine Zwerchpfeife dazu, welche die Eigenschaft hatte, daß alles tanzen mußte, wenn man sie blies. Dann nahmen sie Abschied, und jeder ging seines Weges. Der Soldat kam nach langem Wandern in ein Königreich, wo das Betteln und Fechten bei Todesstrafe verboten war. Er tat es dennoch und wurde festgenommen und ins Gefängnis gesetzt, doch das machte ihm keinen Kummer, weil er dachte, das werde nicht lange dauern. Und diesmal hatte er sich nicht verrechnet. Es war nämlich ein

verwünschtes Schloß in der Stadt, worin noch niemand eine Nacht überlebt hatte. Der König hätte es aber zu gern bewohnt; darum ließ er den Soldaten vor sich führen und sprach zu ihm: „Höre, ich will dir was sagen: wenn du in dem verwünschten Schlosse schläfst und mir die Geister heraustreibst, dann sollst du nicht nur frei sein, sondern ich gebe dir auch noch meine Tochter zur Frau.“ — „Herr König, damit bin ich zufrieden,“ sprach der Soldat, „wenn Ihr mir nur gut Essen und Trinken mitgeben wollt.“ „Daran soll's nicht fehlen“, antwortete der König. „Auch guten Tabak und eine Pfeife muß ich haben“, sprach der Soldat, und der König versprach ihm das gleichfalls.

Abends wurde der Soldat in das Schloß geführt und die Tür hinter ihm zugemacht, nachdem man ihm Essen, Wein, Tabak, eine Pfeife und Feuerzeug hineingestellt hatte. Er ließ sich's gut sein, aß und trank nach Herzenslust, und dann setzte er sich in einen Sessel und schmauchte, daß es eine Art hatte. Gegen Mitternacht tat es einen greulichen Schlag, die Tür fuhr auf und ein Teufel mit langem Schwanz und großen Hörnern sprang herein. „Aha, du bist ja ein munterer Kerl,“ sprach der Soldat, „wart, ich will dir eins aufspielen.“ Damit setzte er seine Zwerchpfeife an und blies ein Stückchen nach dem andern, und der Teufel tanzte wie besessen, daß seine Hörner an die Decke stießen und sein Schwanz die Stube fegte, bis der dicke weiße Schaum auf ihm stand. Da fing er an zu jammern und rief: „Ich tue dir ja nichts, höre nur in's drei Teufels Namen auf zu pfeifen!“ — „Noch nicht genug gesprungen“, rief der Soldat. „Immer weiter herum!“ Und da sprang der arme Teufel wieder, bis er vor Müdigkeit hing wie ein nasser Lumpen, so daß er meinte, er tanze sich die Seele aus dem Leibe, und daß der Schaum von ihm herunterlief und handhoch im Zimmer stand. Nun rief er wieder mit schwacher Stimme: „Höre jetzt auf, ich kann nicht mehr; ich will ja nie wieder in das Schloß kommen.“ „Dann marsch zum Fenster hinaus“, sprach der Soldat und gab ihm einen Fußtritt, daß er wenigstens fünfzig Schritt weit hinausflog. Darauf machte er das Fenster zu und legte sich schlafen.

Am folgenden Morgen kam der König, um nachzusehn, wie es

dem Soldaten ginge. Er dachte, dem würde es ergangen sein wie allen anderen, die vor ihm in dem Schloß geschlafen hatten; doch er fand ihn im Bett, wo er aus allen Tonarten schnarchte. Da war keiner vergnügter als der König. Er weckte den Soldaten, nahm ihn mit sich in sein Schloß und ließ gleich die Hochzeit halten. Niemand war froher als der Soldat, der jetzt in Saus und Braus lebte, bis sein Sterbestündchen kam. Da befahl er der Prinzessin, daß sie ihn mit seiner Montur und seinem Tornister begraben lassen solle. Die dachte aber, das schicke sich nicht für einen Prinzen und ließ ihn in schöner Uniform mit Orden und Sternen begraben. Doch da fing der Soldat an zu spuken und kam jede Nacht an das Bett der Prinzessin und rief: „Ich will meinen Tornister!, ich will meinen Tornister!" In dem Tornister lag nämlich seine Zwerchpfeife, und er ruhte nicht eher, bis er die hatte. Dann ging er vor die Himmelstür und klopfte an. Sankt Peter schaute durch ein Fensterchen neben dem Tor, zu sehen, wer da sei. Als er aber den Soldaten erblickte, rief er: „Marsch weg, hier darfst du nicht herein! Warum hast du dir damals nicht statt der Montur die himmlische Seligkeit erbeten? Jetzt sieh, wo du unterkommst." „Wenn's nicht anders ist, auch gut", sprach der Soldat und wanderte wohlgemut der Hölle zu. Da kam ihm eine Menge von Teufeln entgegen, aber er hatte keine Furcht, sondern pfiff lustig auf seiner Zwerchpfeife und ging so in die Hölle hinein. Da mußten nun alle Teufel tanzen, was gar possierlich zu sehen war, den Teufeln aber so wenig gefiel, daß sie alle heulten und schrien, er möge doch aufhören. „Jawohl, ich höre auf," sprach er, „wenn ihr mir's schriftlich gebt, daß ihr mich zum Obersten in der Hölle macht." „Das wollen wir ja gern!, das wollen wir ja gern!" schrien die Teufel und setzten alsbald seine Ernennung als Oberst auf. So bekam er eine gute Anstellung in der Hölle, und wenn er nicht abgesetzt worden ist, dann hat er sie noch.

Warum die Hunde einander beriechen, wenn sie sich begegnen



Der König der Tiere lud eines Tages alle seine Untertanen zu einem Feste ein und gab ihnen ein großes Gastmahl. Dabei mußte der Hund mit in der Küche helfen, weil er ein so treues und zuverlässiges Tier ist, und namentlich mußte er die nötigen Gewürze herbeischaffen. Da ging einmal dem Koch der Pfeffer aus, und der Hund wurde zum Krämer geschickt, frischen zu holen, aber er kam und kam nicht zurück, und endlich sandte der Koch ihm einen andern nach, ihn zu suchen; und damit der den rechten fände, der den Pfeffer haben mußte, ließ man ihn am Pfeffer riechen. Der zweite Hund kam aber ebensowenig wieder wie der erste, und so wurden noch andere nachgeschickt bis zum letzten, der da war, und keiner kam wieder; alle suchen noch bis auf diesen Tag den, der den Pfeffer für das Gastmahl des Königs holen soll.

Woher die Feindschaft zwischen Hund und Katze und zwischen Katze und Maus kommt



In alten Zeiten, als die Riesen noch auf Erden wohnten, gab es erst wenig Menschen, und die Riesen kümmerten sich nicht um die und verachteten sie; aber Hund und Katze merkten, daß die Menschen einst die Herren der Erde werden würden und schlossen sich ihnen an. Der Hund ging mit auf die Jagd und trieb das Wild

heran und bewachte seinen Herrn, wenn der schlief. Die Katze hütete Küche und Feld und vertrieb das kleine Getier, das sich da unnütz machte. Und die Menschen waren dankbar und gut zu Hund und Katze und teilten ihre Speise mit ihnen. Als aber die Menschen sich vermehrten und mehr Müh und Not hatten, sich zu ernähren, vergaßen sie die treuen Dienste der beiden Tiere und gaben ihnen bald statt des Fleisches nur noch die Knochen. Da gingen zuletzt Katze und Hund vor Gericht und verklagten die Menschen. Die Richter aber getrauten sich nicht, so einen schwierigen Fall allein zu entscheiden und schickten nach einem ganz alten Mann, der wegen seiner Weisheit weit und breit berühmt war. Der Alte kam und besah erst dem Menschen und dann dem Hunde und der Katze die Zähne und sprach: „Hund und Katze sind mehr zum Fleischessen geschaffen als der Mensch; der soll auch Gemüse essen: Der Mensch muß den Hunden und Katzen ein genügend Teil Fleisch abgeben." Das Urteil wurde auf Pergament geschrieben und den Klägern eingehändigt, damit sie es jederzeit dem Menschen vorhalten könnten, wenn der ihnen einmal wieder ihr Recht verweigern wollte. Froh gingen die Tiere nach Hause. Aber unterwegs sprachen sie zueinander: „Wie fangen wir es bloß an, daß uns der Mensch nicht über unsere Urkunde kommt und sie in den Ofen steckt?" Der Hund meinte: „Wir legen sie unter einen schweren Stein." — „Nein," sagte die Katze, „das geht nicht; wie leicht kann der Mensch sie da finden; und wenn er sie auch nicht findet, so wird sie feucht und verdirbt. Ich will sie in den Hahnenbalken tragen, da ist es hübsch trocken, und dahin kommt auch kein Mensch." Das war der Hund zufrieden, und die Katze kletterte unters Dach und versteckte das Pergament unter einer Latte.

Ein paar Jahre lang taten nun die Menschen nach dem Richterspruch und gaben den Tieren von allem Fleisch, das auf den Tisch kam, ihr Teil ab. Allmählich aber wurden sie nachlässiger, und zuletzt hatten sie den Urteilsspruch des weisen Mannes vergessen, und Hunde und Katzen bekamen wieder nur Knochen. Da wollten sie die Menschen an ihre Pflicht erinnern, und die Katze kletterte unters Dach, um das Urteil zu holen. Als sie aber

oben hinkam, da hatten die Mäuse das Pergament ganz zernagt, und es war nicht mehr zu gebrauchen. So konnten die beiden dem Menschen auch ihr Recht nicht beweisen und müssen sich seitdem immer mit den Knochen abspeisen lassen. Der Hund aber wurde bitterböse auf die Katze, und wo er eine erblickt, fährt er wütend auf sie los; die Katze aber sucht ihre Rache an den Mäusen und verfolgt sie, wie sie nur kann, weil sie die Urkunde zerstört haben. — Warum sind sie denn nicht wieder vor Gericht gegangen? Ja, der alte Mann war in der Zeit gestorben.

Von dem Mann, der die Sprache der Tiere verstand



Es war einmal ein Mann, der war so klug, er verstand sogar die Sprache der Tiere. Aber er hatte eine böse Frau, und so klug er war, mit der konnte er nicht recht fertig werden. Nun hatte er unter seinem Vieh einen Esel, der wurde alle naselang krank und mußte dann im Stalle gehalten und gut gepflegt werden; dafür mußte dann der Ochse um so mehr an die Arbeit. Einmal ging der Mann nach Feierabend über den Hof und hörte, wie im Stalle Ochse und Esel miteinander sprachen; er blieb stehen, da sagte gerade der Ochse zum Esel: „Du hast es doch viel besser; ich muß den ganzen Tag auf dem Felde schwer arbeiten und bekomme kaum mein ordentliches Fressen; du liegst hier im Stall und tust nichts und kriegst das beste Futter!" Da sagte der Esel: „Warum bist du auch so einfältig und läßt dir die schwere Arbeit aufpacken. Mach's wie ich; stell dich krank, dann bleibst du auch im Stall." Am andern Morgen lag der Ochse im Stall und schnaufte und tat, als ob er sterbenskrank wäre. Da befahl der Herr kurzerhand dem Knecht, er sollte den Ochsen im Stall lassen und dafür den Esel anspannen. Und dem half diesmal alle Verstellung

nichts, er wurde ohne Gnade an die Arbeit gekriegt und bekam Hiebe wie noch nie. Da ärgerte sich der Esel, daß er dem Ochsen sein Geheimnis verraten hatte, und als er am Mittag wieder in den Stall kam, war er ganz Gift und Galle und sagte zu dem Ochsen: „Der Herr hat gesagt, wenn du nicht aufstehst, wollt' er dich notschlachten lassen.“ Der Herr aber hatte hinter der Stalltür gestanden und aufgepaßt, und wie er das hörte, mußte er laut auflachen. Das hörte aber seine Frau, und die war auch sehr neugierig und wollte gleich wissen, worüber er so gelacht hätte. Er hätte es ihr auch gern gesagt, um sie nur zufriedenzustellen; aber er durfte nicht. Denn es hätte ihm sonst sein Leben gekostet. Er ging also drüber weg und wollte von was anderm anfangen. Aber nun wurde sie noch neugieriger und bestand darauf, sie wollte es wissen. Und als er ihr's nun rundweg abschlug, fing sie an zu keifen und zu schimpfen, immer hätte er Heimlichkeiten vor ihr und hätte sie gar nicht lieb. Und so ging das nun einen Tag wie den andern, immer wieder quälte sie ihn darum, und ob er ihr auch vorhielt, sein Leben hinge davon ab, daß er's niemand sagte. Das glaubte sie ihm natürlich nicht. So wurde der Mann zuletzt ganz entzwei vor Ärger und Kummer über die schlimme Frau; wie er nun einmal so in seinen trüben Gedanken über den Hof ging und den Kopf hängen ließ, und sein braver Hund ganz ernst und still hinter ihm her, kam der Hofhahn lustig daher und krähte sehr laut und vergnügt. Da knurrte der Hund und sprach zu ihm: „Wie kannst du nur so lustig sein, da doch unser Herr so traurig ist über sein böses Weib, das ihm keine Ruhe läßt!“ „Ich denke, das gibt sich wohl noch. Er braucht es ja bloß zu machen wie ich. Ich habe über hundert Frauen. Aber wehe der, die mir nicht gehorchen wollte, ich würde ihr augenblicklich die Augen aus dem Kopfe hacken; und er hat doch nur die eine und sollte nicht mit ihr fertig werden?“ Da horchte der Herr auf; der Hahn hatte recht.

Der Mann drehte sich um, ging ins Haus, nahm die Peitsche und schlug damit auf seine Frau los. „Willst du nun noch wissen, warum ich gelacht habe?“ rief er. Da hat sie um gut Wetter und

hat nie wieder verlangt, ihres Mannes Geheimnis zu wissen, und sie haben seitdem glücklich und zufrieden gelebt bis an ihr Ende.

Vom gollenen Beineken



Ein Vater und eine Mutter, die waren sehr reich und hatten ein kleines Mädchen, das war ihr einziges Kind, das hatten sie so lieb, daß es gar nicht zu sagen ist. Aber einmal ging es aufs Eis und fiel und brach sich ein Beinchen. Da nahme's die Leute und trugen es zu seinen Eltern und sagten, wie es gekommen wär. Die ließen gleich den Doktor kommen und sagten, wenn er ihr Kind wieder so weit brächte, daß es gehen könnte, so sollt's sein Schade nicht sein. Der Doktor beguckte das Beinchen von rechts und links und sagte: „Dat Mäken mutt en gollen Beineken hebben!“ Da ließen sie ein goldenes Beinchen machen und es dem Mädchen ansetzen. Und das Kind konnte wirklich wieder gehen und wurde wieder ganz lustig und kregel. Und der Doktor bekam ein herrliches Geschenk. Aber die Freude dauerte nicht lange; das kleine Mädchen wurde krank, mußte ins Bett und stand nicht wieder auf.

Wie es nun im Sarge lag, kam die Magd und nahm heimlich das goldene Beinchen weg; und das Mädchen wurde ohne sein goldenes Beinchen begraben. Nicht lange danach gingen Vater und Mutter einmal abends mit der Magd aus und kamen über den Kirchhof. Da hört der Vater auf einmal eine Kinderstimme, die klang so kläglich, das konnte nur sein Kind sein. Er geht hin zum Grabe, da hört er, wie die Stimme immer ruft:

Min gollen Beineken
Min gollen Beineken!

„Wer hett din Beineken, min leiwe Kind?“ fragte der Vater.

De Magd hett min Beineken,
De Magd hett min Beineken!

spricht es.

Da geht er zu den andern zurück und sagt zur Mutter, sie soll doch auch mal hingehen, ob sie es auch hört. Und wie die Mutter hinkommt, ruft es wieder, und noch kläglicher:

Min gollen Beineken,
Min gollen Beineken!

„Wer hett din Beineken, min leiwe Kind?“ fragte auch die Mutter.

Da antwortet es wieder:

De Magd hett min Beineken,
De Magd hett min Beineken!

Da ging die Mutter zurück zu den andern, und nun mußte auch die Magd zum Grabe, da rief es ganz schaurig:

Min gollen Beineken,
Min gollen Beineken!

Die Magd nahm sich zusammen und frug: „Wer hett din Beineken, min leiwe Kind?“

Du hest min Beineken!

(„Du“ ruft der Erzähler mit erhobener Stimme, daß die Kinder erschrecken, und faßt dabei eins am Arm.)

Die Räuberbraut



In einem großen Walde lag eine einsame Mühle, das nächste Dorf war noch weit davon. Der Müller war reich, das wußten viele, und auch die Räuber wußten das, die in dem Walde hausten, und hatten es schon lange auf das Geld des Müllers abgesehen. Eines Tages wollte der Müller mit Weib und Kind auf eine

Hochzeit, und in der Mühle blieb keine Seele zurück als eine junge Magd, das war aber ein keckes lustiges Ding und wußte gar nicht, was Furcht war. Vor dem Weggehen sagte der Müller: „Es könnte sein, daß wir die Nacht ausbleiben und du allein in der Mühle bist, drum gib hübsch acht und verwahr mir das Haus gut.“ Das Mädchen aber lachte und sagte: „Bleibt nur so lange ihr wollt, ich passe schon auf.“

Das hatte aber alles ein Räuber mit angehört, der sagte es den andern, und wie es dunkel wurde, schlichen ihrer zwölf um die Mühle herum und wollten einbrechen. Wie sie noch spähten, wo sie am besten herankommen könnten, hörten sie die Magd ein lustiges Lied singen. Da sprach einer: „Laßt uns das Mädchen herausrufen, als ob ihr Schatz da wär, dann haben wir um so leichtere Arbeit.“ Und er stellte sich unter das Fenster und rief mit leiser Stimme: „Liebchen, komm heraus!“ Aber sie sagte: „Komm ein ander Mal, heute kann ich nicht.“

Unterdessen hatten die andern ein Loch durch die Wand der Mühle gebrochen, doch nur so groß, daß immer bloß einer hindurch konnte. Das hatte die Magd gehört und war mit dem Küchenbeil heimlich vor das Loch getreten. Sowie nun der erste seinen Kopf hindurchsteckte, hackte sie ihm den mit dem Beil ab und zog seinen Rumpf herein. Der zweite dachte, jetzt ist's an dir, kroch hinein, und ehe er sich's versah, ging's ihm ebenso wie dem ersten. So tötete sie nacheinander zehn Räuber, dann aber ging es nicht mehr so schnell, weil sie keinen Platz mehr hatte. Da sagte der elfte zu seinem Vordermann: „Mach' doch schnell. Was trödelst du denn so lange, bis du durch die Wand kommst. Ich will auch noch was von des Müllers Geld abhaben!“ Und so schiebt er auch seinen Kopf hinein, und das Mädchen schlug den auch herunter. Dem zwölften aber kam das Ding doch verdächtig vor, er zog den Kopf fix wieder zurück, und das Mädchen schlug ihm nur oben die Platte vom Kopfe. Er raffte sich schnell auf und lief weg.

Als am andern Tage die Müllersleute von der Hochzeit zurückkamen, fanden sie die Tür verschlossen und mußten lange klopfen, ehe die Magd aufmachte. Denn sie war, als sie die elf Räuber ab-

getan hatte, neben den Leichen hingeschlagen und hatte nichts mehr gehört und gesehen und war erst auf das immer wiederholte Pochen erwacht. Noch mehr aber erstaunten sie, als sie hereinkamen und die blutigen Leichen der Räuber sahen und hörten, was geschehen war. Da wußten sie nicht genug Worte des Lobes zu finden für den Mut des Mädchens. Aber seit dem Tage war ihr fröhlicher Sinn dahin, und sie mochte gar nicht mehr singen. Und als nach einiger Zeit ein feingekleideter Herr Sonntags in die Mühle kam und um sie anhielt, wollte sie nichts von Heiraten wissen. Aber alle schalten sie, daß sie eine so gute Partie ausschlüge und redeten ihr so zu, ihn doch zu nehmen, daß sie ihm, als er zum zweiten Male kam, ihr Jawort gab.

Ein paar Tage danach kam der Bräutigam in einer prächtigen Kutsche und holte sie ab. Das Mädchen stieg ein und sie fuhren weg, zur Hochzeit, wie es hieß. Sie fuhren weit weg durch eine Stadt, durch ein paar Dörfer, und kamen in einen dichten Wald. Da bat der Bräutigam, so möchte ihn doch einmal krauen und nahm seinen Hut ab. „Du hast ja eine bloße Stelle auf dem Kopf", sprach sie. „Ja, warte nur," antwortete er — „weißt du noch, wie du meine elf Brüder erschlagen hast mit dem Küchenbeil? und wie du mir ein Stück vom Kopf gehauen hast? Jetzt bleibt dir nur die Wahl, ob du in Öl gebraten oder mit Nadeln tot gestochen werden willst." Das Mädchen in seiner Todesangst springt aus dem Wagen und läuft weg, aber der Räuber holt sie wieder ein, und sie muß mit in das Räuberhaus. In der Tür stand eine Alte, die den Räubern die Wirtschaft besorgen mußte. Wie sie die junge Magd so blaß und verstört sah, tat es ihr sehr leid, sie nahm sie bei der Hand und führte sie in ihre Kammer, beruhigte und tröstete sie und sagte: „Du bist doch sonst nicht so furchtsam. Und weil du so klug und so mutig gewesen bist damals in der Mühle, so will ich dir helfen, daß du wieder aus dem Hause kommst; aber du mußt mich nicht verraten."

Als es Abend wurde, rief der Räuber, sie sollte ihm und seinen Gesellen zu trinken bringen, und das Mütterchen sprach zu der Magd: „Nimm den Krug mit Wein, und gib jedem so viel er will. Du selbst aber trinkst nichts davon, wie sehr sie dir auch zureden.

Ich habe einen Schlaftrunk hineingetan, dem kann auch der Stärkste nicht widerstehen. Wenn nun die Räuber am Boden liegen und eingeschlafen sind, kannst du entfliehen, aber alle Türen haben sie verschlossen und alle Fenster verriegelt, du kannst nur durch die Rinne hinaus, aus der das Blut abfließt, wenn sie einen Menschen getötet haben, die ist allein noch offen. Du darfst aber nichts weiter mitnehmen als dein Hemd und dein Halstuch." Die kluge Magd tat so, wie das Mütterchen es sie geheißen hatte. Als die Räuber im festen Schlaf lagen, zog sie sich aus bis aufs Hemd und Halstuch und kroch mit klopfendem Herzen durch die Rinne, aus der das Blut abfloß, und lief fort, so schnell sie konnte.

Sie war aber noch nicht weit gekommen, da hörte sie die Räuber hinter sich. Grade kam sie auf eine Wiese, auf der das Heu in Haufen lag, und rasch kroch sie unter den letzten Haufen. Da kamen auch schon die Räuber und warfen hastig einen Heuhaufen nach dem andern um. Als sie aber das ganze Heu umgekehrt hatten bis auf den letzten, da sagte einer: „Was sollen wir uns noch bei dem aufhalten. Unter dem ganzen Heu ist sie nicht gewesen, so wird sie doch nicht grade unter dem letzten Haufen sein. Kommt rasch weiter ihr nach!" Als sie wegwaren, machte sich das Mädchen auch auf den Weg, aber es war noch weit bis nach Hause, und sie war in großer Angst. Da traf sie einen Wagen, der mit Fellen beladen war, und weil sie nur Hemd und Halstuch anhatte, stieg sie geschwind auf und wickelte sich in das unterste Fell. Gleich darauf waren auch die Räuber da und hielten das Fuhrwerk an. Der Fuhrmann mochte reden und bitten so viel er wollte, er mußte den ganzen Wagen abladen, und ein Fell nach dem andern wurde umgewendet. Mit jedem Fell aber wurden die Räuber ungeduldiger und als grad noch das letzte auf dem Wagen lag, waren sie das Suchen so müde, daß sie sagten: „Wenn sie unter allen nicht versteckt war, ist sie auch unter dem nicht", und eilten weiter.

So konnte sich das Mädchen wieder auf den Weg machen. Als sie nicht mehr weit von ihrer Heimat war, holte sie ein Wagen mit Backtrögen ein. Sie war totmüde, und so legte sie sich in den

letzten, um sich ein wenig auszuruhen. Aber wie sie gerade im Einschlummern war, kamen die Räuber mit Fluchen und Toben und hielten auch diesen Wagen an. „Wenn ihr glaubt, daß sie darunter ist, so seht doch selbst nach!" sprach der Fuhrmann, und die Räuber machten sich wieder daran und warfen einen Trog nach dem andern herab. Aber als sich das Mädchen wieder gar nicht finden wollte, wurden sie es leid, ließen den letzten liegen und sprachen wie vorher: „Sie ist in keinem gewesen, da wird sie auch in dem nicht sein. Kommt weiter!"

So war das Mädchen zum dritten Male davon gekommen und langte wohlbehalten zu Hause an; und es ist ihm auch weiter gutgegangen, aber es hat sein Lebtag nicht geheiratet.

Der Schmied und der Teufel



Einmal ging unser Herr mit St. Peter auf Reisen, da verlor der Esel, auf dem der Herr ritt, ein Hufeisen. Als sie es merkten, waren sie gerade vor einer Schmiede. Der Meister sah es und rief: „Kommt herein und setzt euch, ihr sollt gleich bedient sein." Der Herr und St. Peter traten in die Schmiede, und da beschlug der Schmied den Esel mit silbernen Hufeisen, denn er verdiente viel Geld und war ein guter lustiger Kerl, der gern mal recht nobel war. Und als die beiden fragten, was es kostete, sagte er: „Nichts!" denn er meinte, es wären zwei arme Schlucker. Unser Herrgott wußte es wohl, daß der Schmied dies dachte. Und ehe sie weiter zogen, sprach er: „Weil ihr so gut seid, dürft ihr auch drei Wünsche tun." „Schön", sagte der Schmied und fing an nachzudenken. — „Wähl dir den Himmel!" flüsterte ihm St. Peter zu. — „Zuerst," fing der Schmied an, „ich hab da hinterm Ofen einen Lehnstuhl, in den setzen sich immer die Bauern, wenn sie sich etwas machen lassen, und sind nicht wieder heraus zu kriegen; ich wünsche mir

also, daß jeder, der sich hineinsetzt, nicht wieder aufstehen darf, bevor ich es will. Zweitens" — „Wähl dir doch den Himmel!" sprach Petrus lauter zu ihm und zupfte ihn am Ärmel — „wünsche ich mir, daß die Bengels, die da immer auf meinen großen Apfelbaum steigen, alle darauf festsitzen und nicht wieder herunterdürfen, bevor ich es will. Und drittens" — „Wähl dir doch den Himmel, Dummkopf", rief Petrus ganz ärgerlich. „Ach da bin ich nicht bange drum, der kann mir nicht entgehen. Drittens wünsch' ich mir, daß alles, was in meine Ledertasche hineinkommt, nicht wieder hinaus kann, bevor ich es will." Da sprach der Herr: „Es soll alles so geschehen, wie ihr es wünscht", und zog weiter mit St. Peter, der dem Schmied ein bitterböses Gesicht machte.

Der Schmied aber lebte weiter lustig in den Tag hinein und meinte, es sollte immer so fort gehen, aber eines Tages hatte er sein letztes Geld vertan und sein letztes Eisen verschmiedet, saß ärgerlich in seiner Werkstatt und dachte, hättest du dir doch Geld gewünscht statt der drei Schnurrpfeifereien, die dir bis jetzt noch gar nichts genützt haben! Das merkte aber auch der Teufel, denn der spioniert alles aus, und dachte, da ist was zu holen. Und wie noch der Schmied saß und spintisierte, hörte er draußen Pferdegetrappel; er trat in die Tür und sah einen vornehmen Herrn auf die Schmiede zugeritten kommen. Der Fremde hielt vor der Tür und fragte, ob der Schmied ihm sein Pferd beschlagen wolle. „Gern", sagte der Schmied, „wenn Ihr nur warten wollt, bis ich mir im nächsten Dorf Kohlen und Eisen geborgt habe." „Wenn dir weiter nichts fehlt", sprach der Reiter, „da will ich dir bald geholfen haben; unterschreib nur dieses Blatt mit deinem Blut!" Auf dem Pergament aber stand, daß der Schmied nach 10 Jahren dem Teufel gehören sollte, wenn ihn der mit Kohle und Eisen versorgte. Zehn Jahr ist lang, dachte der Schmied und sprach: „Gib her, lieber die Seele dem Teufel verschreiben als noch länger so da sitzen und nichts tun und Hunger leiden!" Ging in die Schmiede, schlug mit dem Knöchel gegen den Amboß, daß ihm das rote Blut heraussprang und unterschrieb das Pergament. Und als er wieder hinaus kam, lag soviel

Eisen und Kohle auf dem Hof, daß er gar nicht wußte, wohin damit. Nun beschlug er das Pferd, und der Herr ritt fort. Der Schmied aber arbeitete nun wieder lustig drauf los, bekam bald große Kundschaft und hatte ein gutes Leben und kümmerte sich den Teufel was um den Teufel. Aber die 10 Jahre gingen rasch herum, und pünktlich kam der feine Herr, um den Schmied zu holen. „Ihr seid sicher müde, setzt Euch ein bißchen hintern Ofen in den Lehnstuhl, geduldet Euch nur noch so lange, bis ich gegessen habe. Es schmeckt mir wohl so bald nicht wieder." Der feine Herr grinste, und der Schmied grinste auch. Der Herr ließ sich gemütlich in den Großvaterstuhl nieder, und der Schmied aß gemütlich weiter, und als er fertig war, sagte er: „So, nun kann die Reise losgehen." Der Teufel wollte auf ihn los, kam aber nicht auf und brüllte einen Fluch so lang wie Jakobstag. Der Schmied aber hatte unterdessen eine Eisenstange geholt und zählte ihm was auf, bis der Teufel schrie: „Hör auf, laß mich los, ich will dir noch 10 Jahre geben!" „Das läßt sich hören, nur mach, daß du fortkommst!" sprach der Schmied, und fort war der Teufel.

Nun fing der Schmied das alte herrliche Leben von neuem an, aber die 10 Jahre gingen wieder rasch herum; diesmal schickte der Oberteufel seinen ältesten Gesellen. „Ich bin gleich fertig," sagte der Schmied, „aber ein paar Äpfel sollten wir uns doch mitnehmen, sie sind grade so schön reif, so was gibt's in der Hölle nicht, da könnten wir sie so gut braten. Du kannst gewiß gut klettern; bring vier, wenn du nicht gern drei bringst." Der Teufel war flink hinauf wie eine Katze, aber mit dem Herunterkommen hatt's lange Zeit. „Kommst du noch nicht bald wieder?" spottete der Schmied. „Ich kann ja nicht", brüllte der Teufel,; der Schmied aber setzte eine Leiter an und bearbeitete den Teufel so lange, bis der schrie: „Hör auf, ich will dir noch 10 Jahre geben!" „So, nun mach, daß du fortkommst!" rief der Schmied, und fort war des Teufels Altgeselle.

Aber diese 10 Jahre waren auch wieder schnell vergangen, und nun kam der Oberteufel in eigener Person, um den Schmied zu holen. „Meinetwegen," sagte der Schmied, „aber es ist mir doch

etwas genierlich, wenn nachher alle Leute im Dorfe sagen, der Teufel hat den Schmied geholt. Ich habe gehört, du könntest dich so groß und so klein machen wie du wolltest. Wenn das wahr wäre, könnte ich dich ja auch in meinen Ranzen nehmen und dich ein Ende tragen, bis wir zum Ort hinaus sind. Aber ich glaube nicht, daß ihr solche Kunststücke versteht. Bis jetzt hast du mir nur so dumme Teufel geschickt." Der Teufel traute wohl dem Schmied nicht recht, aber er konnte sich nicht denken, daß da ein Betrug hintersteckte, und außerdem war er rein beteufelt, sehen zu lassen, was er konnte. Er machte sich also ganz klein und fuhr in die Schmiedetasche hinein, und der Schmied schnallte sie bedächtig zu. Dann ging er damit in die Schmiede, legte sie auf den Amboß, rief seine Gesellen und hämmerte mit ihnen darauf los, daß der Teufel schrie, als ob die Erde berste, und ganz jämmerlich um Gnade winselte. „Erst gib meine Unterschrift wieder heraus!" „Ja, ja!" schrie der Teufel. Da machte der Schmied die Tasche ein bißchen auf, und der Böse reckte die Verschreibung heraus. Der Schmied nahm sie. „So, nun mach, daß du fort kommst", rief er, und fort war der Oberteufel.

„Gott sei Dank, den bin ich los"! sprach der Schmied. Nun lebte er noch einige Jahre friedlich und gemächlich. Dann spürte er, daß sein letztes Stündlein kam, hängte sich seine Ledertasche um, setzte sich in seinen Lehnstuhl und starb mit unbeschwertem Gewissen. Dann kam er zum Himmel und klopfte ruhig an die Tür. Aber als St. Peter den Mann sah, der nicht auf seinen Rat hatte hören wollen, sagte er barsch: „Dickkopf, du kommst hier nicht herein! Warum hast du dir damals nicht den Himmel gewünscht!" und schlug die Tür vor ihm zu. „Dann bleibt mir nichts übrig, als nach der Hölle zu gehen", sagte der Schmied. Als er da ankam und anklopfte, guckte der Teufel, der gerade an dem Tage das Pförtneramt hatte, erst durch den Türspalt, und das war gerade einer von denen, die der Schmied so jämmerlich verprügelt hatte; als der den schrecklichen Schmied sah, war er so entsetzt, daß er fast in Ohnmacht fiel und kaum noch den andern zurufen konnte, sie sollten ihm helfen, fest zumachen, der Schmied wär vor der Tür. Da rief der Oberteufel: „Der mit der Leder-

tasche? Laßt ihn ja nicht herein!" Und die andern wußten vor Schrecken gar nicht, wo sie den Riegel von der Höllentür hingetan hatten; da steckte rasch einer seine lange Nase statt des Riegels vor, daß er nur nicht hineinkäme. Der Schmied wartete und klopfte lange und rüttelte, aber die Höllenpforte blieb ihm verschlossen, und er mußte zuletzt wieder nach dem Himmel zurück wandern. Er klopfte zum zweitenmal, und St. Peter schnaubte ihn zum zweitenmal und noch barscher an, für ihn wäre hier kein Platz. Da bat ihn der Schmied, dann möchte er ihn doch nur mal durch die Spalte sehen lassen, wie schön es im Himmel wär. Der Apostel mochte ihm das nicht abschlagen und tat die Tür ein wenig auf, da steckte der Schmied seinen Arm durch. „Au, au!" schrie er, „mach doch etwas weiter auf, daß ich meinen Arm zurückziehen kann!" St. Peter tat es, da steckte der Schmied flugs auch seinen Kopf durch. „Unverschämte Seele!" rief der Pförtner, „zieh deinen Kopf zurück!" — „Ich kann nicht, du quetschst mich ja — um Gottes willen, mach' noch etwas weiter auf!" St. Peter mußte die Tür noch etwas mehr öffnen. — Im Nu sprang der Schmied in den Vorhof der seligen Wohnungen, warf seine Ledertasche hin und setzte sich drauf. „Heraus mit dir, du frecher Patron", rief St. Peter. „Ich sitze auf dem Meinen", antwortete der Schmied ganz ruhig. Rot vor Zorn eilte St. Petrus zu seinem Herrn und Meister und erzählte es ihm. Und unser Herr stieg nieder von seinem Sitz, um die böse Seele zu sehen und hinaus zu treiben. Als er aber den Schmied erkannte, der ihm einst so nobel den Esel beschlagen hatte, lachte er und sprach zu dem Apostel: „Laß ihn sitzen, er sitzt gut."

Der Besenbinder und sein Pferd



Es war einmal ein Besenbinder, der hatte einen Sohn, den nannten sie nur den dummen Hans. Eines Tages schickte ihn der Alte aus, Besenstrauch zu holen; es war ein heißer Tag im Sommer. Der dumme Hans hatte schon einen großen Haufen Strauch auf seine Karre gelegt und zog nun damit nach Haus. Dabei schwitzte er fürchterlich und hielt darum an, um sich den Schweiß abzuwischen. Zuerst nahm er seine Brägenschale (Mütze) ab und wischte die aus. Dann legte er sie auf die Karre und wollte sich den Kopf abtrocknen. Aber auf einmal konnt' er's nicht mehr aushalten vor großem Durst, ließ die Karre stehen und ging nach Hause, um Wasser zu trinken, und seine Brägenschale ließ er dabei auf der Karre liegen. Als er wiederkam, hatte eine Ente ein Ei darein gelegt. Das nahm er mit nach Hause und es dauerte gar nicht lange, da kam aus dem Ei ein Fohlen; ein so großes, schönes Tier, wie es im ganzen Lande kein zweites gab. Alle Welt sprach von des Besenbinders Fohlen. Aber der Mann war so arm, er mußte es verkaufen und zog damit zu Markte. Da waren bald viele Leute drum herum, die es kaufen wollten; er aber wollt's recht schlau anfangen und schnitt es mitten durch, um ein recht gutes Geschäft zu machen, und das hintere Ende kaufte auch gleich ein Bauer. Nun kriegte aber die vordere Hälfte Durst und soff immerzu, aber das Wasser lief alles hinten wieder hinaus. Nun wollte sich für dies Vorderstück gar kein Käufer finden, und jetzt kommt auch noch der Bauer und bringt das Hinterstück wieder. Der Besenbinder nimmt es, aber das Geld gibt er nicht wieder heraus. Er holt sich Weidenruten und bindet die beiden Hälften wieder zusammen und macht das so fein, daß das Pferd wieder zusammen wächst. Aber auch die Weiden schlagen aus, und in ein paar Jahren sind Bäume daraus geworden; davon hört der König, der kauft das Tier

für viel, viel Geld, denn auf dem Pferde konnte er immer im Schatten reiten.

Der Hund Lila



s war ein Mädchen noch so jung und wurde doch schon des Todes schuldig. Als sie aber so vor ihnen stand, jammerte es die Richter, und sie sprachen: Wenn sie ihnen ein Rätsel aufgäbe, das sie nicht lösen könnten, so sollte sie frei sein, wenn sie es aber erraten könnten, so müßte sie sterben. Da besann sie sich eine Weile und dann sagte sie:

Auf Lila geh ich,
Auf Lila steh ich,
Auf Lila dreh' und wend' ich mich,
Auf Lila bau ich meine Zuversicht.
Auf Lila bin ich hübsch und fein,
Ratet, ihr Herren, was soll das sein.

Sie hatte einen Hund Lila gehabt, der war ihr gestorben, und da hatte sie sich aus der Haut ein paar Schuhe machen lassen. Das wußten aber die Richter nicht, so konnten sie das Rätsel nicht raten, und dem Mädchen wurde das Leben geschenkt, da tanzte sie vor Freuden auf Lila vor den Augen der Richter und lief nach Hause.

Die Königstochter in der Flammenburg



s war einmal ein armer Mann, der hatte so viele Kinder, als Löcher sind in einem Sieb, und hatte alle Leute in seinem Dorfe schon zu Gevatter gehabt; als ihm nun wieder ein Söhnlein geboren wurde, setzte er sich an die Landstraße, um den ersten besten zu Gevatter zu bitten. Da kam ein alter Mann in einem grauen Mantel die Straße, den bat er, und der tat es auch gern, ging mit und half den Knaben taufen. Der alte Mann aber schenkte dem Armen eine Kuh mit einem Kalb; das war an demselben Tage wie der Knabe zur Welt gekommen und hatte vorn an der Stirne einen goldnen Stern und sollte dem Kleinen gehören. Als der Junge größer war, da war das Rind zu einem mächtigen Stier geworden; mit dem ging er jeden Tag auf die Weide. Der Stier aber konnte sprechen, und wenn sie auf dem Berg angekommen waren, sagte er zu dem Jungen: „Bleibe du hier und schlaf, indes will ich mir schon meine Weide suchen!" So wie der Hirte schlief, rannte der Stier wie der Blitz fort und kam auf die große Himmelswiese und fraß goldne Sternblumen. Wenn die Sonne unterging, eilte er zurück und weckte den Knaben, und dann gingen sie nach Hause. So ging es jeden Tag, bis der Junge zwanzig Jahre alt war. Da sprach der Stier eines Tages zu ihm: „Jetzt setze dich mir zwischen die Hörner, und ich trage dich zum König; dann verlange von ihm ein sieben Ellen langes eisernes Schwert und sage, du wollest seine Tochter erlösen!
Bald waren sie an der Königsburg: der Hirte stieg ab, ging vor den König und sagte, warum er gekommen sei. Der gab ihm gern das verlangte Schwert; aber er hatte keine große Hoffnung, seine Tochter wieder zu sehen, schon viele kühne Jünglinge hatten es vergeblich gewagt, sie zu befreien. Denn es hatte sie ein zwölfhäuptiger Drache entführt, und der wohnte weit weg. Niemand konnte dahin kommen; denn es war auf dem Wege dahin ein

hohes unübersteigliches Gebirge, und dann kam ein weites, stürmisches Meer, und dahinter wohnte der Drache in einer Flammenburg. Wenn es nun auch jemandem gelungen wäre, über das Gebirg und das Meer zu kommen, so hätte er doch durch die mächtigen Flammen nicht hindurchdringen können, und hätte er das vermocht, so hätte ihn der Drache umgebracht. Als der Hirte das Schwert hatte, setzte er sich dem Stier zwischen die Hörner und im Nu waren sie vor dem großen Gebirge. „Da können wir wieder umkehren", sagte er zum Stier, denn er hielt es für unmöglich, hinüber zu kommen. Der Stier aber sprach: „Warte nur einen Augenblick!" und setzte den Knaben zu Boden. Kaum war das geschehen, so nahm er einen Anlauf und schob mit seinen gewaltigen Hörnern das ganze Gebirge auf die Seite, und sie konnten weiter ziehen.

Nun setzte der Stier den Knaben sich wieder zwischen die Hörner, und bald waren sie am Meere angelangt. „Jetzt können wir umkehren!" sprach der Knabe, „denn da kann niemand hinüber!" „Warte nur einen Augenblick!" sprach der Stier, „und halte dich an meinen Hörnern." Da neigte er den Kopf zum Wasser und soff und soff das ganze Meer auf, also, daß sie trocknen Fußes wie auf einer Wiese weiter zogen. Nun waren sie bald an der Flammenburg. Aber da kam ihnen schon von weitem solche Glut entgegen, daß der Knabe es nicht mehr aushalten konnte. „Halte!" rief er dem Stiere zu, „nicht weiter, sonst müssen wir verbrennen." Der Stier aber lief ganz nahe und spie auf einmal das Meer, das er getrunken hatte, in die Flammen, da verlöschten sie gleich, und es gab einen mächtigen Qualm, von dem der ganze Himmel gleich mit Wolken bedeckt wurde. Aber nun stürzte aus dem fürchterlichen Dampfe der zwölfhäuptige Drache voll Wut hervor. „Nun kommst du dran!" sprach der Stier zu seinem Herrn, „sieh zu, daß du auf einmal dem Ungeheuer alle Häupter abschlägst!" Der nahm alle seine Kraft zusammen, faßte das gewaltige Schwert in beide Hände und versetzte dem Ungeheuer einen so geschwinden Schlag, daß alle Häupter herunterflogen. Aber nun schlug und ringelte sich das Tier auf der Erde, daß sie erzitterte. Da nahm der Stier den Drachenrumpf auf seine Hör-

ner und schleuderte ihn nach den Wolken, so daß keine Spur mehr von ihm zu sehen war. Dann sprach er zum Knaben: „Mein Dienst ist nun zu Ende. Geh jetzt ins Schloß; da findest du die Königstochter, führe sie heim zu ihrem Vater!" Damit rannte er fort auf die Himmelswiese, und der Knabe sah ihn nicht wieder. Der Junge aber fand die Königstochter drinnen, und sie freute sich sehr, daß sie von dem garstigen Drachen erlöst war. Sie fuhren nun zu ihrem Vater, hielten Hochzeit, und es war große Freude im ganzen Königreiche.

Die Gaben der Tiere



Es war einmal ein Königssohn, der bekam große Lust, in die Welt hinauszuwandern. Seine Eltern wollten es erst nicht zulassen, er ließ ihnen aber keine Ruhe, bis sie es ihm endlich erlaubten. Er bekam nun Geld und alles, was er brauchte, reichlich mit und zog wohlgemut fort. Als er ein gutes Stück gegangen war, kam er über eine große Heide; da sah er am Wege einen gefallenen Ochsen liegen, und vier Tiere standen dabei, ein Löwe, ein Jagdhund, ein Falke und eine Biene. Jedes wollte was davon haben, und sie konnten nicht einig untereinander werden. Sie kamen auf ihn zu und baten, er sollte ihnen teilen helfen. Da zog er seinen Hirschfänger und zerlegte den Ochsen ordentlich nach der Jägerregel und teilte dann die Stücke unter die vier aus. Ein jedes bekam nach seiner Art den Teil, der sich am besten für es schickte. Dann zog er weiter, und die Tiere machten sich über das Fleisch her. Er war aber noch keine tausend Schritte gegangen, da kam der Hund hinter ihm hergelaufen und sprach, er sollte noch einmal mit ihm umkehren zu den andern. Als sie wieder hinkamen, sagten die Tiere alle, sie hätten ja ganz vergessen, sich bei ihm zu bedanken, und möchten sich doch auch erkenntlich zeigen.

Erst wollte er nichts annehmen, weil er mit allem versehen sei, was er brauchte; aber die Tiere sagten, was sie ihm zu geben hätten, sei weder Geld noch Gut und doch besser als beides. Sie verliehen ihm nämlich die Gabe, ihre Gestalt anzunehmen, so oft es ihm beliebte, so daß er nur zu wünschen brauchte: wär ich ein Löwe, wär ich ein Vogel, so wäre er es. So solle er sich auch dann nach Belieben wieder in seine menschliche Gestalt zurückwünschen können. Das gefiel ihm wohl, er bedankte sich für die Gabe und setzte seine Reise guter Dinge fort. Wie er nun weiter in den Wald kam, sah er eine Räuberbande daherziehen, und als die ihn erblickte, stürzte sie sogleich mit geschwungenen Schwertern auf ihn los. Da dachte er: wär ich jetzt ein Vogel! und sogleich war er in einen Vogel verwandelt und flog den Räubern über die Köpfe weg. Eine Weile standen sie verwundert, wo der Mensch wohl geblieben wäre; aber bald zogen sie weiter, eine andere Beute zu suchen; da sang ihnen der Vogel ein schallendes Spottlied nach. Das gefiel ihm nun so gut, ein Vogel zu sein, daß er diese Gestalt behielt und weiterflog, bis er an ein großes Schloß kam. Da setzte er sich vor dem Schlosse auf einen Lindenbaum und pfiff so schön, daß die Königstochter ans Fenster kam und ihm zuhörte. Da pfiff er noch viel schöner, denn die Königstochter gefiel ihm gar zu gut. Er konnte nicht aufhören, sie anzusehen, und sie kein Ende finden, ihm zuzuhören. Zuletzt saß er und wiegte sich auf dem äußersten Zweig, der sich nach ihrem Fenster hin streckte, und die Königstochter langte nach ihm. Aber ihr Arm reichte nicht so weit, und doch gelang es ihr; denn der Vogel hüpfte ihr auf die Finger und schlug da mit hellen Tönen sein schönstes Lied, daß ihn die Königstochter sogleich zum Munde führte und küßte. Wie er sie nun schnäbelte, mußte er sich mit Gewalt zusammennehmen, daß er nicht wünschte: Hätte ich doch meine menschliche Gestalt wieder! Die Königstochter ließ alsbald einen goldenen Käfig bauen und setzte ihn da hinein, und nun hüpfte er von Stengel zu Stengel und sang so schön, daß die Königstochter ihre einzige Freude daran hatte. Als es nun Abend wurde und die Königstochter zu Bett ging und schon alles im Hause schlief, dachte er: Wär ich jetzt eine Biene, und

sogleich war er auch eine Biene und schlüpfte aus dem Käfig und hin zur Königstochter ans Bett und wünschte sich da wieder zurück in seine menschliche Gestalt. Aber bei dem ersten Kusse, den er ihr auf den Mund drückte, sprang sie aus dem Bett und fing an so laut um Hilfe zu schreien, daß der ganze Hofstaat vor ihrem Zimmer zusammenlief und der alte König selbst hineintrat und fragte, warum sie so lärmte. Inzwischen hatte sich aber der Prinz wieder in eine Biene verwandelt und saß jetzt schon wieder als Vogel ruhig im Bauer und hatte den Kopf unter den Flügel gesteckt, als ob er schliefe. Die Königstochter konnte sich daher wegen ihres Lärmens nicht rechtfertigen, und der König schalt sie tüchtig, daß sie das ganze Schloß aus dem Schlaf störe ihrer Träume wegen. Als sie nun alle fortwaren, dachte er: Wär ich nun wieder eine Biene! Da war er es auch gleich und flog zu ihr zurück. Dann nahm er seine menschliche Gestalt wieder an und flüsterte ihr zu: er wär ja doch das Vögelchen, sie solle keinen Lärm wieder machen; er wäre ja ein Königssohn und wollte morgen zu ihrem Vater gehen und um sie werben. Da ließ die Königstochter es gut sein. Er blieb die Nacht bei ihr und am andern Morgen nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn zu ihrem Vater, wo er seine Werbung anbrachte und auch gleich mit ihr verlobt und zum Nachfolger des Königs ernannt wurde. Mit der Königstochter hatte es aber eine eigene Bewandtnis, denn der junge Erbprinz wurde nun ernstlich verwarnt, nicht mit seiner jungen Frau in den Wald spazieren zu fahren. Sonst überall hin, aber im Wald würde der Wind sie hinwegführen.

Darüber lachte der Prinz; seine Neugierde und sein Vorwitz ließen ihn auch nicht eher ruhen, als bis er in dem Walde war. Sie fuhren ganz vergnügt unter den grünen Bäumen her. Da kam es aber mit einem Male heran wie ein starker Sturm, und eh' er sichs versah, war seine Frau von dem Wind aus dem Wagen gehoben und hinweggeführt.

„Wiederhaben muß ich sie," sprach er, „sie mag stecken wo sie will." Also ließ er die Kutsche leer nach Hause fahren, verwandelte sich in einen Windhund und lief so schnell er konnte davon, in der Richtung, in der er sie hatte verschwinden sehen. Er lief und lief,

bis ihn die Beine nicht mehr tragen wollten, und gelangte endlich vor einen Berg. Den betrachtete er auf und ab, konnte aber in der glatten Felsenwand kein Tor und keine Tür finden, nur einen ganz engen Riß sah er endlich zwischen dem Gestein. Da wünschte er sich wieder in die Bienengestalt und kroch so in die dunkle Felsenspalte und immer tiefer in den Berg hinein. Als er aber ganz drinnen war, nahm er die Gestalt des Falken wieder an und flog hinab bis in die unterste Welt. Die Stelle, wo er niederkam, bezeichnete er sich vorsichtig mit einem Stein, um den Weg auch wieder hinauf zu finden, und lief dann als Windhund weiter.

Wie er ein gutes Stück gelaufen war, kam er vor ein wunderschönes Schloß, es war aber rings so wohl mit starken Toren verschlossen, daß er anfangs nicht hineinzukommen wußte; nur einen freien Eingang gab es, das Schlüsselloch nämlich; durch das kroch er denn auch als Biene hinein. Wer aber drinnen in dem wunderschönen Schlosse saß, das war niemand anderes als seine liebe Frau; da nahm er seine natürliche Gestalt an und ging zu ihr. „Bist du's oder bist du's nicht?" sprach er. „Ich bin es," sagte sie, „aber ich bin hier in eines Riesen Gewalt, der kommt einmal bei Tag und einmal bei Nacht, jedesmal um elf Uhr, und dann muß ich ihm den Kopf krauen bis um zwölf."

Es dauerte nicht gar lang, so kam der Riese nach Haus. Der Prinz aber verwandelte sich schnell wieder in die Biene und setzte sich auf den Tisch unter die Brotkrumen. „Wie kommt das Tier herein?" sprach der Riese und schlug danach, doch die Biene war flinker als er. Da brummte der Riese etwas in den Bart, legte sich dann hin, mit dem Kopf in den Schoß der Königstochter, und ließ sich den Kopf von ihr krauen bis um zwölf Uhr.

Als er wieder fortgegangen war, gab der Erbprinz seiner Frau einen guten Rat und sprach also zu ihr: „Wenn er wiederkommt, so stelle dich, als ob du schliefest, und wenn er dich dann weckt, so erzähle ihm, du hättest einen schlimmen Traum gehabt. Fragt er dann weiter nach dem Traum, so erzähl' ihm, es sei dir im Schlafe vorgekommen, als wäre er gestorben und du wüßtest nicht, wie du herauskommen solltest aus dem Schloß."

Wie er geraten, tat sie am andern Tage, und es gelang wohl, denn als sie der Riese nach ihrem Traum fragte, fing sie an zu weinen, erzählte ihm, was sie im Schlafe für einen Schrecken ausgestanden hätte über seinen Tod und fragte ihn, ob sie denn all ihr Lebtag hier in dem Schlosse gefangen bleiben müsse, wenn er wirklich ein Mal sterben sollte?

„Ei du Närrin," sprach er, „ich kann ja gar nicht sterben. Wer mich töten wollte, der müßte erst ein wildes Schwein überwinden, das alle Tage einem Bauern ein Schaf holen kommt; aus des Schweines Bauch kommt dann ein Hase gelaufen, den müßte er einholen und zerreißen, aus dem Hasen fliegt dann eine Taube, die müßte er auch einholen und in der Luft würgen, und aus der Taube fiele dann ein Ei, das müßte er mir auf den Kopf werfen, und dann würde ich sterben; aber das alles bringt niemand fertig, und von selber sterbe ich nicht."

Das merkte sich der Prinz, der als Biene zuhörte, und freute sich, daß er nun das Geheimnis heraus hatte; die junge Frau mußte dem Riesen wieder eine Stunde lang den Kopf im Schoß krauen, dann ging er hinweg. Da sprach der Prinz zu ihr, sie sollte nur getrost sein, er wollte nicht ruhen, bis er das wilde Schwein gefunden habe; sie nahm mit vielen Tränen Abschied von ihm, und er kroch dann als Biene zum Schlüsselloch hinaus, lief als Windhund bis an den Stein, den er sich zum Zeichen hingelegt hatte, flog als Falke hinauf und kroch zuletzt wieder als Biene aus der Felsenspalte hervor.

Nun erkundigte er sich nach dem Bauern, dem alle Tage das Schaf von dem wilden Schwein geholt würde, und als er den erfragt hatte, ging er zu ihm hin und sagte, ob er keinen Schäfer brauchte, er hätte gehört, ihm würde alle Tage ein Schaf geholt; wenn er aber hütete, solle ihm keins mehr genommen werden. Ja, sagte der Bauer, solch einen Schäfer könnte er gut gebrauchen, hätte aber bis jetzt noch keinen gefunden. Er wurde nun gleich als Schäfer angenommen und trieb am andern Morgen seine Herde auf die Trift. Der Bauer dachte: Du willst ihm doch nachgehen und sehen, wie er hütet. Also schlich er ihm nach und verbarg sich im Gesträuch. Um Mittag kam das Schwein

schäumend daher gelaufen und verlangte das Schaf. Da verwandelte der Schäfer sich in einen Löwen und sagte: „Du kriegst keins.“ Da getraute sich das Schwein nicht an den Löwen, aber auch der Löwe nicht an das Schwein. „Wenn ich nur zwei trockne Brotkrusten hätte,“ sagte das Schwein, „so wollte ich es ihm wohl weisen.“ — „Und wenn ich nur zwei gebratene Hühner hätte,“ sagte der Löwe, „so wollt ich's ihm wohl zeigen.“ So standen sie sich lange gegenüber, bis das Schwein abzog. Als er nun abends nach Hause trieb, zählte der Bauer die Schafe nach und sah, daß ihm keins fehlte. Am andern Morgen treibt der Schäfer wieder mit den Schafen aus, da läßt der Bauer schnell zwei Hühner braten, steckt sie in die Tasche und geht ihm nach auf die Trift, wo er sich hinter einen Strauch versteckt. Um Mittag kommt das Schwein wieder schäumend herangerannt und verlangt das Schaf. Er aber hatte sich in den Löwen verwandelt und rief ihm zu: „Du kriegst keins.“ Da sagte das Schwein: „Wenn ich nur zwei Krusten trocken Brot hätte, so wollt ich es dir wohl weisen.“ Der Löwe entgegnete: „Wenn ich nur zwei gebratene Hühner hätte, so wollt ich es dir wohl zeigen!“ Da wirft ihm der Bauer die gebratenen Hühner hin, der Löwe verschlingt die Hühner und fällt sogleich den Eber an und reißt ihn in Stücke. Da springt dem ein Hase aus dem Bauch und läuft dem Walde zu. Wärst du jetzt ein Windhund, denkt er da, daß du den Hasen einholtest! Da war er auch gleich ein Windhund, holte den Hasen ein und zerriß ihn. Sogleich flog eine Taube heraus. Wärst du jetzt ein Falke, dachte er, daß du die Taube fingest! Da war er auch gleich ein Falke und fing die Taube und würgte sie. Der fiel ein Ei heraus, das fing er im Fluge, nahm dann wieder Menschengestalt an, steckte das Ei zu sich und trieb am Abend die Herde nach Hause. Als der Bauer die Herde zählte, hatte er wieder seine Schafe alle beisammen, aber der Schäfer sagte zu ihm, er sollte nun einen Schäfer anschaffen, welchen er wollte, seines Dienstes bedürfe er nicht mehr.

Nun aber machte sich der Prinz wieder auf nach dem verzauberten Berge, schon am zweiten Tage war er dort; kroch als Biene hinein, flog als Falke hinab, lief als Windhund zum Schloß

und kam als Biene zu seiner Frau hinein. Der Riese lag bereits ganz krank und schwach auf seinem Bette und ächzte und winselte. Da trat der Prinz in Menschengestalt heran und warf ihm das Ei auf den Kopf. Im selben Augenblick war der gräßliche Riese tot, und die Prinzessin war nun erlöst. Alsobald fuhr sie mit ihrem Bräutigam in dem Zauberwagen nach Hause zu ihrem Vater, und hier war große Freude, als das entschwundene Paar wiederkehrte, und nun wurde die Hochzeit in aller Herrlichkeit gefeiert.

Das Gegengeschenk



Ein großer Herr hatte sich einmal im Walde verirrt und kam bei der Nacht an die Hütte eines armen Köhlers. Der war aber selbst über Land, und die Frau kannte den gnädigen Herrn nicht. Doch nahm sie ihn wohl auf, sagte ihm aber gleich voraus, daß es um die Bewirtung scheu aussehe, denn sie hätte nichts als Erdäpfel und selber kein Bette: er müßte also auf dem Heuschober schlafen. Weil aber der Herr hungrig und müde war, schmeckten ihm die Erdäpfel wie Eidotter und auf seinem Daunenbette hatte er noch selten besser geschlafen als hier auf dem Heu. Das rühmte er auch am Morgen, als er seinen Heimweg antrat und der Frau zum Abschied ein Goldstück reichte. Weil aber der Herr sagte, das sollte sie zum Andenken haben, hielt sie es für eine Denkmünze und bedauerte nur, daß sie kein Loch daran sah, denn so konnte sie es nicht am Halse tragen. Als nun der Köhler nach Hause kam, erzählte ihm die Frau von dem vornehmen Gast, der ihr die Denkmünze geschenkt hätte. Da merkte er gleich an der Beschreibung und kostbaren Gabe, daß es der Fürst des Landes gewesen war und freute sich, daß ihm seine Erdäpfel wie Eidotter geschmeckt hätten. „Es ist aber auch wahr“, sagte er, „bessere Erdäpfel müssen auf der Welt nicht wachsen als hier in dem sandi-

gen Waldboden. Aber es ist doch zu viel, was der Herr dir gegeben hat für eine Nacht auf dem Heu und eine Schüssel Erdäpfel: ich will ihm noch ein Körbchen voll bringen, weil sie ihm so gut geschmeckt haben." Sogleich machte er sich auf mit einem Simmerischen Malter und kam nach dem Schlosse und begehrte Einlaß. Die Schildwachen und die betreßten Lakeien wollten ihn abweisen; er kehrte sich aber nicht daran und sagte, sie sollten ihn nur melden, er begehre ja nichts, und wer bringe, sei überall willkommen. So kam er in den Audienzsaal und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr habt neulich bei meiner Frau das harte Heulager und eine Schüssel Erdäpfel mit einem Dukaten bezahlt. Das war zu viel, wenn Ihr gleich ein großer Herr seid. Darum bringe ich Euch noch ein Körbchen nach von den Erdäpfeln, die Euch wie Eidotter geschmeckt haben: laßt sie Euch wohl bekommen, und wenn Ihr wieder bei uns einkehrt, stehen Euch noch mehr zu Diensten." Da gefiel dem Fürsten die Einfalt des Mannes, und weil er gerade bei guter Laune war, schenkte er dem Köhler einen Hof mit dreißig Morgen Land.

Der arme Köhler hatte aber noch einen reichen Bruder, der neidisch und habsüchtig war. Als der von dem Glücke hörte, das dem Köhler widerfahren war, dachte er: das könnte dir auch blühen. Ich hab ein Pferd, das dem Fürsten gefällt; es war ihm aber doch zu viel, als ich sechzig Dukaten dafür begehren ließ. Jetzt geh ich hin und schenk' es ihm: hat er dem Hans einen Hof mit dreißig Morgen Land für ein Körbchen Erdäpfel geschenkt, so wird mir wohl noch etwas Besseres zu teil werden. Da nahm er sein Pferd aus dem Stall und führte es vor das Fürstliche Schloß, ließ den Knecht damit halten und schlug sich geradewegs durch die Lakaien und Trabanten in das Audienzzimmer. „Fürstliche Gnaden," sagte er, „ich höre, daß Euch mein Pferd in die Augen gestochen hat; für Geld hab ich es nicht lassen wollen, aber habt die Gnade und nehmt es zum Geschenk von mir an. Es steht draußen vor dem Schloß und ist ein so stattliches Tier, wie ihr keins in Euerem Marstall habt." Der Fürst merkte gleich, wo der Has hüpfte, und dachte bei sich: Wart, Gaudieb, dich will ich bezahlen. „Ich nehme Euer Geschenk an," sagte er, „wenn ich

gleich nicht weiß, was ich Euch dagegen geben soll. Aber wartet, da ist ein Körbchen Erdäpfel, die wie Eidotter schmecken. Sie kosten mich einen Hof mit dreißig Morgen Land; damit ist Euer Pferd reichlich bezahlt, ich konnte es ja für sechzig Dukaten haben." Damit reichte er dem Halfen das Körbchen mit Erdäpfeln und entließ ihn in Gnaden. Sein Pferd aber ward in den Fürstlichen Marstall geführt.

Die Teufelsbündner



Es waren einmal ein Schuster, ein Schneider und ein Seefahrer, die kamen in große Not. Da machten sie mit dem Teufel einen Bund, daß er alle ihre Wünsche erfüllen solle, und verschrieben ihm dafür ihre Seelen; wenn er aber nicht alles zuwege brächte, was sie wünschten, dann sollte er ihnen ihre Unterschrift wiedergeben und ihre Seelen nicht haben. Sie wünschten sich nun Geld die Hülle und Fülle, gut Essen und Trinken und was ihnen sonst in den Sinn kam. Als aber ihre Zeit bald um war, dachten sie sich jeder noch einen Wunsch aus, den der Böse nicht erfüllen könnte, und meinten, den Teufel um ihre Seelen zu betrügen.

So verlangte der Schneider, der Teufel solle ihm die Abschnitte von all dem Zeuge, welches er in früherer Zeit verarbeitet hatte, groß und klein, jedes Fleckchen, das in die Hölle gefallen war, in ein Stück zusammennähen, und dabei dürfte doch keine Naht zu sehen sein. Damit war der Teufel aber bald fertig und drehte dem Schneider den Hals um. Der Schuster verlangte, all der Abfall von dem Leder, das er unter den Händen gehabt hatte, solle wieder zu einer Haut werden. Der Seemann aber stellte dem Teufel die Aufgabe, ein Ankertau aus Haffsand zu machen. Der Teufel hat sich auch daran gemacht, aber damit ist er nicht zustande gekommen, und so hat der Seefahrer Seele und Leben behalten.

II

Ein Schneider saß einmal im Wirtshause hinter seinem Glase, da kam ein Jäger dazu und zechte mit ihm, das war aber der Teufel, und zuletzt verschrieb ihm auch der Schneider seine Seele. Er lebte nun in Saus und Braus, denn der Teufel mußte ihm jeden Wunsch erfüllen, das hatten sie ausgemacht, und jedesmal sofort erscheinen, wenn ihn der Schneider rief. Als die Zeit um war und der Teufel nun bald kommen mußte, um die Seele, die ihm verfallen war, zu holen, stand der Schneider traurig an einem Weiher und sah, wie gerade eine Menge Frösche vor ihm ins Wasser sprangen. Da kam ihm ein guter Gedanke. Der Teufel war schon da und lauerte nur auf den Glockenschlag, um ihn zu packen, da sprach der Schneider zu ihm: „Eine halbe Stunde hast du mir noch zu dienen; fang alle Frösche in dem Teich und setze sie auf den krummen Weidenstamm da!" Sofort stürzte sich der Teufel wie ein dressierter Pudel in den Teich, tauchte gleich wieder auf, in jeder Faust ein paar Frösche, setzte sie auf den Weidenstamm und fuhr wieder hinab, nach andern; aber unterdessen sprangen die ersten wieder herunter. Immer schneller sprang der Teufel hinein und heraus, immer rascher fing er die Frösche, aber auch die sprangen immer schneller. Zuletzt raste der Teufel, und der Weiher zischte und dampfte, als wenn er ins Kochen käme. Aber er kriegte sie nicht alle, die Stunde schlug, der Böse war die Schneiderseele quitt und fuhr ohne sie durch den Weiher zur Hölle hinab.

III

Da ist einmal ein lustiger Zimmermann gewesen, der hat auch so einen Bund mit dem Teufel gemacht und ist dann gleich ins Wirtshaus gegangen und hat alle Tage herrlich und in Freuden gelebt, gegessen und getrunken, wie er nur Lust hatte. Als nun die Frist verstrichen und der Teufel ihn holen will, sitzt er wieder im Wirtshaus, ganz lustig und guter Dinge, machte gar keine Anstalten zur Abfahrt. Da sagt der Teufel: „Beeil' dich, deine Zeit ist um!" Der Geselle aber erwiderte, er hätte schon noch Zeit, seine Stunde wär noch nicht da, geht noch ein paar Mal im

Zimmer auf und ab, dann läßt er auf einmal einen gewaltigen Wind fahren und spricht zum Teufel „Den hal wedder un sla'r en Knuppen (Knoten) in!" Das hat aber der Teufel nicht gekonnt und hat ihn bis heute noch nicht, so sehr er sich auch abmüht; denn der Wirbelwind, das ist der Teufel, der hinter dem „Zimmermanns Skitz" herfährt, drum nennt man ihn schlechthin nur „Timmermanns Skitz."

Der Karfunkelstein



Es war einmal eine Königstochter, die hatte heimlich eines Grafen Sohn lieb und wollte nur ihn und keinen andern zum Gemahl haben. Als aber ihre Eltern es erfuhren, wurden sie sehr zornig darüber, denn sie sollte nur einen Mann aus königlichem Geblüte freien. Da verabredeten die Prinzessin und der junge Graf, daß sie miteinander entfliehen wollten; er belud drei Rosse mit Geld und Sachen für die Reise und sie eins mit ihren Kostbarkeiten, und so zogen sie heimlich fort. Sie ritten durch einen großen Wald, gegen Mittag aber wurde die Prinzessin müde, da machten sie Halt unter einer Eiche und sie legte ihren Kopf in den Schoß des Liebsten und schlief ein. Und wie er sie in ihrem Schlummer betrachtete und sich freute an ihrer Schönheit, da sah er an ihrem Halse ein Säckchen an einer Schnur hängen und als er es öffnete, fand er darin einen Karfunkelstein, der gefiel ihm so gut, daß er leise die Schnur löste und ihn lange betrachtete. Er hätte ihn aber auch gern einmal in der Sonne spielen sehen, darum legte er ihn neben sich ins Gras, hob sanft der Prinzessin Haupt von seinem Schoß und legte es auf ein Kissen von Laub und Moos, das er eilig zurecht machte. Als er aber wieder nach seinem Steine langen wollte, hatte ein Rabe ihn genommen und spielte damit. Er sprang dem Raben nach, da flog der auf und setzte sich weit

weg auf einen Baum. Der Graf verfolgte ihn und warf mit Steinen nach ihm, da flog der Rabe von Ast zu Ast und von Baum zu Baum, bis er zuletzt im Gebüsch verschwand. Betrübt suchte der Graf den Rückweg auf, aber er fand ihn nicht und verirrte sich immer tiefer in den Wald hinein und wurde immer trostloser. Da kam ein feiner Herr des Weges daher, den frug er nach dem Baume, worunter er seine liebe Braut im Schlafe hatte liegen lassen. Der Herr wußte ihm aber keinen Rat und sprach: „Solche Bäume gibt's tausend im Walde, den findest du nicht wieder. Geh mit mir, und du sollst es nicht schlecht haben." Da folgte er dem Herrn zu einem schönen weißen Waldhause, darin saßen elf Handwerksburschen an einem reichgedeckten Tische und ließen sich's wohl sein. Der Herr sprach: „Nun ist eure Zahl voll, jetzt seid ihr zwölf. Ihr bleibt nun Jahr und Tag hier und sollt alles vollauf haben, aber am Ende des Jahres müßt ihr mir drei Rätsel lösen. Wer das kann, bekommt einen Geldbeutel, der nie leer wird, wer es aber nicht kann, der muß sterben." Da jubelten die elf und ließen den Herrn hochleben und lebten nun so in Saus und Braus das ganze Jahr hindurch. Oft riefen sie dem Grafen, er solle Teil an ihrer Lustbarkeit nehmen, aber der war still und in sich gekehrt, aß und trank wenig, sprach noch weniger, aber dachte ohne Unterlaß an seine arme Braut. Die hatte seitdem auch keine frohe Stunde mehr gehabt. Als sie erwachte und ihren Liebsten nicht fand, rief sie ihn lange und natürlich vergebens. Da fühlte sie plötzlich, daß ihr das Säckchen am Halse fehlte. Ach, sollte er mir den Stein geraubt haben und damit entflohen sein? dachte sie, und was konnte sie auch anders denken? Der Gedanke betrübte sie auch gar zu sehr und wäre sie nicht so fromm gewesen, sie hätte sich den bittern Tod angetan. Nun aber gab sie ihr trauriges Schicksal in des Himmels Hand und zog weiter im Walde gar mühsame Wege, bis sie endlich herausfand. Sie reiste noch manchen Tag und zog die Kreuz und die Quer und fragte überall nach ihrem Bräutigam, aber nirgends fand sie eine Spur. Nach Hause zu ihren Eltern wollte sie nicht wieder zurück, so baute sie von den Schätzen, die sie auf den Rossen mit sich führte, eine Herberge, daran ließ sie ein

Schild aufhängen, auf dem geschrieben stand, jeder Kranke, der des Weges käme, solle hier umsonst gepflegt werden. Sie dachte dabei an ihren Liebsten; wer weiß, was ihn von ihr fortgerissen hatte, und wie es ihm jetzt erging; vielleicht war er auch krank und hilflos.

Unterdessen war das Jahr in dem Waldhause fast verstrichen, und die elf Burschen dachten nicht einmal an die drei Rätsel; desto mehr dachte der junge Graf daran und sann und sann, aber wie konnte er das herausfinden! Eines Abends ließ es ihm keine Ruhe, er ging heimlich in den Wald hinaus und legte sich rat- und trostlos unter eine Eiche. Als er eine Weile dagelegen hatte und es schon ganz dunkel geworden war, da flogen drei Raben heran und ließen sich in dem Baume nieder. Gleich danach hörte er eine Stimme, das konnte keine andere als die seines Herrn sein; er hielt sich ganz still und lauschte. „Morgen schlachten wir!" rief dieselbe Stimme, „elf fette Handwerksburschen und einen mageren Grafen." — „Bist du auch sicher, daß sie dir verfallen sind?" krächzte der zweite. „Morgen müssen sie drei Rätsel lösen, und sie wissen nicht eins davon", sprach der erste. „Was für Rätsel denn?" fragte der dritte. Da sprach der erste: „Das eine Rätsel ist, wovon das Haus gebaut ist; das andere, woher sie das Essen gehabt haben; und das dritte, warum es in dem Hause nie Nacht wird." „Haha," lachte der dritte Rabe, „das kriegen die nie heraus; aber ich weiß es: Das Haus ist aus Armesünderknochen gebaut, das Essen kommt von des Königs Tafel" — „und das taghelle Licht im Hause," krächzte der zweite dazwischen, „das kommt von dem Karfunkelstein, den du als Rabe dem armen Grafen im Walde gestohlen hast und der nun an der Decke hängt." Da lachten sie alle drei, hoben die Flügel und flogen weg. Der junge Graf aber legte sich zum ersten Male seit einem ganzen Jahr ruhig schlafen.

Am andern Morgen tafelten und spielten die elf Burschen wieder, da kam der Herr durch den Wald daher und rief schon von weitem: „Nun, ihr Burschen, stellt euch in Reih und Glied, jetzt müßt ihr die Rätsel lösen." Die Elf folgten guten Mutes, der Prinz stellte sich ans Ende. Der Herr frug: „Woraus ist das

Haus gebaut?" „Ei, von Backstein," sagte der erste, „von Bruchstein" der zweite, „von Lehm und Holz" der dritte und so weiter, bis es an den Grafen kam, der sprach: „Von Armesünderknochen." „Du hast's geraten", sagte der Herr. „Jetzt sagt mir weiter, woher kam euer Essen?" „Aus der Garküche", schrieen alle elf, aber der Graf sagte: „Von des Königs Tafel." „Du hast's geraten", sagte der Herr. „Nun sagt mir zum Dritten, warum war euer Haus bei der Nacht so hell wie bei Tage?" „Von einer Lampe", schrien die Elf zugleich, aber der Graf sprach: „Von dem Karfunkelstein, den du mir als Rabe gestohlen hast, und der an der Decke hängt." „Du hast's geraten, und hier ist dein Geldbeutel, der nie leer wird", sprach der Herr und gab ihm den Beutel, den Elfen aber schlug er die Köpfe ab. Unterdessen ging der Graf in das Haus und nahm den Karfunkelstein wieder, dann wanderte er seines Weges weiter im Walde fort, bis er wieder unter Menschen kam. Aber er zog ganz andere Wege als seine Braut, und wo er auch hinkam, nirgends wußte man ihm etwas von der Jungfrau mit den vier Rossen zu sagen. Er zog von Land zu Land und ließ nicht ab, zu suchen, aber seine Hoffnung, sie wieder zu finden, schwand immer mehr. Jahre vergingen darüber, er bestand manches Abenteuer und verfiel zuletzt in eine Krankheit. Wie er so matt und elend seine Straße zog und sich kaum noch im Sattel halten konnte und der Abend schon heran kam, las er das Schild, worauf geschrieben stand, hier würden Kranke umsonst verpflegt. Wenn sie hier die andern um Gottes willen aufnehmen, wirst du wohl erst recht gut aufgehoben sein, da du ihnen aus deinem Geldsäckel gehörig beisteuern kannst, dachte er. Hielt an und ging hinein und wurde, als er sein Anliegen vorbrachte, gleich vor die Prinzessin geführt. Sie erkannten aber einander nicht, die Jahre, die dazwischen lagen, hatten sie so verändert. Er wurde in eine Kammer gebracht und mit allem versorgt; „Licht brauch' ich nicht", sagte er, als sie ihm eins hinstellen wollten. Und wie er allein war, holte er den Karfunkelstein hervor und dachte an seine Prinzessin. Da sah eine Magd vom Hofe den taghellen Schein, lief hin und sagte es ihrer Herrin. Die trat heraus, sah es und ging hinauf

zu ihrem Gast, und als sie den Karfunkel auf dem Tische sah, blieb sie erstaunt an der Tür stehen, und es dauerte eine Weile, bis sie den Fremden fragte, wie er zu dem Stein gekommen wär. Wie sie aber mit einander redeten und der Karfunkel so hell ihnen ins Gesicht leuchtete, da erkannten sie sich und fielen einander um den Hals und lachten und weinten vor Seligkeit. Da war er vor Freude schon halb gesund und das übrige tat ihre Pflege, so daß sie in kurzer Zeit sich miteinander aufmachen und in die Heimat zu den Eltern der Prinzessin reisten. Die waren voller Freude, als sie ihr Kind wiederhatten, und als sie hörten, wie der Grafensohn ihrer Tochter die Treue gehalten, und was er um sie gelitten hatte, willigten sie mit Freuden ein, daß er ihr Schwiegersohn und Nachfolger wurde.

Der dumme Hans



Es war einmal ein armes Bauernweib, das war eine Witfrau, die hatte einen einzigen Sohn, der hat Hans geheißen und war halt blitzdumm. Es war zur Sommerszeit, da sagte seine Mutter: „Ich will dich in die Stadt schicken" und gab ihm ein großes Hafen (Topf) voll Honig zum Verkaufen mit. „Mußt halt nicht zuviel reden lassen," sagte sie dabei zu ihm; sie meinte, nicht zu viel handeln lassen.

Jetzt kommt er in die Stadt und schreit: „Kauft mir den Honig ab!" Da sagen die Leute: „Was kostet er denn?" — Da sagt er: „Ach, ihr habt mir schon zu viel geredet." — „No, fragen wird man doch wohl dürfen, was er kostet," sagen die Leute. „Nein, sagt er, jetzt habt ihr schon gar zu viel geredet," packt auf und geht zur Stadt hinaus. Draußen schwärmten und summten die Wespen und Fliegen um ihn und wollten lecken. „Kauft mir meinen Honig ab," sprach er. Ja, reden konnten die nicht, und

da nimmt er seinen Honig und schüttet ihn auf die Erde, weil sie nichts geredet haben. „In acht Tagen müßt ihr ihn mir bezahlen," sagt er.
Dann ging er nach Haus zur Mutter und sagte: „Den Honig hab' ich gut verkauft; in acht Tagen krieg' ich's Geld."
Da sagte die Mutter „Hans, wir haben noch drei Sauschinken, die kannst du auch in die Stadt tragen und verkaufen. Laß halt nicht zu viel reden." Er kommt in die Stadt, da fragen ihn die Leute, was die drei Schinken kosten. „Ach, ihr habt mir schon zuviel geredet." — „Du dalketer Mensch," sagen sie, „fragen muß man doch, was die Sach' kost'." „Jetzt habt ihr mir schon gar zu viel geredet," sagt' er und geht wieder zur Stadt hinaus. Da laufen ihm sechs Jagdhunde nach, die schreien „Haun, haun, haun!" und bellen. „Kauft mir meine drei Sauschinken ab! — Ich sehe, ihr redet doch wenigstens nichts," sagte er und wirft sie ihnen hin; die machen sich gleich darüber her. „In acht Tagen müßt ihr sie mir bezahlen," sagt er. Und bald ist er wieder zu Haus. „Mutter, die drei Sauschinken hab' ich gut verkauft. In acht Tagen krieg ichs Geld." Da gibt sie ihm dreißig Ellen Leinwand und spricht: „Hans, verkauf halt die auch. Mußt halt wieder nicht zu viel reden lassen." Wie er in die Stadt kommt, schreit er: „Kauft mir meine Leinwand ab!" Die Leute schauen die Leinwand an und fragen, was sie kostet. „„Ihr habt mir schon zuviel geredet," sagt er. „Ja, fragen muß man doch, was es kost." — „Jetzt habt ihr mir schon gar zu viel geredet." Draußen vor der Stadt kommt er zu einer kleinen Kapelle. Da steht der Johannes drin von Stein. „Kauf' mir meine Leinwand ab," sagt Hans. Ja, reden kann der nicht, und so hat Hans ihm die Leinwand hineingeworfen und gesagt „In acht Tagen hol' ich mir's Geld." Und ist dann nach Haus gegangen. „Mutter, die Leinwand hab' ich recht gut verkauft. In acht Tagen krieg' ich's Geld."
Nach ein paar Tagen packt er wieder auf und geht in die Stadt. Wegen dem Honiggeld nimmt er sich einen festen Knüppel mit. Wie er an den Fleck kommt, haben die Bienen und Fliegen noch da geleckt, ein bissel was ist noch dagewesen. Da sagt er: „Ich will

jetzt mein Geld haben." Er kriegt aber keins von ihnen. „Jetzt mach' ich kurzen Prozeß und geh zum Stadtrichter euch verklagen." Er kommt zum Stadtrichter, der fragt: „Was willst denn du?" — „Meinen Honig hab' ich den Fliegen und Wespen verkauft," sagt er, „und jetzt wollen sie mich nicht bezahlen." Da fängt der Stadtrichter an zu lachen und hat schon gesehen, das ist ein ganz Dummer. „Ich kann dir nichts anders sagen, als wo du eine Fliege siehst, da schlag sie tot," antwortete er. Da fliegt dem Stadtrichter eine Fliege auf die Nase. Er haut aber gleich auf die Fliege, der Hans, auf die Nase. „Ui Jesas, meine Nase," schreit der Stadtrichter. Da sagt der Hans: „Ich hab' auf die Fliege gehauen und nicht auf die Nase." Nun denkt der Stadtrichter: der könnt mir noch die Leute totschlagen, wenn er eine Fliege an ihnen sitzen sieht. Und wer hat's ihm erlaubt? Der Stadtrichter, heißt es dann —. Und so fragt er ihn: „Was kostet denn der Honig?" Da sagt der Hans: „Dreihundert Gulden". Der Stadtrichter schreibt ihm gleich einen Zettel und schickt ihn damit zur Kasse; dort kriegt er sein Geld und zieht vergnügt damit heim. „Mutter, da hab' ich das Honiggeld," sagt er .„Nun," sagt sie, „schau nur, daß du's für die Sauschinken auch morgen kriegst."
Den andern Tag kommt er denn auch wieder zu den Hunden. Die schreien ihn an: „Haun, haun, haun!", weil sie ihn schon gekannt haben. Er aber sagt: „Nicht haun, haun! mein Geld will ich jetzt haben", aber sie bezahlen nicht, und er fährt gleich mit seinem Prügel zwischen sie. Da kommt ein Graf daher und fragt ihn, was er da macht. „Die Hunde haben mir meine drei Sauschinken gefressen," sagt Hans, „und wenn sie's mir jetzt nicht gleich bezahlen, schlag' ich sie alle sechse tot!" Da fragt ihn der Graf, was denn seine drei Sauschinken kosten. „Hundert Gulden," sagt Hans. Der Graf greift in die Tasche und zahlt ihm die hundert Gulden, weil's seine Hunde gewesen sind. Und Hans geht heim zu seiner Mutter und spricht: „Mutter, da hab ich hundert Gulden für die drei Sauschinken." „Nun schau nur," sagt sie, „daß du morgen dein Leinwandgeld auch kriegst."
Den andern Tag geht er zu der Kapelle und sagt: „Du, mein Geld will ich haben!" Ja, der hat nichts geantwortet, die Lein-

wand war aber auch nicht mehr da. Der Hans sagt noch einmal: „Na, wirst mich nicht bezahlen?" nimmt seinen Prügel und haut dem Johannes drei über, daß er mitten entzwei bricht. Und da war in der Mitte, wo er durchgebrochen ist, ein Opferstock drin, da war schon lange geopfert. „Aha," sagt der Hans, „jetzt kannst du zahlen, wo du deine Schläge hast," steckt das ganze Geld ein und geht heim. „So," spricht er, „Mutter, da ist das Geld für die Leinwand." „Gott lob," sagt die Mutter, „Hans, jetzt weiß ich doch, daß du was zu leben hast, wenn ich sterbe." Und hat das Geld alles in die Sparkasse für ihn getragen, und das Jahr drauf ist sie gestorben. Und der Hans hat das kleine Haus bekommen und sechshundert Gulden bar und hat allein fortgewirtschaftet bis an seinen Tod.

Der Pfiffigste



Ein Kaufmann hatte einen Sohn, der war sehr verzogen und gewohnt, immer zu tun, was er wollte. Als er fünfundzwanzig Jahr alt war, schickte sein Vater ihn nach London, um dort die Kaufmannschaft noch besser zu lernen, denn dort gibt es viele und schwerreiche Kaufleute. In London ging der junge Herr eines abends über die Straße, da begegnete ihm ein Mädchen, das war gut gekleidet und trug ein Bündel Holz; sie war aber so schön, daß ihr Gesicht ordentlich leuchtete und er sich gründlich in sie verguckte. Er folgte ihr durch viele Straßen bis in ein enges finsteres Gäßchen, da trat sie in kleines düsteres Haus. Er lauschte am Fenster und sah, wie sie ihr Bündel neben den Herd hinlegte, ihrer kranken Mutter, die auf einem schlechten Strohsack in der Ecke lag, Arznei gab und das Feuer schürte, daß die Flamme hoch aufschlug. Als die rote Helle ihr Gesicht beleuchtete, da dünkte es ihm noch viel schöner, er trat in das Haus, sagte ihr, wie er

sie so über die Maßen lieb habe, und bat sie um ihre Hand. Da er ihr nun auch gar sehr gefiel und sie wohl merkte, daß es ihm Ernst sei, sprach sie: „Ich will dir gerne folgen und dir treu sein ewiglich, wenn ich nur meine Mutter nicht verlassen muß." „Was dein ist, das ist mein," sprach der junge Kaufmann, „deine Mutter ist meine Mutter, und sie soll es gut haben ihr Lebtag." Am andern Tage schrieb er seinem Vater alles, wie es sich zugetragen hatte, und der alte Kaufmann mußte wohl einwilligen, obgleich er es nicht allzu gerne tat, denn er hatte schon ein reiches Mädchen für seinen Sohn in Aussicht. Die Hochzeit wurde feierlich gehalten, dann fing der Kaufmannssohn ein Geschäft für sich an und machte so guten Handel, daß er in kurzer Zeit steinreich wurde.

Die andern Kaufleute, welche nur ums Geld geheiratet und fast alle häßliche Frauen hatten, beneideten ihn aber um seine schöne Frau und konnten gar nicht sehen, daß er so glücklich mit ihr war. Eines abends sagte einer von ihnen, ein recht schlechter Mensch, der zu allem fähig war, in einer Gesellschaft, wo die Kaufleute zusammenkamen: „Glaubst du wohl, du hättest deine Frau allein, und sie sei dir getreu?" „Ja, das glaube ich sicher und fest," erwiderte er. „Ich wette mein Vermögen gegen das deine," sprach der andere, „sie bleibt dir nicht treu, wenn du nur vier Tage auf Reisen gehst." „Die Wette gilt," rief der junge Kaufmann lachend, denn er kannte seine Frau, „ich gehe gleich morgen auf Reise und bleibe selbst acht Tage aus."

Als er seiner jungen Frau zu Hause von der Wette erzählte, lachte sie herzlich mit ihm und sprach: „Dem scheint sein Vermögen leicht feil. Gehe du nur ruhig auf Reise, du hast die Wette schon gewonnen."

Es war in der Stadt eine Magd, welche früher bei dem jungen Kaufmann gedient hatte und der Frau sehr lieb geworden war; nun diente sie anderswo. Der falsche Kaufmann ging zu ihr und bot ihr tausend Gulden, wenn sie die junge Frau bewege, ihre Kleiderkiste in Verwahr zu nehmen und eine Nacht in ihrem Schlafzimmer stehen zu lassen. Die Magd willigte ein, denn sie sah nichts Schlimmes darin und die tausend Gulden stachen ihr

sehr in die Augen. Sie ging zu der Frau und sprach, sie habe all ihre Ersparnisse in ihrer Kiste, wolle jetzt ihren Dienst verlassen und wisse nicht wohin mit der Kiste; ob sie die nicht auf nur eine Nacht in ihr Schlafzimmer stellen könne. Die arglose Frau war es gern zufrieden und sprach: „Bringe sie nur am Abend, ich stelle sie neben mein Bett, da kann niemand dran." Als die Magd dies dem falschen Kaufmann hinterbrachte, sprach dieser: „Ich gebe dir jetzt noch einmal tausend Gulden, wenn du mich in die Kiste kriechen läßt und sie am andern Morgen frühe wieder abholst." „Gott bewahre mich," rief die Magd, „das tue ich nicht, um keinen Preis." Da legte er ihr ein Säckchen mit fünfhundert Gulden auf den Tisch. Sie sagte: „Ja, wenn ich wüßte, daß nichts Arges dabei wäre, dann wäre das was anderes, aber wer weiß, was ihr im Sinne habt." Jetzt legte er noch fünfhundert Gulden dazu und sagte: „Ich verspreche dir heilig, ich rühre die Frau mit keinem Finger an," und dann klimperte er mit Geld in der Tasche, als ob er noch mehr geben wolle, wenn sie nicht einwillige. Der Böse hatte aber ihr Herz bereits ganz umstrickt und sie sagte: „Wenn Ihr mir das versprecht, dann bin ich es zufrieden, aber wer weiß, ob ihr es auch haltet." „Ich halte es so wahr wie ich lebe," sprach der falsche Kaufmann und legte noch eine Handvoll Geld zu den zwei Säcken. „Dann kommt diesen Abend gegen Dunkel und wir machen alles in Ordnung."

Und so geschah es auch. Abends brachte die Magd die Kiste, und die junge Frau stellte sie dicht neben ihr Bett, damit ja kein Dieb daran gehn könne. Während sie eine Weile hinausging, schnitt der falsche Kaufmann mit seinem Messer ein Loch in die Kiste, wodurch er alles sehen konnte, was im Zimmer vorging. Dadurch sah er, daß die Frau oben am Arm ein kleines Muttermal hatte, und daß ihre kleine Zehe schief war. Als sie aber schlief, stieg er vorsichtig aus der Kiste, nahm einen ihrer Ringe vom Tische und verbarg sich wieder in der Kiste, ohne daß die Frau etwas davon bemerkt hätte. Am folgenden Morgen kam die Magd und holte den Kasten wieder ab, und der falsche Mensch triumphierte recht, daß ihm der Streich so wohl gelungen sei und er des Kaufmanns ganzes Vermögen gewonnen habe.

Nach acht Tagen kehrte der Kaufmann zurück und kaum war das ruchbar, als auch bereits eine Einladung des Bösewichts an ihn erging, abends mit den andern Kaufleuten zu ihm zu kommen. Er ging vergnügt hin, denn er wußte, daß seine Frau ihm treu war und freute sich schon im voraus, den andern recht beschämt zu sehn.

Als er aber in das Zimmer trat, empfingen die andern ihn mit höhnischen Gesichtern, sein Widerpart kam ihm entgegen und sprach: „Es tut mir leid, aber ich bin Herr in deinem Hause und morgen früh mußt du schon hinaus mit deiner Frau." „Du bist wohl wahnsinnig?" rief der Kaufmann, „dein Vermögen gehörte mein von Rechts wegen, aber ich will es nicht, du magst es behalten." Da lachten alle laut auf und riefen: „Hat deine Frau kein Muttermal oben am Arm, und ist ihre kleine Zehe nicht schief?" Und der falsche Kerl frug: „Und kennst du den Ring nicht? Sieh, den hat sie mir geschenkt. Das hast du von deiner schönen Frau." Da lachten alle ihn boshaft aus und riefen: „Jetzt kannst du deine schöne Frau für Geld sehn lassen. Wie froh sind wir, daß wir häßliche Frauen haben!" und solcher Dinge mehr.

Dem Kaufmann aber war es, als müsse Himmel und Erde über ihm zusammenbrechen. Wie er aus dem Zimmer kam, wußte er selber nicht; er meinte, alle bösen Geister der Hölle seien hinter ihm her, und stürzte wie wahnsinnig in sein Haus. Dort überhäufte er seine arme Frau mit Vorwürfen und Schimpfwörtern, ohne daß sie ahnte, woher sie das verdiente, schlug sie, daß sie für tot daliegen blieb und eilte fort nach Dänemark, da nahm er als gemeiner Soldat Dienst an.

Als die arme Frau wieder zu sich kam, wußte sie in ihrer Verlassenheit zuerst nicht, was anfangen; sie hatte keinen Menschen auf der Welt, der ihr einen Rat gegeben hätte. Endlich entschloß sie sich kurz und gut, ihrem Manne nachzuforschen und nicht zu ruhen, bis sie ihn wiedergefunden habe. Sie packte so viel Geld zusammen, als sie noch vorrätig fand, legte das Kleid hinzu, das sie an dem Tage getragen, zog statt dessen Männerkleider an und verließ das Haus und die Stadt noch in derselben Nacht.

So zog sie lange unerkannt umher durch alle Kaiserreiche und Königreiche, aber sie fand ihren Mann nicht und fand ihn nicht. Jetzt war nur noch das Königreich Dänemark übrig, dahin wandte sie sich und ließ sich als Arzt bei den Soldaten anstellen, denn sie hatte auf ihren Reisen immer in Büchern gelesen, die von der Arzneikunst handelten, und kannte genau alle Kräuter und Steine und welche Kräfte sie haben. Wenige Zeit nachher wurde der General der Dänen krank, alle Ärzte gaben ihn verloren, da kam sie und verschrieb ihm ein Tränklein, das machte ihn Augenblicks gesund, so daß er noch am selben Tag kommandieren konnte. Der General kommandierte aber vor allem, daß sie von jetzt an Oberregimentsarzt sei, denn die andern Ärzte seien gegen sie keine faule Bohne wert; zugleich befahl er, daß alle Soldaten vor ihr präsentieren müßten, ritt alsdann vor die Front und führte sein Kommando: rechtsum, linksum, marsch!, als ob ihm sein Lebenlang nichts gefehlt hätte.
Der neue Oberregimentsarzt, d. h. die Frau des Kaufmanns, sagte nun zum General, es sei nötig, daß die ganze Armee untersucht würde und jeder einzelne Soldat müßte jetzt vor ihm erscheinen, denn so lang er Regimentsarzt bleibe, dürfte keiner in der Armee krank werden. Daß der General damit einverstanden war, könnt ihr wohl denken. Das tat die Frau aber, weil sie sehn wollte, ob ihr Mann nicht unter den Soldaten wäre. Sie ließ große Kessel voll ihrer Arznei brauen, und als die Soldaten kamen, einer nach dem andern, gab sie jedem, der einen Fehler oder eine Krankheit hatte, ein Fläschchen ihrer Arzenei, ließ es ihn leeren, und im selben Augenblick sprangen die Burschen weg, gesund und flott, wie die Fische im Wasser.
Endlich kam auch der Kaufmann, aber wie sah er aus! Es war fast nichts mehr an ihm wie Haut und Knochen. Ach Gott, wie schlug der armen Frau da das Herz im Leibe! Sie meinte vor lauter Jammer in den Boden zu versinken, und vor lauter Liebe und Freude wäre sie ihm doch zugleich fast um den Hals gefallen. Das war ein harter Stand für sie, aber sie bezwang sich doch, strich sich ihren falschen Schnauzbart ein paarmal, drückte ihren Federhut tiefer ins Gesicht und frug so barsch sie nur

konnte, denn dahinter verbarg sie all das Leid und alle die Freude ihres Herzens: „Was fehlt dir denn, du?“ „Lieber Herr Oberregimentsarzt,“ sprach der Kaufmann, „was mir fehlt, davon könnt ihr mich nicht heilen; ich bin am Herzen krank.“ „Ei was, dummes Geschwätz,“ sprach sie wieder recht barsch, und sie konnte sich der Tränen kaum erwehren, „ich kann alles heilen. Und damit ich dich um so besser in die Kur nehmen kann, bleibst du als Bursch und Bedienter bei mir, obschon du ein rechter Schmutzgockel zu sein scheinst; aber das will ich dir schon abgewöhnen.“
So hatte sie nun ihren Mann wieder, aber es fehlte ihr noch eins, sie mußte ihn noch von ihrer Unschuld und von der Grundlosigkeit seines Verdachtes überzeugen. Nachdem sie das ganze Regiment und danach auch die ganze Armee des Königs von Dänemark gesund gemacht hatte, bat sie den General um drei Monat Urlaub, und das wurde ihr gern bewilligt, denn sie sah plötzlich ganz blaß aus und magerte immer mehr ab vor innerm Herzeleid und Aufregung. Sogleich hieß sie den Burschen, d. h. ihren Mann, die Koffer packen, einen ausgenommen, den er nie berühren durfte, denn darin, sagte sie, wären ihre gefährlichsten Gifte, und wer ihn aufmachte, wäre des Todes. Es lag aber ihr Kleid darin, welches sie getragen hatte, als ihr Mann sie so unbarmherzig geschlagen.
Als nun der Wagen angespannt war und sie fortfahren sollte, frug der Kutscher, wohin der Weg gehe. „Fahre nach London,“ rief sie, „da will ich eine Zeitlang bleiben.“ Ach du lieber Gott und Herr, was soll das werden! dachte der Bediente.
In London mietete sie gleich die besten Zimmer im Hause des falschen Kaufmanns, welches früher ihr eigen gewesen war. Gegen mich hat sich alles verschworen, dachte der Bediente, und wenn der liebe Gott mich nicht stärkt, dann unterliege ich. Dann ging er in die Kirche und betete zum erstenmal seit dem schrecklichen Tag, wo er aus London geflohen, wieder recht aus Herzensgrund, und da kam ein großer Friede über ihn, und er sprach zu sich selbst: wer weiß, was Gott mit mir vor hat, und wodurch ich meine Leiden verdient habe; wenn ich nur nicht erkannt

werde, dann bin ich gern zufrieden. Mit dem Erkennen hatte es aber keine Not, denn er war zu sehr verändert, und zudem dachte kein Mensch mehr an ihn.
Jetzt hielt der Regimentsarzt jeden Abend große Tafel und der falsche Kaufmann wurde immer dazu eingeladen; so oft er aber kam, drückte sich der Bediente in die Ecken und hielt sich so viel als möglich im Dunkel. So wurde der Arzt immer vertrauter mit dem bösen Menschen und zuletzt sagten sie gar „du" zueinander.
Eines Abends ließ der Regimentsarzt von den allerstärksten Weinen auftischen, denn heut, sagte er, wäre sein Geburtstag. Als nun die Gäste recht lustig waren, sprach er: „Jetzt soll mir jeder zum Angebinde das pfiffigste Stücklein erzählen, das er in seinem Leben ausgeführt hat."
„Ja, das gilt," rief der falsche Kaufmann, „und ich fange an, denn ich wette hundert gegen eins, daß ich das pfiffigste Stück von euch allen ausgeführt habe." „Das glaube ich nicht," sprach der Regimentsarzt, „und ich wette mein Vermögen gegen das deine, daß ich ein noch viel pfiffigeres im Sack habe." „Ich halte dich beim Wort," schrie der falsche Mensch und schlug ein, und er glaubte schon, des reichen Doktors Taler in seine Geldkisten versammeln zu können. Jetzt fing er an zu erzählen, wie er vor Jahren den Kaufmann so listig betrogen und seine Wette mit ihm gewonnen habe. Ei, wie da der Bediente die Ohren spitzte, und wie gern wäre er dem falschen Kerl zu Leibe gegangen, aber ehe er das konnte, befahl sein Herr ihm, die verschlossene Kiste schnell ins Schlafzimmer zu tragen und im Nebenkämmerchen zu warten, bis er ihn riefe.
„Das war ein sehr pfiffiger Streich," sprach dann der Regimentsarzt, „aber meiner ist noch pfiffiger. Ich muß aber, ehe ich ihn erzähle, etwas in meinem Schlafzimmer holen." Dann ging er weg, warf Montur und falschen Bart ab und zog wieder die Frauenkleider an, und da war sie wieder grade so schön, wie sie vordem gewesen. Als sie damit fertig war, rief sie dem Bedienten. Wie der erstaunte, seine Frau plötzlich vor sich zu sehn, wie er sich zu ihren Füßen, wie sie sich an seine Brust warf, und was

das für Freude war, das brauche ich nicht zu sagen. Ebenso kann man sich auch wohl denken, was der falsche Kaufmann für ein Gesicht schnitt, als er sich ertappt sah und bekennen mußte, daß der Streich doch noch pfiffiger sei wie der seine. Seitdem durfte er sich nicht mehr in London sehen lassen, vor der Frau aber zog jedermann den Hut ab, und sie lebte noch lange und glücklich mit ihrem Manne, und es waren die reichsten Leute in ganz England.

Von dem Sennen, der das Geigen lernen wollte



Vor langer Zeit, als die Älpler noch das richtige Jodeln nicht verstanden, waren einmal ein Senn und ein Hirtenbub, die paßten gar nicht recht zusammen; der kleine Hirte war sehr brav und fromm, der Senne aber schimpfte und fluchte den ganzen Tag, mochte den Buben gar nicht leiden und lachte ihn aus, wenn er sein Gebet sprechen wollte.
Einmal, als sie vom ersten Staffel in höhere hinauf zogen, blieb eine Kuh zurück. Es war schon spät am Abend, als sie es merkten, aber der Senne befahl dem Hirten doch noch, hinabzusteigen und die Kuh zu suchen und heraufzuholen. Der Bub fürchtete sich, aber er mußte es tun.
Als er unten in der Hütte ankam, war es stockfinster, und er wagte nicht mehr, noch in der Nacht wieder zurückzugehen. Er brachte die Kuh in den Stall und machte sich ein Lager zurecht und legte sich schlafen.
Er hatte aber noch nicht lange gelegen, da ging die Türe auf, und eine ganze Gesellschaft von Sennen und Älplerinnen kam herein, ganz altmodisch gekleidet, die taten, als ob sie hier zu Hause wären. Sie setzten die Kessel über das Feuer, kochten Milch und schickten sich an zum Käsen. Dann holten sie die Kuh herein, schlachteten sie und sotten sie im großen Kessel.

Der Hirt in seinem Bett sah und hörte das alles mit an, und es war ihm ganz unheimlich. Jetzt trat gar einer zu ihm und fragte, ob er nicht auch zu trinken haben wolle. Der Bub wollte nichts nehmen. Aber der Geist sagte: „Du mußt! Was willst du lieber, vergorene, verfluchte oder richtige Milch?“ Da sagte der Bub: „Richtige Milch.“ Sie setzten ihm eine Schale vor, und er trank sie aus.
Nun kam wieder einer und lud ihn ein, von der Kuh mitzuessen. Der Hirt bedankte sich schön. Aber sie nötigten ihn, bis er eine Rippe nahm und sie benagte.
Als die Kuh verzehrt war, wurde eine Musik gemacht, und die Gesellschaft fing an zu tanzen und sang dazu so schön, daß dem Hirtli alle Angst verging und er meinte, noch sein Lebtag so was Schönes nicht gehört zu haben. Da fragte ihn einer, ob er es auch so lernen möge, und was er lieber lernen wolle, das Singen oder das Geigen. Das Hirtlein sagte freudig: „das Singen!“ Nun sammelten sie alle Knochen der Kuh und legten sie sorgsam in die Haut; es fehlte aber das Rippenknöchlein, das der Hirtenbub bekommen hatte. Deshalb ging einer hinaus, holte ein Stücklein Holz und legte es statt der Rippe hinzu; und nun banden sie die Kuhhaut wieder zusammen. Da stand auf einmal die Kuh wieder lebendig da, und der ganze Spuk war verschwunden; der Morgen graute, und die Hütte war wieder leer wie am Abend.
Geschwind machte sich der Bub auf und stieg mit der Kuh zum zweiten Staffel hinauf. Und oben fing er an zu singen von heller Stimme, schöner als Bergfink und Amsel, so daß der Senne, der noch fest geschlafen hatte, aufwachte und ihn fragte, von wem er das schöne Singen gelernt habe. Nun erzählte der Bub alles, was er in der Nacht gesehen und gehört hatte, und beide gingen zur Herde, um die wiedergefundene Kuh anzuschauen. Sie war richtig wie die andern, nur hinkte sie ein wenig und es fehlte ihr gerade das Stück Fleisch, das der Bub gegessen hatte.
Am nächsten Abend stieg der Senne in den Staffel hinunter, aber ohne Grund. Und als die Geister erschienen und ihn fragten, warum er hier sei, da wußte er nichts darauf zu antworten.

Da fragten sie ihn weiter, was er lieber lernen möchte, das Singen oder das Geigen. Er sagte: „Das Geigen.“
Am Morgen aber erschien der Senne nicht wieder im oberen Staffel. Und als die andern sich endlich aufmachten und ihn suchten, da fanden sie ihn tot, und in seiner Brust waren tief die Spuren einer Geige eingedrückt.

Die betrunkenen Krähen



Van Asch, der bekannte Schnapsbrenner von Aalst, kam einmal mitten im Winter mit einem ganzen Fuder Genever über Land gefahren. Von einem der Fässer war ein Band gesprungen, und der Genever lief aus, daß es eine Lust war, es anzusehen. Auf dem Felde saß ein großer Schwarm Krähen. Als die das leckere Naß rochen, flogen sie gierig heran und tranken sich so satt wie die Schnepfen. Keine konnte mehr auf den Füßen stehen; sie torkelten eine Weile herum und fielen zuletzt in Schlaf.
Nun kam gerade ein Bauer des Weges. Der sah alle die Krähen da liegen und dachte gleich an Mutters Kochtopf. Wenn ich die alle zusammen mitnähme und in die Suppe täte, dachte er. Und rasch nahm er eine Schnur aus der Tasche, machte alle Krähen mit den Pfoten daran fest und band sich die Schnur dann rund um den Leib.
Nach einer Weile aber wurden die Krähen wieder nüchtern, ermunterten sich, und ohne viel Komplimente flogen sie mit dem Bauer in die Luft — und der Teufel weiß, was aus dem geworden ist.

Das Berggeistl



Es war einmal ein armes Weib, das hatte nur ein einziges Kind, ein gutes, braves Mädchen, und das war alles, was sie hatte. Und die Mutter lag sterbenskrank und hatte weder einen Bissen Brot, noch einen roten Pfennig zu Hause. Da sprach es zu seinem Kinde: „Geh in Wald, Moidele! und klaub dort Beere. Die kannst du dann in die Stadt tragen und verkaufen."

Das Mädchen nahm ihr Weidenkörbchen und ging in den Wald hinein und kam immer weiter und weiter im dunkeln Forste, bis es endlich Schwarzbeeren die Menge fand. Es sammelte sie nun ins Körbchen, hatte auf nichts anderes acht und wurde des Pflückens gar nicht müde. Dabei dachte es sich: wenn ich das Körbchen gehäuft voll habe, kann ich zwei Sechser bekommen und der Mutter auch etwas Besseres als nur Brot kaufen. — Darüber war der Tag schon vergangen, und es dämmerte schon hinter den Bergen herauf. Da stand auch das Mädchen auf, sah seelenvergnügt aufs volle Körbchen und wollte heimgehen.

Es machte sich nun auf den Weg, doch bald war der Steig verschwunden, und es wußte nicht wo hin und wo aus. Es lief nun über Stock und Stein, durch Dick und Dünn, doch je weiter es ging, desto dichter wurden die Bäume und desto mehr begann es zu dunkeln. Da wurde es dem Kinde ganz unheimlich zumute, es stand stille und weinte bitterlich. Dann faßte es sich wieder ein Herz und ging vorwärts, doch an ein Finden aus dem Walde war nicht zu denken. Wie Moidele schon ganz verzagt war und dachte, jetzt kannst du nicht wieder nach Hause, trappelte es plötzlich durch die Bäume daher, und ehe sie es meinte, stand ein kleines, kleines Männchen vor ihr, das war in grauen Baumbart gekleidet. Es war das Berggeistl. Als es sah, wie das Mädchen weinte, fragte es gar freundlich: „Was fehlt denn dir, daß du so weinst?"

„Ach," antwortete Moidele schluchzend, „ich habe Schwarzbeere geklaubt, um dafür Brot und Fleisch für die kranke Mutter zu kaufen, und jetzt find ich nicht mehr aus dem Walde und muß hier übernachten, und die kranke Mutter ist ganz allein."

„Wenn nur das fehlt," erwiderte das Männchen, „so ist dir leicht zu helfen. Warte, ich werde dich gleich aus dem Walde führen, folge mir nur!"

Mit diesen Worten ging das Berggeistl voraus, und wo es hintrat, war guter Weg. Das Mädchen folgte, obwohl es hundsmüde war, und bald wurde der Wald lichter und lichter, und sie standen im Freien. Dem Moidele klopfte nun das Herz vor Freude, und es dankte dem kleinen Männchen gar herzlich.

„Deine Mutter ist krank," sprach da das Berggeistl. „Weil du so brav bist, soll ihr geholfen werden." — Da bückte es sich und pflückte ein paar Kräuter, die es dem Kinde gab. „Siede sie heute noch, und gib das Wasser davon deiner Mutter zu trinken, und sie wird alsogleich gesund werden." Das Berggeistl lächelte und im Husch war es verschwunden. Moidele lief nun voll Freude heim und erzählte der Mutter, was ihm im Walde begegnet war. Dann ging es in die rußige Küche, machte Feuer an und sott die Kräuter, seihte das Wasser davon ab und brachte es der Mutter. Die trank es, und kaum hatte sie den letzten Tropfen davon zu sich genommen, als sie sich ganz gesund fühlte und aufstand.

Dies alles hatte der Bube des Nachbars gesehen, der öfter in die Hütte kam, und dachte sich: „Warte, jetzt will ich auch in den Wald hinausgehen und mir solche Wunderkräuter geben lassen. Die will ich dann in der Stadt um teures Geld verkaufen und mir dafür Zuckerfeigen und anderes anschaffen."

Gedacht, getan. — Am anderen Tage ging er in den Wald, aß dort Heidelbeeren, soviel er mochte, und als er deren satt war, drang er tiefer in den Wald und fing endlich zu flennen und zu heulen an, daß die Bäume es wiederhallten. Er hatte schon lange gelärmt, als das Berggeistl dahergegangen kam und fragte: „Was machest du hier in meinem stillen Walde für einen Lärm?"

„Weil ich nimmer heimfinde und meine kranke Mutter ganz allein ist." Dabei weinte der Knabe und hob beide Hände auf und bat das Männlein auf den Knien, ihn doch aus dem Walde zu führen.

„Wenn dir nichts anderes fehlt, so soll dir geholfen werden," sprach das Berggeistl und ging voran. Der Knabe folgte ihm. Da führte das Berggeistl den falschen Buben vier Stunden lang durch den dichtesten Wald, bergab, bergauf, so daß er todmüde ward und seine Falschheit bitter bereute. Als der Knabe vor Müde beinahe nicht mehr weiterkam, stunden sie endlich am Saume des Waldes. Da war er froh und wollte schon davon laufen, als das Männlein sprach: „Warte, ich muß dir auch ein heilsames Kräutlein mitgeben."

Bei diesen Worten bückte sich das Berggeistl und rupfte ein paar Blätter ab, die es dem Buben gab. — Dann sprach er: „Siede sie dir und trinke vom heilsamen Wasser." — Kaum hatte der Knabe die Kräuter, so eilte er über Stock und Stein nach Hause und tat nach den Worten des Berggeistls. Er ging in die Küche, machte Feuer an und sott die Kräuter. Dann seihte er das Wasser ab und trank es voll Gier. Doch sieh, kaum hatte er es getrunken, als er für seine Falschheit bitter, bitter bestraft wurde. Es begann ihn zu grimmen, daß er sich vor Schmerzen wie ein Wurm wand und bog. Das dauerte einige Tage, und seitdem war er ein braver Bursche, das Kräutlein hatte eine gar heilsame Wirkung getan.

Jan Bettegraf



In alten Zeiten war einmal ein Mann — er hieß Jan —, der kehrte aus fernen Ländern zurück nach Haus. Als er eine Zeitlang gewandert war, verirrte er sich, und er kam an einen ganz hohen Berg; da war kein Haus noch irgendwelche Spur von einer Menschenseele zu sehen.

Der Mann schaute betrübt darein, denn inzwischen war es Abend geworden, und sein Magen fing an zu knurren. Er versuchte alle Wege links und rechts und gradeaus, sah sich nach allen Seiten um und wußte nicht, was er anfangen sollte, seinen Hunger zu stillen. Da hörte er auf einmal in der Ferne ein Spinnrad schnurren: rrr rrr rrr! Er lauschte, woher das Geräusch kam, ging in der Richtung vorwärts, blieb manchmal stehen, um wieder zu lauschen — und ja, das Schnurren kam immer näher und näher, bis er endlich vor einer Höhle stand, und wirklich, da saß eine Spinnerin, ein steinaltes Mütterchen, die ließ das Rädchen schnurren, daß es eine Lust war, es anzuhören. Durch das ewige Treten hatte sie einen ganz platten breiten Fuß bekommen, und von dem Fadenanfeuchten eine lange vorstehende Unterlippe.

„Wie kommst du hierher geschneit?" fragte die Alte, als Jan hereintrat; „seit die Welt steht, bist du der erste Mensch, der den Fuß über meine Schwelle setzt. Was willst du von mir?"

„Ich wandre nach Haus", sagte Jan, „und hab' mich verirrt und kenne hier nicht Ost noch West. Und dabei, die Wahrheit zu sagen, ich hab solchen Hunger, daß ich einem Nagel den Kopf abbeißen möchte."

„Gut", sagte die Spinnerin, „du sollst mein Gast sein, setz dich." Darauf schnitt sie ihm eine dicke Butterstulle und schenkte ihm einen Krug voll ein von einem wundervollen Getränk, davon wurde Jan so quick und munter, daß er bald mit der Frau lustig am Schwätzen war.

„Wohnst du hier so mutterseelenallein, Mutter?" fragte Jan. „O nein," sagte Gret Weißwohl — so hieß sie nämlich —, „ich wohne hier mit den vier Winden."
„Mit den vier Winden?" sagte Jan und machte große Augen. „Mit den vier Winden! Wie soll ich das verstehen?"
Nu, die vier Winde, das sind meine vier Söhne," sagte Gret. „Deine vier Söhne!" sagte Jan, „ach die möcht ich wohl mal sehen."
„Das kannst du, warte nur einen Augenblick, sie kommen gleich nach Hause."
Und wirklich, es war noch keine halbe Minute herum, da kam plötzlich was angesaust und gebraust, und zugleich drang eine so kalte Luft herein, daß einem die Nase fror.
„Hier," sagte die Spinnerin, „siehst du's nun? Da ist Norden, er hat eine Reise über See gemacht."
Und da stand er wirklich, der Kerl, seine langen Haare wehten wild durcheinander, und sein dunkles Gesicht war wie verhagelt, sein Bart Pfeffer und Salz, wie bei einem, der durch den Schnee gegangen ist. Ein Vaterunser später kamen noch zwei hereingestürmt, und beinah wär der Alten, von dem heftigen Wind, ihr ganzer Flachs vom Rocken geflogen. „Guten Tag, Mütterchen," sagten sie alle beide zugleich, obwohl sie von entgegengesetzten Seiten kamen, „wie geht's, wie steht's, und wo ist das Nestekūken denn?"
Und die Alte sagte: „Mir geht's gut, Westen, und wie ist's mit dir, Osten? Norden ist schon zu Haus, und Süden wird auch bald hereinkommen, denk ich. Er ist die halbe Zeit fort, der Schlingel; ich glaube, er hat irgendwo einen Schatz."
Kaum waren die Worte über ihre Lippen, da wurde es mit eins so mollig und so warm wie mitten im Sommer, so daß Jan vor Schläfrigkeit an zu gähnen fing. Und da stand auch schon Süden vor ihm, ein schlanker junger Mann, mit flachsblondem Bart, langem Krüllhaar, in einem grünen Mäntelchen. „Ah, mein lieber Junge!" sagte die Alte, „wo hast du so lange gesteckt? Warte, wenn das Wegbleiben kein Ende nimmt, dann muß ich nächstens 'mal böse werden."

„Nein, nein Mutter, du wirst nicht schimpfen, wenn du hörst, daß ich in dem Lande gewesen bin, wo man nicht stirbt."
„Wo man nicht stirbt!" dachte Jan und sah auf, als ob er Schnee brennen sähe. „Nach dem Land möcht ich auch 'mal."
„Gut," sagte Süden, der Jans Gedanken gehört hatte; „ich ziehe morgen wieder hin. Willst du mit? Aber du mußt gut aufpassen und alles tun, was ich sage, sonst kommst du im ganzen Leben nicht hin."
„Nur ruhig," sagte Jan, „du brauchst nur zu befehlen."
Den andern Morgen vor Tau und Tag stand Jan schon fix und fertig, als der Südwind noch im Bette lag und schnarchte. Ungeduldig ging Jan hin und her wie einer, der auf Schildwacht steht, und jedesmal, wenn er vor Südens Schlafkammer kam, stampfte er ein oder zweimal, bis Süden endlich wach wurde und rasch aufsprang.
„Ach du bist's, der da schon so'n Leben macht," sagte Süden. „Wahrhaftig, du bist kein Langschläfer; komm, wir brechen gleich auf, aber paß wohl auf, was ich dir sag, sonst . . ."
Na, und ob Jan aufpaßte!
„Sieh, da ist eine Pelzmütze," sagte Süden, „die mußt du aufsetzen und immer dicht bei mir bleiben, sonst verirrst du dich! Und hüte dich, daß du das Mützchen nicht vom Kopfe fliegen läßt. Denn wenn das geschieht, ehe wir den Boden erreichen, so fällst du herab und brichst den Hals."
„Nur keine Angst," sagte Jan, und setzte dabei seine Mütze auf, und im Augenblick war er unsichtbar geworden, auch für sich selbst. Dann tat Süden sein Mäntelchen an und fing mit eins dermaßen an zu wehen, daß im Häuschen alles unterst zuoberst flog, und — hui! stob Süden hinaus und Jan mit.
Als sie nun schon Stunden und aber Stunden weit geflogen waren, sahen sie von weitem ein schönes Schloß stehen, und Süden sagte zu seinem Gefährten, da wohnte der König, und nun kämen sie in das Land, wo man nicht stirbt.
„Wollen wir nach dem Palast fliegen?" fragte Jan, „ich möchte ihn aus der Nähe besehen." — „Einverstanden," sagte Süden,

und sie stoben hin wie die Schwalben. Da flog von dem starken Luftzug ein Fenster auf und sie waren alle zwei in der Königs- tochter ihrer Kammer. Und als sie hereinkamen, wurden alle die kostbaren Sachen und Sächelchen, die auf Tischen und Schrän- ken lagen und standen, emporgehoben und umgeworfen. Jan war wie von der Hand Gottes geschlagen, und in der Verbaast- heit vergaß er sein Käppchen auf dem Kopfe festzuhalten; plötz- lich flog es ab, und da stand er nun, wie er leibte und lebte, sicht- bar vor der Prinzessin, während Süden schon auf dem Nach- hausewege war.

Die Königstochter fand das herrlich, einen sterblichen Menschen zu sehen, und sie fragte Jan, wo er her wäre und wie und warum er dahin gekommen wäre. Jan erzählte, wie es ihm ergangen war, und darüber kam der König und wollte sehen, was es da gab. Wie der König von dem unbekannten Lande reden hörte und all den seltsamen Dingen, die Jan so hübsch zu beschreiben wußte, wurde er immer freundlicher zu dem fremden Gast und bot ihm zuletzt an, ganz da zu bleiben und sein Schwiegersohn zu werden. Daß Jan nicht nein sagte, versteht sich, im Gegenteil, er war ganz selig, daß er eine so liebe Prinzessin zur Frau bekom- men sollte. Als er aber über ein Jahr glücklich mit ihr gelebt hatte, dachte er an seine Mutter und bekam je länger je mehr Heimweh nach ihr. „Herr König," bat er eines Tages, „darf ich einmal nach Haus und sehen, wie es meiner alten Mutter geht?"

„Du magst gehen," sagte der König, „aber was willst du da? Da wird dich keine lebende Seele mehr kennen, mein Junge, glaub' mir; du wohnst hier schon viel länger, als du denken magst." Wie der König aber sah, daß Jan nicht davon abzu- bringen war, holte er sein bestes Pferd, und beim Abschied band er seinem Schwiegersohn auf die Seele, er solle ja nicht von dem Pferde steigen, wie gute Worte man ihm auch geben würde; er würde es sonst bitter bereuen.

„Keine Sorge, keine Sorge!" sagte Jan, und weg war er. Als er nun zuguterletzt in seine Heimat kam, kannte er da weder Land noch Sand, weder Mensch noch Tier mehr; alles war

anders, und was er gekannt hatte, tot und begraben. Er ritt zu dem Bürgermeister, und ließ in den Gemeinderegistern nach- schlagen, aber alles war verlorene Mühe; sie durchsuchten zwei, drei dicke Folianten, fanden aber niemand, der da hieß wie Jan, nämlich Johannes Vettegraaf, genannt Jan Knop van Mun- kenreede. Der Bürgermeister dachte zuletzt, was geht mich der fremde Mensch an, und wollte das Suchen schon aufgeben, da kam ihm zufällig noch ein altes Register unter die Finger, das die Mäuse schon halb aufgefressen hatten, und das da wer weiß wie lange schon im Staube lag. Er schlug es auf, und da stand Jan wirklich, mit Tauf- und Zunamen, gebucht vor sieben- hundert Jahren.

„Wollt Ihr nicht bei mir bleiben zum Essen, mein Herr?" sagte der Bürgermeister da, und betrachtete den neuen Methusalem andächtig, „so was passiert nicht alle Tage. Ihr müßt mir Eure Geschichte erzählen, und das müssen wir in die Zeitung . . ."

„Nicht nötig," sagte Jan, machte rechtsum kehrt und ritt weg, ohne von seinem Pferd gekommen zu sein, denn er hatte die Warnung von seinem Schwiegervater noch nicht vergessen. Als er nun wieder ein gut Stück Weges zurückgelegt hatte, sah er einen alten Mann da liegen unter einer ganzen Karre voll ver- brauchter und zerbrochener Wagenräder. Der arme Teufel ächzte und jammerte und guckte Jan so jämmerlich unter der Karre weg an — es war ein Rad quer über ihn gelaufen —, daß es Jan er- barmte und er an nichts von alledem mehr dachte, was ihm sein Schwiegervater anbefohlen hatte.

„Komm," sagte er, „ich will dir helfen, Kamerad." Und er zog das Alterchen unter dem Wagenrad hervor. Aber kaum war Jan von seinem Pferde gestiegen und der alte Taugenichts wie- der auf den Beinen, da packte er Jan fest an der Schulter. „Ha, Vogel, nun hab' ich dich gefangen. Siehst du da all die zerbrochenen Räder auf meiner Karre liegen? Die hab' ich alle in Stücke gefahren, als ich dich verfolgte. Es sind schon 700 Jahr, mußt du wissen, daß ich dir vergebens nachsetze, aber nun hab' ich dich; mein Name ist Pietje der Tod." Das letzte Wort war grade ausgesprochen, als Jan Vettegraaf,

genannt Jan Knop van Munkenreede, der so lange gelebt hatte, tot hinfiel wie ein Stein.

En er kwam een Kater,
En hij sprong in't Water.
En er kwam een Puit
En't vertelselken is uit.

Die junge Gräfin und die Wasserfrau



In alten Zeiten war einmal eine Gräfin, die ging eines Tages, da sie sich nicht wohl befand, an einem See spazieren. Da hörte sie im See die Wasserfrau sprechen und redete sie an, und wirklich, die Wasserfrau kam hervor und unterhielt sich mit ihr. Auch später sprachen sich die beiden noch öfters an diesem See und wurden so vertraut miteinander, daß die Wasserfrau ihr anbot, sie wolle als Patin das Kind zur Taufe halten, das die Gräfin gerade damals zu bekommen hoffte. Dies Versprechen nahm die Gräfin auch gern an, und als sie bald darauf wirklich eine kleine Tochter kriegte, so lud sie auf einen bestimmten Tag die Wasserfrau als Patin ein.

Als der Tag da war und die Gräfin alles zur Taufe zugerichtet hatte, fehlte nur die Patin noch. Man wartete und wartete, aber immer umsonst. Endlich ging die Tür auf und die Wasserfrau trat herein mit einem großen weißen Schleier, der war aber halb naß. Sie hielt nun das Kind zur Taufe und legte ihm als Patengeschenk ein Körbchen mit drei Eiern unters Kissen, dabei sagte sie: diese Eier solle man recht sorgsam aufheben, die könnten dem Kinde einmal nützlich werden.

Nicht lange nachher, da starb die Gräfin. Die Frau, die der Graf alsdann wieder heiratete, bekümmerte sich nicht viel um das Kind der verstorbenen Gräfin, weil sie's nicht leiden konnte,

und übergab es deshalb einem Kindermädchen, das konnte mit ihm machen, was es wollte, und ging oftmals mit ihm spazieren und ließ es dann ganz allein in der Nähe des Sees spielen. Da kam aber jedesmal die Wasserfrau und hütete es und erzählte ihm allerlei hübsche Geschichten. Da gedieh die junge Gräfin sehr wohl und war schon ziemlich erwachsen, als in einer Nacht das Schloß ihres Vaters abbrannte und er mit einem Male ein ganz armer Mann wurde.

In dieser Not flüchtete sich die junge Gräfin mit ihrem Eierkörbchen, das sie gerettet hatte, zu ihrer Patin im See und fragte die um Rat, was sie jetzt anfangen sollte. Als die Wasserfrau sah, daß die junge Gräfin die drei Eier noch hatte, so sagte sie zu ihr: „Du bist noch reich genug; denn durch diese Eier werden dir drei Wünsche, die du tun darfst, gewährt, sie mögen so groß und so schwer sein, wie sie wollen. Indes mußt du ja nicht leichtsinnig deine Wünsche verschwenden und immer noch für den Notfall einen aufsparen." Sodann sagte sie ihr weiter, sie solle durch den Wald zu einer hohen Herrschaft gehen und sich dort als Dienstmagd verdingen. Ja, damit war die junge Gräfin wohl zufrieden und machte sich sogleich auf den Weg dahin.

Unterwegs aber traf sie ein Bauernmädchen, die hieß Kätterle und hatte ganz gewöhnliche Kleider an. Weil sie nun besorgt war, daß man sie in ihren vornehmen Kleidern nicht leicht als Dienstmagd nehmen würde, so fragte sie das Kätterle, ob sie nicht Lust habe, die Kleider umzutauschen und die ihrigen dafür anzuziehen? Ja, dem Kätterle war es ganz recht, und so gab die junge Gräfin ihren ganzen Anzug hin, und zog dafür die Bauernkleider an.

Dann wanderte sie allein weiter durch einen großen Wald und kam zu einem Schloße, darin wohnte eine vornehme Herrschaft, bei der fragte sie an, ob man keine Dienstmagd brauche? O ja, die könnte man wohl brauchen, hieß es, allein die Gräfin sah doch gar zu jung aus, so daß man sie anfangs nicht nehmen wollte. Weil sie indes nur sehr wenig Lohn forderte und versprach, daß sie jede Arbeit im Hause und in der Küche tun wolle, so behielt man sie endlich doch. Und da mußten nun ihre weißen

Händchen die härteste Arbeit verrichten und wurden auch ganz hart und braun davon. Auch ihre Kleider sahen zuletzt von der Arbeit ganz schmierig und schmutzig aus — denn neue konnte sie sich nicht anschaffen —, so daß sie deshalb die Zimmer der vornehmen Herrschaft niemals betreten durfte.
So waren schon sieben Jahre hingegangen, und die junge Gräfin war noch immer Dienstmagd und Küchenmädchen.
Da gedachte der Sohn des Hauses sich zu verheiraten, und um sich die schönste Frau aussuchen zu können, veranstaltete er einen großen Ball, dazu wurden alle vornehmen Töchter aus der Umgegend eingeladen. Als die nun eines abends in prächtigen Kleidern ankamen, da dachte die junge Gräfin: „es wäre doch schön, wenn ich auf den Ball könnte!" Da fielen ihr plötzlich die drei Eier ein, und nachdem sie ihre Arbeit in der Küche getan hatte, nahm sie Wasser, ging auf ihr Zimmer und wusch sich und wünschte sich dann ein recht hübsches Ballkleid mit allem, was dazu gehörte. Im Augenblick war alles da. Voller Freude zog sie es an und ging in den Ballsaal, da waren die Gäste schon versammelt, und alle bewunderten das schöne unbekannte Fräulein. Auch dem Sohne vom Hause gefiel sie so gut, daß er sich den ganzen Abend am liebsten mit ihr unterhielt und sie bat, als sie fortging, ihm ihr Taschentuch zu schenken; das tat sie gern, und er gab ihr denn zum Andenken das seinige. Dann schlich sie sich ganz heimlich auf ihre Schlafkammer und versteckte das prächtige Ballkleid und zog wieder ihr schlechtes Küchenkleid an.
Am folgenden Tage nun sprachen die übrigen Mägde viel von dem fremden schönen Fräulein, das dem Herren so gut gefallen habe, und die eine vermutete dies, die andere das. Das alles hörte die junge Gräfin aufmerksam mit an und war ganz still und vergnügt dabei.
Nach vier Wochen gab der junge Herr einen zweiten Ball, und wie die Mägde sich erzählten, so wollte er an diesem Abend sich eine Frau auswählen. Da meinte die junge Gräfin, sie möchte doch auch wohl dabei sein, und konnte es nicht unterlassen, ihren zweiten Wunsch zu tun und sich für den Ball ein

Kleid voll Diamanten nebst allem übrigen Schmuck zu wünschen. Das legte sie an und trat wieder zuletzt in den Saal. Da staunten alle Herren und Damen noch weit mehr als das erste Mal über das wunderschöne Fräulein; am meisten aber der junge Hausherr selbst; der wich gar nicht mehr von ihrer Seite und gestand ihr am Ende, daß er sie lieber habe als alles, was es sonst noch auf der Welt geben möge, und wenn sie ihn ebenfalls lieb haben könne, so solle sie seine Frau werden.
Da sagte ihm aber die junge Gräfin: sie fürchtete nur, es werde sein Wort ihn gereuen, sobald er erführe, wer sie sei.
Allein, als er sagte: sie möge sein, wer sie wolle, er habe niemand so lieb wie sie und könne nicht mehr leben ohne sie, da willigte sie endlich ein und nahm den Ring, den er ihr gab und gab ihm dagegen ebenfalls einen Ring, den sie von ihrem Finger zog. Zugleich wurde verabredet, daß sie in vier Wochen wiederkommen und dann wirklich seine Frau werden sollte. Darauf ging sie wieder ganz allein fort, so daß niemand wußte, wo sie geblieben war.
Die Mägde aber sprachen am andern Tage viel von der schönen jungen Braut und wie der junge Hausherr sie so lieb habe. Das alles hörte das Küchenmädchen gern mit an, und wenn ihr das Herz in der Brust auch zuweilen vor Freude hüpfte, so sagte sie doch niemand, was sie wußte, und wer sie war.
So kam denn der Tag, wo der große Hochzeitsball gefeiert werden solle. Da fiel es aber der jungen Gräfin mit Schrecken ein, daß sie nur noch einen einzigen Wunsch übrig habe, und daß die Wasserfrau sie so dringend ermahnt habe, doch ja noch einen Wunsch für den Notfall aufzusparen. Deshalb glaubte sie, sie dürfte diesmal nicht auf den Ball gehen. Sie konnte sich zwar erst gar nicht darein finden und wäre gar zu gerne hingegangen; aber sie blieb diesmal doch zu Haus.
Darüber war nun der Bräutigam ganz unglücklich, und weil er von seiner Braut gar nichts mehr hörte und sah, so wurde er krank aus Kummer. Kein Arzt konnte da helfen. Er dachte immer nur an seine Braut und hätte vor Heimweh und Sehnsucht sterben mögen. Als dies die junge Gräfin von der Köchin, der

sie immer helfen mußte, erfuhr, so tat es ihr herzlich leid, und sie machte sich stille Vorwürfe darüber, daß sie den dritten und letzten Wunsch noch zurückbehalten und nicht ihrem Herrn zu lieb auf den Ball gegangen war. Vielleicht wär er dann wohl nicht krank geworden, meinte sie. Jetzt aber dachte sie Tag und Nacht daran, wie sie ihm helfen und sich ihm zu erkennen geben könnte.

Da verordnete eines Tags der Arzt dem Kranken eine Suppe, und das Küchenmädchen bat die Köchin, daß sie ihr doch erlaube, diese Suppe zu kochen. Die Köchin wollte das durchaus nicht zugeben. Weil das Küchenmädchen aber so dringend und um Gottes willen bat, so ließ sie es endlich geschehen.

Und nun bereitete sie die Suppe so gut sie es nur konnte, und als sie fertig und in eine Schüssel gefüllt war, warf sie ihren Brautring hinein. Dann mußte die Köchin sie dem Kranken hinbringen, denn das Küchenmädchen durfte die Zimmer des vornehmen Herrn durchaus nicht betreten. Die Suppe aber schmeckte dem Kranken so gut, o so gut, daß er sie rein aufaß. Da sah er mit einem Male unten in der Schüssel den Ring seiner Braut und war ganz glücklich und ließ sogleich die Köchin kommen und fragte, wer die Suppe gekocht und den Ring hineingetan habe? Da kam die Köchin in große Not, denn von dem Ringe wußte sie nichts und gestand es endlich, daß das Küchenmädchen die Suppe zubereitet habe. Da wurde das Küchenmädchen herbeigerufen, und wie sie ins Zimmer trat, sprach der junge Hausherr: „Also du bist es, du lumpiges, schmutziges Ding? Du hast die Suppe gekocht? Woher hast du den Ring da?“ Da antwortete ihm das Küchenmädchen sanft und schüchtern, den Ring habe ihr der gnädige Herr selbst geschenkt. Darauf wurde er ganz zornig und schalt sie aus und wies sie zur Stube hinaus. Dann aber befahl er, man solle genau achtgeben, was das Küchenmädchen mache, und mit wem sie umgehe. Das Küchenmädchen aber war ganz beschämt in ihre Schlafkammer gegangen, hatte sich gewaschen und ihr diamantenes Ballkleid angezogen. Auch das Kleid, welches sie auf dem ersten Balle getragen und das Taschentuch,

das ihr der Hausherr geschenkt hatte, nahm sie mit, und so ging sie jetzt zu dem Kranken.

Wie sie aber aus der Tür trat, stand ein Bedienter da, um aufzupassen, und als der die wirkliche Braut sah und erkannte, wollte er der erste sein, der es dem Herrn meldete, und stürzte in der Eile die Treppe hinunter und brach ein Bein. Ein anderer Bedienter, der unten stand, wurde von dem Glanze der Diamanten so geblendet, daß er erblindete. Als nun das Küchenmädchen in diesem Schmucke zu dem Kranken kam, erkannte er sogleich seine Braut und fühlte nichts mehr von seiner Krankheit. Die Braut aber sagte ihm: „Das ist nun das lumpige, schmutzige Ding, das du vorher aus der Stube gewiesen hast, und das dir die Suppe gekocht und den Ring, den du ihm geschenkt, hineingeworfen hat. Habe ich nicht recht gehabt, als ich warnte und dir sagte, du würdest mich nicht heiraten, wenn du wüßtest, wer ich sei?“ Dann erzählte sie ihm alles, was er je mit ihr gesprochen, zeigte ihm das Kleid, das sie auf dem ersten Balle getragen und das Taschentuch, das er ihr damals geschenkt hatte. — Da sah der junge Herr nun wohl, daß seine Frau eben das Küchenmädchen war, und bat sie tausendmal um Verzeihung wegen der harten Worte, die er, ohne sie zu kennen, zu ihr gesprochen hatte, und beteuerte ihr noch mal, daß er niemand anders als sie heiraten werde. Er hat ihr auch Wort gehalten und hat sie zu seiner Frau genommen, obwohl seine Mutter es gar nicht zugeben wollte und sehr bös war, daß er so ein verlaufenes Küchenmädchen heiratete.

Als nun die junge Gräfin ihr erstes Kindlein kriegte, und das war eine Tochter, da nahm die alte Schwiegermutter sie ihr heimlich weg und warf sie in den See. Ebenso machte sie es später mit der zweiten Tochter. Ihrem Sohne aber sagte sie, daß seine eigene Frau die beiden kleinen Kinder umgebracht habe. Da ward der Mann sehr zornig, und so lieb er früher seine Frau auch gehabt hatte, so bös ward er jetzt auf sie und befahl, daß sie zur Strafe in ihrem Zimmer verbrannt werden sollte. — Darauf wurde sie eingeschlossen und der große Ofen ganz glü-

hend gemacht. Als aber die Frau die Hitze nicht mehr ertragen konnte, fiel es ihr ein, daß sie ja noch einen Wunsch habe und wünschte sich sogleich ihre Patin, die Wasserfrau herbei. Die war auch im Augenblick da und half ihr, machte es kühl und öffnete das Zimmer und sagte: „Deine beiden Töchter, welche die Schwiegermutter in den See geworfen hat, habe ich gerettet und aufgezogen. Ich will sie noch heute nebst einem geschriebenen Zettel ans Ufer stellen; von dort mußt du sie abholen, dann wird alles gut gehen.“ Und so geschah es denn auch. Als nun die beiden Töchter, die beide wunderschön waren, in das Schloß zu ihrem Vater kamen und dieser aus allen Zeichen genau erkannte, daß dies wirklich seine eignen Kinder waren, und daß seine übermütige Mutter sie hatte umbringen wollen, da herzte und küßte er sie vielmals vor Freude und bat seine Gemahlin mit Tränen um Verzeihung. Die böse alte Gräfin aber mußte nun die Strafe leiden, die sie der Frau ihres Sohnes hatte bereiten wollen, und darauf lebte die junge Gräfin mit ihrem Manne und ihren Kindern immer in Frieden und Freude, und jedermann hatte sie gern; besonders gut aber hatten es die Mägde bei ihr, die früher mit ihr gedient hatten, und namentlich die alte Köchin, die ihr erlaubt hatte, die gute Suppe zu kochen.

Der Hasenhirt



Es waren gestern grad hunderttausend Jahr, da hütete ein armer Hirt mit seinem Jungen die Schweine auf dem Königsgut. Auf einmal wühlte eine Sau einen goldenen Mörser und einen goldenen Stampfer aus dem Boden. Der Alte wollte ihn behalten und verkaufen, aber der Junge sagte: „Wir wollen ihn lieber dem König bringen, dabei werden wir besser fahren.“ Der Vater gab nach und

schickte seinen Sohn mit dem kostbaren Fund an den Hof. Der König freute sich so über den ehrlichen Jungen, daß er zu ihm sagte, zum Lohn dafür dürfte er sich auch wünschen, was er wollte. Da sagte der Hirtenknabe: „Ich wüßte schon, was ich mir wünschen soll, aber das krieg ich doch nicht.“ Der König aber antwortete: „Sag es nur ohne Scheu. Wenn es in meiner Macht steht, soll dein Wunsch dir erfüllt werden.“ Da sagte der junge Hirte: „Dann wünsch' ich mir die Prinzessin zur Frau.“

Das war dem König denn doch hart, daß er seine Tochter dem Sohn des Schweinehirten geben sollte, und er sagte zu ihm, das müsse er erst mit dem Kronrat besprechen, er sollte so lange warten. Sogleich ließ er seine Räte kommen und trug es ihnen vor; er möchte sein Wort, das er gegeben habe, nicht brechen, aber er wolle doch auch keinen Schweinehirten zum Schwiegersohn haben. Der eine meinte dies, der andere das, bis zuletzt einer den Rat gab: „Der Herr König kann ja sagen, jeder, der seine Tochter freien wolle, der müsse erst vier Tage lang hundert Hasen hüten, wem es aber nicht gelänge, dem würde der Kopf abgeschlagen. Wenn des Hirten Sohn es vollbrächte, dann könne auch sein Wunsch erfüllt werden. — Aber das wird er nicht wagen, und wenn er ja so toll sein sollte, es zu versuchen, so wird es ihm nimmermehr gelingen, und so ist der Herr König seines Wortes ledig.“

Der Rat gefiel dem König, und er beschied den Hirtenjungen wieder zu sich und sagte ihm, welche Arbeit jeder erst vollbringen müsse, der um seine Tochter freien wolle. Da vermochte der junge Schweinehirt weder ja noch nein zu sagen und bat sich erst einen Tag Bedenkzeit aus.

Wie er aber nach Hause kam und es dem Vater erzählte, da sagte der: „Junge, das bringst du ja nie und nimmer fertig. Hättst du dir doch etwas anderes gewünscht!“

Aber dem Sohn lag immerzu die schöne Prinzessin im Sinn, er schüttelte den Kopf und antwortete: „Vater, wenn ich sie nicht zur Frau bekommen kann, dann liegt mir nichts mehr am Leben.“

Diesen Tag mußte nun der Junge allein die Schweine austreiben, und wie er so draußen saß und sann und sann und nicht aus

noch ein wußte, da kam auf einmal ein altes Männchen mit grisem Bart, das fragte ihn, warum er so traurig wäre. Da klagte ihm der Schweinehirte sein Leid, das graue Männchen aber sprach: „Geh nur getrost hin und sage dem König, du wollest es versuchen, hundert Hasen vier Tage hüten! Und damit dir die Hasen nicht entspringen, so hast du hier eine Pfeife. Sobald du darauf spielst, so kommen die hundert Hasen zurück zu dir, und wenn sie tausend Meilen weit gelaufen wären. Und hier hast du noch eine andere Pfeife, wenn du auf der bläst, so bin ich bei dir und helfe dir aus der Not."
Der Junge steckte die beiden Pfeifen zu sich, sagte ihm schönen Dank, und im Nu war das Männchen fort. Er aber blieb bis zum Abend und trieb seine Schweine dann heim; und am andern Morgen wanderte er wieder zu des Königs Schloß.
„Ich will die hundert Hasen hüten," sprach er zum König, als er vor ihm stand.
„Bedenkst du denn auch, daß ich dir den Kopf abschlagen lasse, wenn dir auch nur einer verloren geht?" fragte der König.
„Ja," antwortete der Junge, „es tut aber nichts zur Sache! Laß nur die hundert Hasen aus dem Stalle, daß ich sie austreiben kann."
Dann ging der König mit ihm auf den Schloßhof, zog den Pflock aus der Krampe und öffnete die Türe, und — hast du nicht gesehen — liefen die Hasen heraus und waren schon im Walde, ehe der Junge das Schloßtor durchschritten hatte.
„Die können aber laufen!" rief er fröhlich. „Das macht, weil sie sich nach dem Walde sehnen!" Dann zog er ihnen gemütlich nach, in den Wald hinein.
Als der Abend kam, war rings um ihn, soweit er blicken konnte, kein einziger Hase zu sehen; da setzte er die Pfeife des grauen Männchens an die Lippen und blies, und sofort liefen von allen Seiten Hasen herbei, als wenn die Hunde hinter ihnen wären, und er trieb sie alle hundert nach Hause, als wär's eine Herde Lämmer.
„Was ist denn das!" rief der König, als er am Abend aus dem Fenster sah und den Jungen mit den Hasen erblickte. „Der

kann mehr wie Brot essen! Aber er soll die Arbeit doch nicht vollbringen."
Als der Junge am anderen Morgen mit seinen Hasen im Walde war, schickte der König die Prinzessin zu ihm, daß sie ihm einen Hasen abkaufe. Sie kam, als Bauernmädchen verkleidet, zu ihm in den Wald und sagte zu ihm:
„Du hast ja wohl hundert Hasen zu hüten, kannst du mir nicht einen verkaufen?"
Der Junge aber war klüger, als er aussah, und er erkannte wohl, daß es die Prinzessin sei, die der König geschickt habe; darum sagte er:
„Von den Hasen kann ich keinen missen, die gehören nicht mir, sondern dem Könige. Und wenn ich sie nicht alle nach Hause bringe, so läßt er mir das Haupt abschlagen!"
„Ach, ich hätte doch gar zu gerne einen Hasen," bat die Prinzessin, „ich muß einen haben, und wenn ich ihn nicht bekomme, so geht es mir an das Leben. Verkauf mir doch einen von den hundert!" Da antwortete der Junge: „Verkaufen tu ich überhaupt nicht; aber wenn du dir einen Hasen verdienen willst, so sollst du einen bekommen. Gib mir einen Kuß!"
Die Prinzessin dachte: Es ist zwar der Sohn des Schweinehirten, aber er kennt mich nicht. Besser, ich gebe ihm jetzt einen Kuß, als wenn ich ihn mein Leben lang als Mann haben muß. Sie ging darum zu dem Jungen und gab ihm einen Kuß, und der Junge pfiff seine Hasen herbei, und sie konnte sich einen davon aussuchen, welchen sie haben wollte. Den tat sie in ihren Korb und ging mit ihm frohen Mutes nach Hause zurück. Der Junge aber stieg auf einen Berg; und als die Prinzessin am Waldesrand angelangt war, blies er auf seiner Pfeife, und im Nu war der Hase aus dem Korbe gesprungen und wieder zu dem Jungen zurückgelaufen.
Das war der Prinzessin gar nicht recht; und als sie zu Hause war und ihre Mutter, die Königin, sie fragte, wie alles gegangen wär, sagte sie:
„Zum zweiten Male geh ich nicht in den Wald! Erst hab' ich mit dem Menschen eine gute Stunde handeln müssen, und als ich

den Hasen endlich hatte und mit ihm bis an den Waldessaum gekommen bin, springt er mir aus dem Korb heraus und ist verschwunden.“

„Wer steckt aber auch einen Hasen in den Korb!“ schalt die Mutter. „Morgen werd' ich mich auf den Weg machen. Gib acht, mir wird es nicht fehlen.“

Am andern Tage verkleidete sich die Königin als Bäuerin, die mit Obst und Eiern zu Markte geht, und so trat sie in dem Wald vor den Jungen hin.

„Guten Tag, mein Sohn!“ sprach die Königin.

„Guten Tag, Mütterchen!“ antwortete der Junge und tat, als ob er sie nicht erkannte.

„Mein Sohn,“ fing die Königin an, „ich brauche ganz notwendig einen Hasen,“ willst du mir keinen verkaufen?“

„Das kann ich nicht, es kostet mich mein Leben!“ gab er zur Antwort. „Außerdem verkaufe ich Hasen überhaupt nicht. Wenn du einen haben willst, mußt du ihn dir verdienen.“

„Das ist mir ganz recht,“ versetzte die Königin, „das bare Geld ist heuer knapp bei den Bauern. Und wenn ich mir den Hasen verdienen kann, so will ich es gerne tun.“

„Es ist gar nicht schwer,“ antwortete der Junge, „stell' dich auf den Kopf und wackle mit den Beinen, und der Hase ist dein.“ Da dachte die Königin: Das ist aber unverschämt! Doch er kennt dich nicht, und da ficht's dich nicht an! Sie sprach darum laut: „Ja, ich will es tun!“ und sie stellte sich auf den Kopf und wackelte mit den Beinen; und dafür durfte sie sich den Hasen aussuchen, der ihr am besten gefiel.

Sie steckte ihn in den Busen und nestelte das Kleid über ihm zu und ging dann wieder in die Stadt zurück. Der Junge schaute ihr vom Berge aus nach; und als sie vor dem Stadttore war, blies er auf seiner Pfeife, und sogleich riß der Hase die Bänder entzwei und sprang auf den Boden und lief, so schnell er konnte, zu den anderen Hasen zurück. Die Königin hatte noch schnell zugreifen wollen, aber er war schon weg; und einen langen Schwanz haben die Hasen nicht, daß man sie daran zurückhalten könnte.

„Nun, Mutter, wo hast du den Hasen?“ riefen der König und die Prinzessin aus einem Munde.

„Ach bleibt mir mit eurem Hasen!“ sagte die Königin. „Bis zum Tore habe ich ihn gebracht. Da muß das dumme Tier die Bänder zerreißen und wieder in den Wald laufen!“

„Ich sehe schon, mit euch Frauensleuten hat es doch keine Art,“ sprach der König, „da muß ich mich selbst auf den Weg machen.“ „Na, na, wir werden sehen, wie es abläuft,“ erwiderten die Königin und ihre Tochter; der König kehrte sich aber nicht an ihre Reden, zog sich am anderen Tage lederne Hosen, hohe Stiefel und einen langen Rock an, setzte sich einen Bauernhut auf den Kopf und ritt auf einem Esel in den Wald.

„Jetzt kommt der König,“ lachte der Junge.

„Mein Sohn,“ sprach der König und seufzte so recht von Herzen auf, „ich muß einen Hasen haben; und wenn ich keinen kriege, so geht es mir ans Leben. Du weidest ja hundert Stück, willst du mir nicht einen davon ablassen?“

„Mir schlägt man auch das Haupt ab, wenn ich nicht alle hundert zurückbringe,“ sprach der Junge, „und von verkaufen ist erst recht nicht die Rede. Wenn ich dir einen Hasen geben würde, so müßtest du ihn verdienen.“

Da sprach der König: „Was soll ich denn tun?“

Der Junge antwortete: „Küß deinen Esel neunmal kreuzweis unter dem Schwanzriemen!“

Der König bekam darüber einen solchen Schreck, daß er sich bald verraten hätte; er besann sich aber wieder und dachte bei sich: Was hilft's! Sonst gibt er den Hasen nicht! Und am Ende ist die Sache auch nicht gefährlich. Er kennt dich ja nicht.

Gedacht, getan; der König küßte seinen Esel neunmal kreuzweis unter dem Schwanzriemen und erhielt dafür einen Hasen, den er vorne unter den Rock knöpfte. Dann stieg er auf seinen Esel und ritt wieder in die Stadt zurück. Der Junge schaute ihm vom Berge aus nach und wartete solange, bis er die Treppe zum Schloß hinaufsteigen wollte. Da setzte er die Pfeife an den Mund und blies aus Leibeskräften, und der Hase sprengte alle Knöpfe

von des Königs Rock, riß sich los und machte, daß er zu dem Jungen in den Wald zurückkam.
„Siehst du wohl, haben wir's nicht gesagt?“ riefen die Königin und die Prinzessin und freuten sich über das Unglück des alten Königs, weil er so schlecht von ihnen geredet hatte.
Der König aber berief noch denselben Tag seine Räte und beratschlagte lange mit ihnen.
Als der Abend kam, trieb der Junge die hundert Hasen wieder in die Stadt, trat vor den König und sprach:
„Ich habe die Arbeit verrichtet, nun gebt mir Eure Tochter zur Frau!“
„Sachte, sachte, mein Söhnchen,“ antwortete der König, „so schnell geht das nicht! Zuvor mußt du mir noch ein Rätsel raten: Die Prinzessin kannst du erst dann bekommen, wenn du mir einen Wollsack voll erzählst. Über drei Tage kannst du mit dem Erzählen beginnen. Und wird der Sack nicht voll, wird aus der Heirat nichts.“
Darauf ließ er sogleich den Hofschneider kommen, der mußte einen langen Wollensack nähen; der Hoftischler mußte auf dem Markt ein Gerüst errichten, daran wurde der Wollensack aufgehängt; und der Hofmaurer baute daneben eine Kanzel, darauf sollte der Junge stehen, wenn er den Wollensack voll reden wollte.
Der war inzwischen in den Wald gelaufen und hatte mit der anderen Pfeife das Graumännchen herbeigepfiffen und sagte zu ihm:
„Jetzt hilf mir, der König ist toll geworden, über drei Tage soll ich ihm einen Wollensack voll erzählen.
„Das ist leicht getan,“ sagte das Männchen, „erzähl' nur, wie's dir beim Hasenhüten ergangen ist, so wirst du den Sack bald voll bekommen.“
Als die Stunde da war, daß der Junge mit dem Erzählen beginnen sollte, mußte er auf die Kanzel steigen, und der König, die Königin und die Prinzessin saßen vor ihm, und viel Volk drängte sich auf dem Markte; denn alle wollten gerne sehen, wie ein Mensch einen Wollensack voll erzählen würde.
Der Junge aber tat seinen Mund auf und erzählte von diesem

und von jenem, wie es in der Welt zuginge und wie alles gemacht würde. Endlich sagte er:
„Jetzt will ich euch erzählen, wie es mir mit dem Hasenhüten gegangen ist.
Nachdem ich den ersten Tag alles richtig besorgt hatte, wie es für einen Hütejungen gehört, kam am zweiten Tag ein Bauermädchen zu mir, das war aber unsere Prinzessin, die hier unten sitzt, und bat mich, ich sollte ihr einen Hasen verkaufen. ‚Verkaufen gibt's nicht, hier heißt's verdienen‘, sagte ich, ‚und du sollst einen Hasen bekommen, wenn du mir einen Kuß gibst‘. Da spitzte sie ihr rotes Mäulchen und gab mir einen Kuß, und dann hatte sie ihren Hasen weg. Aber lange hat sie ihn nicht behalten; er wollte nicht bei ihr bleiben, sprang aus dem Korbe und lief wieder zu mir.“
Die Prinzessin wurde rot wie ein Zinshahn und hielt sich beide Hände vor die Augen; aber die Königin knuffte sie in die Seite und sagte zu ihr:
„Das kommt davon, daß du dich nicht ordentlich verkleidet hast! Mich hat er nicht erkannt.“
Während die Königin noch mit der Prinzessin zankte, fuhr der Junge fort:
„Am dritten Tage bekam ich wieder Besuch. Es war eine alte Bäuerin, die mit Eiern und Äpfeln zu Markte zog. Sie tat wenigstens so; es war aber unsere Frau Königin, die hier vor mir sitzt und sich nur verkleidet hatte.“
„Hat mich der nichtsnutzige Schlingel doch erkannt!“ sprach die Königin beiseite.
„Sie wollte auch einen Hasen kaufen,“ fuhr der Junge fort, „gäbe ich ihr keinen, so gelte es ihr Leben, sagte sie. ‚Verkaufen ist nicht, nur verdienen‘, gab ich ihr zur Antwort. ‚Stellst du dich auf den Kopf und wackelst mit den Beinen, so sollst du einen Hasen haben‘. Da stellte sich unsere Frau Königin auf den Kopf und wackelte mit den Beinen und bekam ihren Hasen. Aber lange hat sie ihn nicht gehabt; vor dem Stadttor bekam er Sehnsucht nach mir und sprang aus ihrem Busen heraus und lief wieder zu mir zurück.“

Alles Volk lachte, die Königin aber schrie:
„Pfui ist das ein unanständiger Bengel!“
„Ruhe!“ gebot der König; denn es freute ihn, daß der Junge die Königin und die Prinzessin so übel mitgenommen hatte, weil er glaubte, sie hätten die Sache nicht listig genug angefangen. „Junge, erzähl' weiter!“
Dann zischelte er seiner Frau zu: „Warte nur ab, mich hat er nicht erkannt!“
Der Junge aber erzählte:
„Den vierten Tag ging es gar toll, da besuchte mich unser allergnädigster Herr König, der kam auf einem Esel geritten, hatte lederne Hosen, hohe Stiefel und einen langen Rock an und trug einen großen Bauernhut auf dem Kopfe. Er wollte sich auch einen Hasen verdienen. Küß deinen E — — —
„Ha — a — alt! Der Sack ist voll!“ rief der König; „komm herab, lieber Junge, hier hast du meine Tochter!“
Da stieg der Junge von der Kanzel herab und bekam königliche Kleider anzuziehen, und dann wurde die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert. Und die Prinzessin hat ihren Gemahl auch von Herzen lieb gewonnen. Und sie lebten glücklich und zufrieden ihr Leben lang; und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

Der alte Fritz und die Handwerksburschen



Der alte Fritz ging einmal über Land, und wie er so auf der Straße dahinwanderte, sah er am Graben einen Handwerksburschen sitzen, der fuhr sich immerzu mit der Hand in den Busen, und wenn er sie herauszog, schnippte er mit den Fingern. Da blieb der König stehen und fragte: „Was macht er denn da?“
Der Handwerksbursche erwiderte: „Majestät, ich werfe Läuse weg!“

„So, hat er denn so viele?“
„Ja, Majestät.“
„Er hat wohl kein Hemd mehr am Leibe?“
„Nein, Majestät.“
Da gab ihm der König ein Goldstück und sagte: „Hier, kauf er sich reines Zeug, und mach er, daß er sauber wird; und daß er mir nie wieder so zu Gesichte kommt!“
Dann ging der alte Fritz weiter, der Handwerksbursche aber hielt das Goldstück in der Hand und betrachtete es ganz glückselig. Da kam ein anderer, der sah es und fragte den ersten, wie er dazu gekommen wäre, und als es ihm der erzählte, da lief er was gibste was haste querfeldein bis zur nächsten Wegbiegung, so daß er ein Stück Weges abschnitt und noch vor dem Könige dort war. Da setzte er sich auch an den Straßenrand und griff sich, wie der alte Fritz kam, auch immer sehr geschäftig unter die Jacke.
Der König blieb wieder stehen und fragte: „Nun, was macht er denn da?“
„Majestät, ich suche Läuse.“
„So, er sucht Läuse? Da lauf er, was er laufen kann; dahinten sitzt einer, der wirft welche weg!“

Der alte Fritz bei der Martinsgans



Der alte Fritz hatte gehört, da in Brandenburg oder Pommern — ich weiß nicht genau, wo es gewesen ist —, da äße jeder seine Martinsgans, und wenn es der ärmste Mann im Dorfe wäre. Da wollte er doch selbst mal sehen, ob das wahr wäre, verkleidete sich am Martinstage als Handwerksbursche und ging hin. Das ärmlichste Haus im Dorfe suchte er sich aus, darin wohnte der Schweinehirt, der war zugleich Besenbinder, da klopfte er an. Und als ihm

aufgetan wurde, sagte er, er wäre ein reisender Handwerksbursche und hätte keinen Pfennig Geld mehr in der Tasche; und es wäre so kalt; ob er wohl ein Nachtquartier kriegen könnte. „Ja, du kannst bleiben, wenn du da schlafen willst," sagte der Mann und wies auf einen Haufen Besenreiser, der in der Ecke lag; „sonst geht's nicht, ich habe für mich selbst kaum ein Nachtlager." Der alte Fritz sagte, er wär's zufrieden und legte sich auf die Besenreiser; der Schweinehirt aber, der schon ein paar Hampel (Handvoll) Reiser zum Binden fertig daliegen hatte, arbeitete weiter.

Der alte Fritz — oder der Handwerksbursche wartete nun sehr neugierig auf den Augenblick, wo das Essen aufgetragen wurde, und richtig, als Essenszeit war, kam eine Gans auf den Tisch, eine ganz schöne knusprige Gans; der Besenbinder stellte noch eine Schnapsflasche und ein Glas dabei und rief dann den Handwerksburschen heran, der setzte sich und bekam auch wirklich sein Teil ab. Er ließ sich's schmecken, liebäugelte aber dabei auch mit der Schnapsflasche und langte denn auch danach. Denn er nahm auch ganz gern mal einen.

Da nahm ihm aber der Besenbinder die Buteljе aus der Hand, wischte ihm eine aus und sagte dabei: „Einschütten kommt dem Hausherrn zu!" Da gab sich der Handwerksbursche zufrieden und bekam dann auch sein Glas eingeschenkt.

Den andern Tag wanderte er wieder nach Potsdam zurück auf sein Schloß. Und nach einiger Zeit schickt er hin zu dem Besenbinder und ließ ihn zu sich aufs Schloß einladen. Der Mann zerbrach sich vergebens den Kopf, wie der König wohl dazu käme, gerade ihn einzuladen, zog seinen guten Rock an und ging hin. Er mußte mit zur königlichen Tafel kommen und sich dem König gerade gegenüber setzen, aber er erkannte seinen Handwerksburschen nicht wieder. Bei jedem Teller für jeden Tischgast stand eine Flasche Wein da, aber keiner schenkte sich ein. Der alte Fritz hatte nämlich vorher seinem Hofherrn Bescheid gesagt, und nun stieß jeder den andern an und gab ihm einen Wink, er sollte doch anfangen und einschenken, dies Manöver ging nun die ganze Tafel herum, bis es an den Besenbinder kam, der aber sagte

ganz laut: „Nee, fällt mir nicht ein! Einschütten kommt dem Hausherrn zu." — „Das war dein Glück!" sagte der König. „Sonst hättst du drei für die eine wiederkriegt." Jetzt merkte der Besenbinder, wer der Handwerksbursche gewesen war und stotterte allerhand Entschuldigungen heraus.

Der alte Fritz und der Pfarramtskandidat



Das war ein junger Musketier beim alten Fritz, ein hübscher Kerl, der stand auf Schildwache. Aber heute stand er gar nicht stramm da, er ließ den Kopf hängen und hatte seine fünf Sinne nicht beisammen, und das kam so. Der Soldat hatte eine Braut, das war die Tochter von einem Kaufmann. Die zwei jungen Leute hatten sich sehr lieb, aber da war ein Kandidat gekommen, der hatte gesagt, er kriegte bald eine Pfarre, und hatte um das Mädchen angehalten, und weil sein Schatz nur ein gemeiner Soldat war, hatten die Eltern ihr solange zugesetzt, bis sie den zukünftigen Pastor nahm, und heute sollte die Verlobung sein. Darum stand der Musketier so traurig da und achtete nicht darauf, daß ein Offizier kam. „Warum präsentiert er nicht?" fuhr ihn der an und jetzt sah der Musketier, es war der alte Fritz. Der Soldat guckte ihn erst ganz verdutzt an, dann aber faßte er sich und sagte: „Verzeihen Euer Majestät, aber heute ist für mich der größte Trauertag in meinem ganzen Leben." — „Was ist denn passiert?" Und nun erzählte der Soldat, wie es ihm ergangen war, und was ihm das Herz so schwer machte. „Hm — und wie heißt der Pfaff, der ihm seine Braut abspenstig machen will?" fragte der König. Und als der Soldat den Namen genannt hatte, frug er weiter: „Und wo wohnt der Schwiegervater?" Der Soldat sagte es ihm, und der König ging fort.

Der Soldat schaute ihm nach, und — er wußte nicht warum, es

war ihm doch ein wenig leichter ums Herz, und er hielt sich wieder kerzengerade wie ein rechter preußischer Musketier. Als aber die Ablösung kam, erhielt er den Befehl, sofort zum König zu kommen. Der empfing ihn ganz kurz: „Du sollst heute an der Tafel mit zu meiner Bedienung sein." Als er hinter dem König her in den Speisesaal trat, war er nicht wenig verwundert, unter den Tischgästen seine Liebste, ihren Vater und den Kandidaten zu sehen; die waren nämlich inzwischen vom König aufs Schloß zur Tafel befohlen und rissen auch die Augen auf, wie sie ihn als Ordonnanz hinter dem König hereinkommen sahen und er sich hinter den Stuhl des Königs aufstellte.

Das Essen begann, der König sprach mit diesem und jenem Gast und wandte sich dann wie von ungefähr an den Kandidaten: „Er will also heiraten?" — „Zu dienen, Euer Majestät." — „Kann er denn auch wohl seine Sache als Pfarrer?" — „Zu dienen, Euer Majestät", sagte der Kandidat und kriegte einen ganz roten Kopf vor Freude, denn er sah schon eine fette Pfarre herangeschwommen kommen.

„Kann er ordentlich predigen?" frug der Alte Fritz weiter. — „O ja, das kann ich, Majestät!" — „Versteht er auch eine Trauung zu vollziehen, wie es sich gehört?" — „O ja, Majestät, das kann ich auch." — Nun dann soll er gleich hier eine Probe ablegen," sagte der König, „besteht er sie zu meiner Zufriedenheit, dann mag er in Frieden hinziehen; besteht er sie aber nicht, dann wird ihm der Kopf abgeschlagen. Hier, seine Braut — und meine Ordonnanz", dabei zeigte er hinter seinen Stuhl, „die sollen das Paar sein. Beweise er seine Kunst, und gebe er sie zusammen, wie es vorgeschrieben ist."

Die Braut hatte bis dahin still dagesessen, jetzt leuchteten ihre Augen auf, sie ahnte, was kommen würde. Auf einen Wink des Königs öffneten die Diener eine Tür, da war schon ein Altar und alles für die Trauung bereit, ein paar Herren von der Tafelrunde traten als Zeugen herbei, Talar und Bäffchen für den Kandidaten wurden gebracht, und er setzte seine Amtsmiene auf und begann.

Es ging alles am Schnürchen, je weiter er aber in seinem Werk

fortfuhr, um so mehr fing das Ding an, ihm wunderlich zu werden, und als er an die Stelle kam, wo die Ringe gewechselt werden müssen, da stockte er —. „Vorwärts", sagte aber der alte Fritz ganz barsch, „sonst geht's ihm an den Kragen."

Da mußte der Kandidat wohl oder übel die Trauung vollziehen. Kaum war aber das letzte Wort gesprochen, da ging der König auf den Soldaten und seine Liebste zu und sagte: „Ich gratuliere ihm zu seiner hübschen Frau. Nun seid ihr in aller Ordnung getraut, und keiner darf euch mehr trennen. Und nun zur Hochzeitstafel."

Dem Kandidaten sein Gesicht war immer lang und länger geworden, das Weinen stand ihm näher als das Lachen, er mußte aber auch wieder mit zu Tisch; auch der Brautvater machte ein saures Gesicht. Da nahm der König sein Glas, stieß mit dem glücklichen Bräutigam an und sagte dabei: „Prosit, Herr Sergeant!" und sah den Alten von der Seite an, und der verzog den Mund zu einem süßsäuerlichen Lächeln. Der König aber hob wieder das Glas: „Prosit, Herr Leutnant!" Da schmunzelte der Brautvater schon, der König aber stieß zum drittenmal mit dem Bräutigam an und rief: „Prosit, Herr Hauptmann!" Da lachte der Brautvater übers ganze Gesicht. Der Kandidat aber saß die ganze Zeit dabei wie Butter an der Sonne. Und das Brautpaar — das könnt ihr euch schon denken, wie glücklich die waren; und haben zeitlebens den alten Fritz gesegnet, der sie zusammengebracht hat.

Die Prinzessin auf dem Schaf



Es war einmal ein König, der war alt und schwach, aber er hatte drei Töchter, die waren jung und schön. Nun waren im Nachbarreiche böse Drachen, die forderten den alten König zum Kampf heraus. Da sagte die älteste Tochter: „Ich bin jung und stark, Vater, laß mich für dich in den Kampf ziehen." Also geschah es auch, sie legte Königskleider an und zog aus. Unterwegs aber kam sie an eine Brücke, davor stand ein altes Weib, das hatte ein Schaf in den Graben fallen lassen und bat, sie möchte es ihr herausziehen helfen. „Ich habe keine Zeit", antwortete sie, „in einer Stunde schon muß ich die Drachen getötet haben." So zog sie weiter, und als sie bei den Drachen ankam, sagten diese sogleich: „Du bist mitnichten ein König, sondern ein Mägdelein, und mit Weibern kämpfen wir nicht." So mußte die Prinzessin unverrichteter Sache zurückkehren. Da legte die zweite Tochter Königskleider an und sprach: „Nun laßt mich hinziehen, ihr werdet sehen, daß ich besser mit den Drachen fertig werde." Bei der Brücke aber traf sie wieder das alte Weib, das sich quälte, das Schaf aus dem Graben zu ziehen, und es bat wieder, die Prinzessin möchte ihm helfen. „Ich habe keine Zeit", sagte die Königstochter, „in einer Stunde schon muß ich die Drachen getötet haben."

Als sie aber bei den Drachen anlangte, sagten diese sogleich: „Du bist mitnichten ein König, sondern ein Mägdelein, und mit Weibern kämpfen wir nicht." So mußte auch die zweite Tochter unverrichteter Sache zurückkehren. Da legte die dritte Königstochter Königskleider an und sprach: „Nun laßt mich hinziehen." Der Vater wollte es erst nicht mehr haben, aber sie blieb dabei und bat solange, bis er sie ziehen ließ. Als sie nun an die Brücke kam, mühte sich die Alte dort noch immer ab, das Schaf aus dem Graben zu ziehen. Da griff die Prinzessin unaufgefordert

mit an und half, bis das Schaf aus dem Wasser war. Da sprach die Alte: „Dir will ich helfen, denn du bist mir auch gefällig gewesen. Nimm diesen Schlüssel und diesen Kasten, setze dich auf das Schaf und reite fort. Legst du dem Schaf den Schlüssel ins Ohr, so gibt es dir guten Rat."

Als das Mädchen eine Strecke weit geritten war, tat es, wie ihm die Alte geheißen hatte, und legte dem Schaf den Schlüssel ins Ohr. Und sogleich sprach das Schaf: „O Königstochter jüngste, schließe mit dem Schlüssel den Kasten auf, darin sind so prächtige Königskleider, daß die Drachen, wenn du sie angelegt hast, nicht anders meinen werden, als du seist ein König und mitnichten ein Mägdelein." Da schloß das Mädchen den Kasten auf und zog gar herrliche Königsgewänder hervor, wie sie vor alters die Könige trugen, und viel prächtiger, als sie jetzt ein sterblich Auge sieht. Die legte sie an und ritt auf dem Schaf zu den Drachen. Wie sie aber so gezogen kam, sprachen sie: „Das ist gewiß und wahrhaftig der König selbst und mitnichten ein Mägdelein" und bekamen alle Angst vor ihr — sogar der Drachenkönig, der drei Köpfe hatte — und setzten den Kampf auf eine spätere Zeit fest. Die Königstochter aber blieb im Reiche und ritt täglich als ein mächtiger König auf dem Schaf umher. Als die Drachen nun immer wieder den Kampf hinausschoben, da legte die Prinzessin wieder dem Schaf den Schlüssel ins Ohr; und das Schaf sprach: „Ich werde den Teich aussaufen, zu dem die Drachen jeden Mittag kommen. Dann streue Gift auf seinen Grund, und der Regen wird den Teich wieder füllen." So geschah es auch, und als die Drachen das nächste Mal kamen und aus dem Teiche soffen, fielen sie tot nieder. Da ging die Prinzessin hin, schnitt dem Drachenkönig den mittleren Kopf aus als Zeichen des Sieges, und wie sie auf ihrem Schafe heimreiten wollte, kam der König des Landes, in dem die Drachen gehaust hatten, und trug ihr aus Dankbarkeit sein Reich an. Da lachte ihr das Herz, denn der junge König gefiel ihr sehr, und sie nahm das Königreich an; dann aber gab sie sich zu erkennen, und der König mußte König bleiben, sie aber wurde die Frau Königin.

Johann sall friggen



Johann is in dat Aller 'ekummen, dat hei friggen (freien) sall; hei will'r äwer nit ranne un säged taur Modder: „Bu sall'k (Wie soll ich) dat dann maken, wat mott 'k da sägen?" — „No," säged de Modder, „t'is hüdd Sunnowend; sühst jo, wat se just maket; wenn't Mäken Sgo (Schuhe) putzet, fängeste an: no Wiesken, putzeste Sgo? — un dann gitt een Woord 't andre" (gibt ein Wort das andere).

Johann häd niepe tauehört (genau zugehört) un geit nu af, nimmt sick düggend (sehr) de Tied, kümmet äwer tolengeste (zuletzt) doch hinne. Richtig, Wiesken is just an'n Sgo-putzen; dat passet sick jo gud. Hei fänget an: „Go'n Dag, no Wiesken, putzeste Sgo?" — „Joo." — „Un dann gitt een Woord t'andre, nit?" säget Johann. Wiesken kucket 'n an, denkt: wat vor Tüg dee küret; nicket und wickset wieder. Osse (als) sei de Sgo blank häd, geit sei mit den Besmen (Besen) in de Stoowe, hei kümmet 'r nach un sett sick; sei kehrt un säged nicks un hei weit auk nicks meih (mehr).

Osse hei 'ne Wiile sau 'eseten un Wiesken tau 'e sehn häd, geit hei un kümmet widder taurügge taur Modder. „No, bu is't (wie ist's)?" fröget sei. Johann vertellt, wat hei un wat sei 'esäget häd, un sett 'r tau: „äwer fine Lüde sied dat (feine Leute sind das), Modder. Osse Wiesken de Stoowe gekehrt häd, da häd's üm mick rümme kehrt un nit gesäged, ick sall upstohn."
„Nee, Johann", säged de Modder, „soo geit dat nit wieder, du moßt nu orntlich üm sei anhallen und friggen, osse sick dat höört!" — „Nee, Modder, ick kann't nit un ick dau't nit." — „Alle Ömel (alter Dummrian), din Vadder häd doch auk frigget!" — „Je, Modder, dat 's auck wat anders, dee häd auk dick frigget!"

Die Prinzessin mit dem Wasserkopf



Da war einmal eine arme Bauersfrau, der war ihr Mann schon im ersten Jahr nach der Hochzeit gestorben. Wie sie nun einmal allein zum Dorf hinaus ins Freie ging, in traurigen Gedanken und ohne auf den Weg zu achten, da wurde sie durstig und konnt nirgends Wasser finden.
Sie schaute nach allen Seiten aus und sah ein Stück weit von sich einen Weidenbusch stehen; darauf ging sie zu und fand dort ein Brünnel zum Trinken. Und wie sie trinken will, geht eine große Blase in die Höhe, und die Blase geht voneinander, und steht bis auf die Mitte eine schöne Wasserjungfrau da.
Sie sagt: „Du, zu dem Kind, was du kriegen wirst, will ich die Godl (Patin) sein. Da hast du einen Bisapfel[1]. Und mit zwanzig Jahren soll dein Sohn herkommen und soll den Bisapfel da in dies Bründl werfen, so werd ich kommen. Und da hast derweil so viel Geld, daß du leben kannst, bis er so alt wird." Damit taucht sie wieder unters Wasser hinab, und die Blase ist wieder zusammengegangen, und die Frau ging getrost heim mit dem Geld.
Als ihre Zeit kam, kriegte sie einen Buben, Josef hat sie ihn geheißen. Und wie er zwanzig Jahre alt war, nahm er den Bisapfel und ging zu dem Brunnen und warf ihn hinein. Da steigt eine Blase in die Höhe, und wie sie voneinandergeht, steht die Wasserjungfrau bis auf die Mitt' im Wasser vor ihm. „Liebe Frau Godl, da bin ich."
„Ja, mein Kind, gut ist's; hier ist ein Beutel voll Geld, da ist so viel Geld drin als du brauchst. Davon kaufst du dir einen Wagen voll Wein, einen Wagen voll Weizen, einen Wagen voll Brot. Den Wein gibst du dem Riesen, den Weiz' den Tauben, das Brot den Raben. Dann fährst du zu der gläsernen Brücke,

[1] Wohl Bisamapfel; vgl. Jesajas 3 V. 20.

und da wird eine drauf sitzen, die hat einen Kopf wie ein Zehn-Eimer-Bottich. Erschrecken darfst du nicht, darfst auch nicht zurück. — Jetzt hab' ich dir alles gesagt, nun mach du deine Sache gut. Es wird dein Schaden nicht sein."
Damit tauchte sie wieder unters Wasser hinab, und die Blase tat sich wieder zusammen; und er ging mit dem Geld fort. Zuerst begegnete ihm der Riese.
„Hast nichts für mich, Josef?" hat er gesagt.
„Einen Wagen Wein hab ich, den nimm dir."
„Wenn's dir schlecht geht," sagte der Riese, „denk an mich;" und fuhr mit dem Wein fort.
Den andern Tag kamen die Tauben, sie fragten: „Josef, hast nichts für uns?" „Da habt ihr einen Wagen Weiz'."
„Wenn's dir schlecht geht," sagten die Tauben, „so denk an uns."
Den dritten Tag kamen die Raben: „Josef, hast nichts für uns?"
„Da ist ein Wagen Brot, der gehört euch."
Die Raben sagten: „Wenn's dir schlecht geht, so denk an uns."
Den vierten Tag in aller Frühe kam er schon ganz allein zu der gläsernen Brücke. Wie er sie dort sitzen sah, traute er sich gar nicht hin, so erschrocken ist er. Sie aber winkte ihm, er solle nur herkommen. Da ging er hin, und sie trug ihn auf dem Buckel über die gläserne Brücke. Auf der andern Seite aber stand ein schönes großmächtiges Schloß, da gab sie ihm ein Zimmer.
„Da hast du einen Schlüssel, damit sperrst du das große Magazin auf. Da sind viele tausend und tausend Metzen Weizen, die schaufelst du mir zusammen. Nach Mitternacht werd' ich aber kommen, ob's geschehen ist."
Wie er das Magazin aufsperrt, sind drin viele tausend Metzen Weizen auf dem Erdboden nur so fingerdick ausgeschüttet. Er nimmt sich einen Besen und kehrt erst; dann schaufelt er's mit einer Schaufel zusammen. Es wird aber schon halb zwölf bei der Nacht, und er hat erst einen Haufen; das war noch nicht mal der achte Teil. Es sollte aber alles auf einen Haufen zusammen sein; und das rollte ihm wieder alles voneinander, so wie's eh' war. Da denkt er bei sich: „Meine lieben Tauben, kommt mir zu Hilfe!"

Da sind sie eins-zwei da und sagen: „Leg dich in dein Bett!" Und gleich ist der Weizen auf einen Haufen aufgebaut gewesen, von den Tauben aber war nichts mehr zu sehen, sie waren verschwunden.
Nach zwölf bei der Nacht klopft's an seine Tür: „Josef, mach mir auf!" sagt sie.
Er macht auf, sie kommt herein; um drei Eimer kleiner war schon ihr Kopf. „Fleißig bist du gewesen," sagt sie. „Gegessen hast du gestern nichts, das weiß ich. Dort in der Wand ist ein Kasten, da hast du den Schlüssel. Da ist Wein, Fleisch und Brot, was du dir wünschest. Morgen sollst du alle Lichter in meinem großen Saal auslöschen, von elf bis zwölf in der Nacht."
In der nächsten Nacht um elf schloß er auf und ging in den Saal, da waren in die tausend und tausend Lichter. Er fängt gleich zu blasen an, immer fort, der Reihe nach. Wie er in der Mitte ist, schaut er sich um, da haben sie alle wieder gebrannt; alles Blasen hat nichts genutzt. „Ach, meine lieben Raben, kommt mir zu Hilfe!" sagte er da.
Gleich sind sie da und sagen zu ihm: „Leg dich in dein Bett!" Sie fangen an mit ihren Flügeln zu fächeln, und in einem Gedanken waren alle Lichter aus.
Um Mitternacht kam wieder die Prinzessin von der gläsernen Brücke und klopfte an seine Türe. Jetzt hatte sie einen Kopf wie ein Eimerfaß.
„Nun, du bist fleißig gewesen," sagte sie. „Draußen im Hof liegt ein großer Kieselstein; daraus mußt du mir einen Wassergrant (Wassertrog) hacken; und dann hast du mich erlöst. Die gläserne Brücke wird eine silberne sein, und ich werde die Schönste und Reichste in der Welt sein. Wenn du deine Arbeit getan hast, bin ich wieder bei dir." Und dann mußte sie wieder auf ihrer gläsernen Brücke sitzen.
Er hatte einen Krampen mit einer faustdicken Schneide und einen Meißel mit einer faustdicken Spitze, damit konnte er nichts anfangen; er hat wohl eine Weile dran herumgearbeitet, aber nicht einmal eine Scharte hat er in den Stein gekriegt. Da

sagt' er in seinem Jammer: „Ach, mein lieber Riese, komm mir zu Hilfe!" Da war der Riese auch schon da.

„Leg dich in dein Bett!" sagte er. Und in einem Gedanken ist der Wassergrant schon fertig gewesen.

Die gläserne Brücke tut einen Kracher, und statt ihrer ist eine silberne da. Und die Prinzessin geht ins Schloß und legt sich in ein besonderes Zimmer schlafen. In der Frühe kam sie als Königin zu seiner Tür gegangen und sagte: „Josef, jetzt bist du ein König, und wenn du mich nicht zur Frau haben willst, so bleib ich deine Hofdame." Er aber antwortete:

„Ich hab mich für dich geplagt, ich will dich auch haben." Dienerschaft war schon in die hundert im Schloß, die brachten ihm herrliche Gewänder, und er kleidete sich als König an.

Hinterm Schloß war ein großer, herrlicher Garten, darin standen Eichen- und wilde Kästenbäume (Kastanien), und Hirsche, Rehe und Hasen sind zu Hunderten drin gesprungen; und alles war mit einer großen Mauer eingefangen, daß das Getier nicht hat herauskönnen. Und alles zeigte ihm die Königin.

Den andern Tag führt' sie ihn in die Schatzkammer, da war so viel Geld, daß er's in seinem ganzen Leben für sein Land nicht hätt' verbrauchen können. Den dritten Tag aber ließ er anspannen und seine Mutter bringen, und da haben sie Tafel gehalten, und die Hochzeit ist auch gleich gewesen.

Das Storchenland



Enen Buur hett dat heil notliedend gahn. Bi den'n is de Adeboor den Winter oewer bläben. Meist hett he up de lütt Döör säten; de Lüd' hebben en mit dörchfodert, obschonst ehr dat so armselig gahn hett. Den annern Harwst is de Adeboor wechtreckt, un as he den nächsten Frühjöhr wedderkümmt, sett't he sik wedder up sien

oll Flach hen, un hett so väl Demanten hen spi't uppe Schüündäl, dat de Lüd' nie nich wat mangelt hett.

II

De Adeboors läben in ehr Land as Minschen. En oll Daglöhner häd sogar seggt, de Adeboor sall'n verwünschten Prinzen sien; wenn he so truurig dorsteit, lopen em oft de Tranen daal, denn denkt he sik na, wat he früher wäst is.

Da is ok mal 'n Bur wäst, da hett veel dorvan hürt un wull giern weeten, wo dat Land heeten ded', wo der Adeboors in'n Winter bläben. Da hett eens up sienen Swienstall ok en Adeboor bug't. Den'n hett he sik gräpen un em'n missingsch Schild üm'n Hals bunnen un dor up schräben, he wier in Meckelnborg un mücht giern weeten, wo de Adeboor in'n Winter wier.

Anner Johr is de Vagel trüch kamen un hett'n gollen Schild üm hatt, dor hett upstohn:

Wir wohnen in Schlaraffenland,
Mecklenburg ist nicht bekannt.

Et würd ok vertellt: De Lüd hebben en 'n isern Ring üm 'n Hals dahn; 'n gollen hett he wedder mitbröcht. Dor hett upstahn, se handelten nich mit Isen, se handelten mit Sülwer un Gold, und wo dat Land heeten ded', dat bruukten de dütschen Narren nich to weten.

III

En Schipp hett fohrt, dat kümmt an 'ne groot Klipp; dor sitt 'n Adeboor up un klappert. Dor mööt een rupklattern, na de Steenklipp; dee klappt in de Hänn' un springt roewer. Den tweeten dohn se 'n Ends Tau an, dat se em wedder roewer trecken koenen; dee hett nich spräken künnt. Dat hebben se so utlecht (ausgelegt), as wenn dat wohl de Paradiesgoorn (-garten) wäst wier.

Die zwölf Kühe



Ein armer Mann hatte drei Söhne; die beiden ältesten davon waren ihm aber lieber als der jüngste, dem traute er nicht viel zu, und sie nannten ihn immer den dummen Johann. Wie sie nun in das richtige Alter kamen, da sagte eines Tages der älteste: „Vater, ich bin nun groß genug, ich will in die Fremde, es wird mir hier im Haus zu enge." „Junge, bleib zu Hause," sagte der Vater, „was willst du draußen in der Welt, dein Glück findest du da nicht, bleib hier und hilf mir den Acker bestellen." Aber der Sohn blieb dabei: „Nein, Vater, laß mich ziehen und gib mir mein Erbteil; draußen in der Fremde werd ich's weiter bringen." Der Alte seufzte und sagte: „Nun, wenn du es denn nicht anders willst; hier sind zwölf Taler — sechsunddreißig ist mein ganzes Anwesen wert," und band ihm noch einen Laib Brot und ein tüchtiges Stück Speck ein. „Weiter kann ich dir nichts geben, nun geh mit Gott!"

Da nahm der älteste Sohn Abschied und wanderte aufs Geratewohl in die Welt hinaus. Wie es an den Abend ging, da wurde er müde und bekam Hunger; und als er an einen Waldrand kam, da setzte er sich nieder und packte sein Bündel aus. Wie er nun am Essen war, kam ein großer schwarzer Vogel, eine Rabe, aber größer als die sonst sind, die blieb vor ihm stehen und sah ihn so hungrig und traurig an. Aber der Bursch kümmerte sich nicht um sie, aß weiter, packte dann wieder das Übrige ein und ging in den Wald hinein und immer weiter und weiter.

Wie ihn seine Beine nicht mehr tragen wollten, sah er von ferne ein altes Mauerwerk, darauf ging er zu. Als er näher kam, war es ein Schloß, das sah aber schon recht düster und traurig aus, wie wenn es am Verfallen wär, der Graben und das Tor ganz bemoost. Und wie er hineintrat, auch im Hofe der Brunnen, der Estrich im großen Hausflur, die Wände im Saal und die

Bänke und Sessel und Tische: alles war mit Moos bewachsen; ja sogar das Geschirr, so schien es ihm. Als ein paar Diener kamen, fragte er sie, ob er hier wohl übernachten und ob er auch Arbeit kriegen könnte. Sie führten ihn vor den König, und da brachte er sein Anliegen noch einmal vor.

„Ja, Arbeit kannst du haben und auch ein Nachtlager," antwortete der König. „Ich habe zwölf Kühe, die müssen jeden Tag gehütet werden, das ist ganz leicht. Sie gehen allein nach der Weide und kommen auch allein wieder; du hast weiter keine Arbeit damit. Aber eine Bedingung ist dabei: du mußt mir eine Probe von dem mitbringen, was meine Kühe essen und trinken. Kannst du das nicht, so mußt du sterben." Der Bursch antwortete: Ja, wenn es weiter nichts ist, Herr König, das kann ich wohl." Nun bekam er ein schönes Bett und schlief gut bis an den andern Morgen; da wurde er reich bewirtet und bekam noch für eine ganze Tagereise zu essen und zu trinken mit auf den Weg sowie ein Tuch und ein Fläschchen, darin sollte er mitbringen, was die Kühe essen und trinken würden.

Dann zog er mit seiner Herde auf die Weide. Wie sie lange, lange gegangen waren, da kamen sie an einen großen See. Dort sprangen die Kühe plötzlich alle zwölf ins Wasser und schwammen fort; er blieb ganz erschrocken und ratlos am Ufer stehen. Dann aber dachte er, du bleibst eben hier und wartest, sie werden schon wieder zurückkommen, und vertrieb sich die Zeit mit Faulenzen. Wie es Abend wurde, sah er die Kühe auch wieder durch den See heranschwimmen. Da nahm er schnell das Fläschchen und füllte es mit Wasser aus dem See, und in das Tuch rupfte er etwas Gras, dann ging er mit den Kühen heim. Wie sie wieder vor das Schloß kamen, waren die Kühe wie auf Zauberschlag verschwunden; er stand allein und ging zum König hinein. „Nun," sagte der König, „hast du mitgebracht, was meine Kühe essen und trinken?" — „Ja," antwortete der Hirte, und gab ihm Fläschchen und Bündel. „Nein, du hast die Probe nicht bestanden und mußt sterben." Damit überlieferte er ihn den Henkersknechten, die schlugen ihm den Kopf ab.

Jahre waren darüber verflossen, da kam eines Tages der zweite

Sohn zum Vater und sprach: „Vater, laß mich auch in die Welt hinaus, mein Bruder hat sein Glück gemacht; ich will auch nicht hinterm Pfluge bleiben." Der Vater sah bald, der zweite war ebensowenig zu halten wie der älteste, gab ihm auch sein Erbteil und seinen Laib Brot nebst einem Stück Speck auf die Reise, und so zog auch der zweite Sohn wohlgemut hinaus.

Er wanderte und wanderte und als er sich müde gelaufen hatte, machte er auch am Waldesrand Rast. Und da kam zu ihm auch die schwarze Rabe und sah ihn so flehentlich an, aber er gab ihr nichts. Als er sich satt gegessen hatte, zog er in den Wald und immer weiter, bis er an das alte Schloß kam. Er ging hinein und fragte um Nachtherberge und Arbeit. Der alte König nahm ihn auch als Kuhhirten in Dienst und sagte ihm vorher: „Du hast jeden Tag meine zwölf Kühe zu hüten; das ist ganz leicht, sie gehen allein zur Weide und kommen allein wieder. Aber eine Bedingung ist dabei: du mußt mir mitbringen, was meine Kühe essen und trinken. Bestehst du die Probe nicht, so mußt du sterben." Aber der neue Kuhhirte sagte: „Wenn es weiter nichts ist, Herr König, das kann ich wohl." Er wurde auch wieder aufs beste bewirtet und bekam am andern Morgen Essen und Trinken für die ganze Tagereise mit auf den Weg, dazu das Fläschchen und das Tuch, darin sollte er mitbringen, was die zwölf Kühe essen und trinken würden.

Er zog wohlgemut mit seiner Herde aus, und sie liefen immer weiter und weiter bis an den großen See, und da sprangen sie auf einmal hinein und schwammen weg. Er folgte ihnen ebensowenig, wie einst der älteste, wartete gemächlich, bis die zwölf Kühe zurückkamen, da füllte er das Fläschchen mit Seewasser und das Tuch mit Gras und zog mit den Kühen heim. Vor dem Schloß verschwanden die Kühe plötzlich; er sah sich verdutzt um, dann trat er mit Tuch und Fläschchen vor den König. Der aber sprach: „Nein, das essen und trinken meine Kühe nicht. Du hast deine Probe nicht bestanden," winkte den Henkersknechten, und die nahmen ihn und schlugen ihm den Kopf ab.

Seitdem waren wieder ein paar Jahre vergangen, die beiden ältesten Brüder kamen nicht wieder; da hielt es der dritte nicht

mehr zu Hause aus und sprach zum Vater: „Nun laß mich auch in die Fremde ziehen, wie meine Brüder, ich bin jetzt alt genug dazu." Aber der Vater fuhr ihn an: „Was willst du wohl draußen in der weiten Welt, du bist der dümmste von euch dreien. Dich schlagen sie wohl eher tot, ehe du wiederkommst, oder du stirbst Hungers in der Fremde!" — „Vater, mach dir keine Sorge um mich, was meine Brüder können, das kann ich auch," erwiderte der Junge, doch der Alte schüttelte den Kopf und sprach: „Kummer und Herzeleid zerreißen mir das Herz, und du, du dummer Johann, willst in die Welt!" Wie aber der Sohn nicht nachließ zu bitten, da sagte der alte Bauer: „Nun gut, wenn du nicht anders willst, geh deinem Verderben entgegen. Du sollst dasselbe haben wie deine Brüder, hier hast du zwölf Taler", und band ihm auch noch Brot und Speck in sein Bündel. Und Johann nahm Abschied vom Vater und zog hinaus in die Welt.

Er wanderte immerzu, ohne nach dem Weg zu fragen, immer weiter, und kam genau an dieselbe Stelle, wo vor Jahren seine Brüder gerastet hatten, und machte da Halt. Und es kam auch wieder die große Rabe und sah zu, wie er seinen Mundvorrat auspackte, und guckte ihn so hungrig an. Da gab er erst ihr satt zu essen, und dann aß er selber. Der Vogel aber zupfte sich eine Feder aus, fing an zu reden wie ein Mensch und sprach: „Wandere ruhig weiter, und wenn du in Not bist, dann blase an die Feder, und ich bin bei dir."

Johann machte sich nun wieder auf und kam nach langer, langer Wanderung endlich auch an das alte Schloß im Walde. Er ging hinein und bat um ein Nachtquartier und um Arbeit, wenn es auch die geringste wäre. „Ja, ich brauche gerade einen Kuhhirten," sagte der König; „das ist keine schwere Arbeit, aber es ist eine Bedingung dabei; du mußt mir mitbringen, was meine Kühe essen und trinken, und wenn du das nicht tust, mußt du sterben. Deine Brüder sind schon denselben Weg gegangen. Ich warne dich, kehre um!"

„Nein, Herr König, ich will's wagen, und wenn es mein Tod ist!" antwortete Johann. „Es ist dein sicherer Tod," sagte der

alte König. Als er aber sah, daß Johann nicht davon abzubringen war, sprach er: „Nun, so versuche dein Glück" und ließ ihm reichlich Essen und Trinken geben und ein gutes Nachtlager. Am andern Morgen in der Frühe standen die Kühe wie auf Zauberschlag vor dem Schlosse, der König aber gab Johann ein Tuch und eine Flasche und sagte: „Nun bringe mit, was meine Kühe essen und trinken." Die Diener hatten ihm schon Speise und Trank für den Tag eingepackt, und er ging hinter seinen Kühen her auf die Weide, und so wanderten sie weiter und weiter, bis sie vor den großen See kamen. Es ging wieder wie die ersten beiden Male; eh' er sich's versieht, sind schon die ersten sechs Kühe ins Wasser gesprungen und schwimmen fort. „Großer Gott," denkt er, „was fang ich an!" In der Not fällt ihm seine Feder ein, er nimmt sie vom Hut und bläst daran. Im Augenblick ist der große schwarze Vogel bei ihm und sagt: „Hänge dich der letzten Kuh an den Schwanz, so wirst glücklich hinüberkommen." Er tat, wie ihm die Rabe geraten hatte, als sie aber am andern Ufer ankamen, war wie aus dem Erdboden gewachsen ein großes prachtvolles Schloß da. Und wie auf Zauberschlag verwandelten sich die Kühe in zwölf wunderschöne Prinzessinnen, gingen in das Schloß, setzten sich dort in einem großen Saale an die Tafel, die gedeckt war mit den herrlichsten Speisen und Weinen, und aßen und tranken nach Herzenslust. Auch für Johann stand ein Tisch mit den schönsten Gerichten da. Nach dem Essen vertrieben sie sich die Zeit mit Tanzen, Singen und Spielen bis zum Abend. Johann aber nahm von jeder Speise etwas in sein Tuch und von dem Wein in das Fläschchen. Wie es anfing dunkel zu werden, rüsteten sie zur Heimreise. Im Nu waren die Prinzessinnen wieder in Kühe verwandelt, und fort ging's durch den See. Als sie vor dem Schloß anlangten, waren die zwölf Kühe auf einmal verschwunden. Johann aber ging zum König und sprach: „Hier, Herr König, das essen eure Kühe, und das trinken sie." — „Ja," sagte der König, „das essen und trinken meine Kühe. Du hast deine Sache gut gemacht."
„Und wenn du hier bleibst und noch zwei andere Aufgaben vollbringst, so kannst du meine zwölf Kühe erlösen, denn das sind verwünschte Prinzessinnen, sie sind mitsamt diesem Schloß verzaubert; und das gehört dann dir, dazu das ganze Königreich, und die schönste Prinzessin darfst du dir wählen. Aber was ich dir jetzt auftragen werde, das ist viel schwerer als die erste Arbeit. Drum rate ich dir noch einmal, kehre um, ehe es zu spät ist."
„Nein, Herr König, ich will's wagen und werde es mit Gott vollbringen." — „Nun, so höre: Tief im Walde ist ein Brunnen, daraus fließt Wasser des Lebens, davon mußt du mir ein Fläschchen bringen. Aber er wird von fürchterlichen Ungeheuern bewacht, die lassen kein menschliches Wesen heran, ohne es zu zerfleischen." Nun wurde er gut bewirtet und bekam ein bequemes Nachtlager, darin schlief er herrlich bis an den Morgen. Und in der Frühe bekam er Speisen und Getränke für lange Wochen, und ein Pferd stand schon bereit. Und der König sprach: „Nun reite hinaus und bringe mir von dem Brunnen; ohne das Wasser kann dies Schloß nicht entzaubert werden."
Er war schon tagelang geritten, da sah er endlich von weitem den Brunnen, von mächtigen Ungeheuern umlagert. Jetzt überkam ihn die Angst, und in seiner Not zog er die Feder vom Hut und blies daran, und im selben Augenblick war die große Rabe bei ihm. „Stich dein Pferd tot und zieh ihm das Fell ab. Es werden eine Unmenge Raben kommen und wollen von dem Aas fressen. Leg dich unter das Fell, und wenn die Raben alle auf dem Fleisch sitzen, dann schlag das Fell zusammen, so hast du sie gefangen. Dann schicke je zwei nach dem Brunnen aus. Aber verzage nicht, wenn sie nicht gleich kommen und bringen dir das Wasser, denn die Ungeheuer wollen niemand heranlassen."
Er tat wie ihm geheißen, schlachtete das Pferd, legte sich unter die Haut, und sogleich waren die Raben da. Er schlug das Fell zusammen und hatte sie alle in seiner Gewalt. Jetzt schickte er ein Paar von ihnen zum Brunnen aus und sagte vorher dem ganzen Rabenschwarm gleich, sie müßten alle sterben, wenn er nicht das Wasser bekäme. Es dauerte eine ganze Zeit, da kamen die zwei zurück und waren fürchterlich zugerichtet und schrien, die Ungeheuer hätten sie nicht an den Brunnen herangelassen.

Da schickte er zwei andere aus, die kamen auch nach einer Weile zurückgeflattert und gehüpft, und waren so zerzaust, daß sie kaum noch eine Feder am Leibe hatten. Und so mußte ein Paar nach dem andern ausfliegen, und jedem folgenden erging es wo möglich noch schlimmer als den vorhergehenden. Es wurden der Raben immer weniger, und er war schon ganz verzweifelt; da brachte endlich das letzte Paar Raben das Wasser. Nun gab er den Raben zum Lohn das Pferd als Speise; und er selbst setzte sich hin, aß und trank und machte sich dann zu Fuß auf den Heimweg.

Nach tagelanger mühseliger Wanderung kam er endlich vors Schloß, ließ sich gleich vor den König führen und brachte ihm das Wasser des Lebens. „Nun, mein Sohn," sagte der König, „auch das zweite Werk hast du vollbracht; aber bei dem dritten wird es dir nicht gelingen, drum rat ich dir nochmal, kehre um!" — „Nein, Herr König," erwiderte Johann, auch das dritte will ich vollbringen, und sei es noch so schwer." Da sprach der König: „Fern im Walde ist ein mächtiger Felsen, darin sitzt in einer großen Höhle ein Drache mit sieben Köpfen. Den mußt du töten. Wenn du das kannst, dann sind die Prinzessinnen und das Schloß erlöst, und du wirst König über das ganze Land." Darauf befahl er seinen Dienern, ihn aufs beste zu bewirten mit Speise und Trank und Nachtlager. Am andern Morgen aber in aller Frühe machte sich Johann wohlgemut auf den Weg. Schon von weitem sah er die mächtige Felsenhöhle liegen und hörte das Brüllen und Schnauben des Drachen. Wie er näher kam, fiel ihm die Feder ein, er nahm sie und blies daran, und sofort erschien die große Rabe; die fragte er, was er tun solle, um den Drachen zu töten. Da sprach die große Rabe: „In der Vorkammer zu der Felsenhöhle steht in einer Ecke eine Flasche mit Salbe, damit bestreiche dich am ganzen Leibe. Und in der Seitenwand steckt ein großer Säbel, den zieh heraus und geh unverzagt in die Höhle des Drachen. Wenn du ihn aber besiegt hast, dann bade in seinem Blute und bestreiche dich überall damit, nur nicht im Kreuz am Rückengelenk; denn sonst wird das starr, daß du es nicht mehr regen und bewegen kannst. Hast du so mit dem Drachenblut getan, dann kann kein Hieb, kein Stich, keine Kugel dich verwunden. Aber hüte dich, dein Geheimnis je zu verraten, es ist dein sicherer Tod!"

Nun ging Johann in den Felsen hinein, kam in die Vorkammer und tat mit der Flasche wie ihm geheißen, nahm den Säbel und ging mutig in die Drachenhöhle. Da fuhr das Ungetüm auf ihn los mit einem gräßlichen Wutgeheul und spie Feuer und Flammen aus seinen sieben Rachen, daß er erst zurückprallte und ihm die Haare zu Berge standen. Weil er aber seinen Leib mit der Salbe bestrichen hatte, konnte ihm der Feueratem des Drachen nichts anhaben, und er verspürte auf einmal eine gewaltige Kraft in seinen Armen, schwang den Säbel mit aller Macht und hieb dem Untier gleich einen Kopf ab. Bei jedem Hiebe aber tobte der Drache noch schrecklicher, schnappte und pfauchte mit den übrigen Rachen, schlug mit seinen Tatzen und seinem Schwanz um sich, daß der ganze Felsen bebte. Doch Johann faßte seinen Säbel fest und ging dem Ungetüm immer wieder zu Leibe und schlug ihm einen Kopf nach dem andern herunter. Und wie der Drache immer mehr Blut verlor, erlahmte allmählich auch seine Kraft, und endlich hatte ihm Johann den letzten Kopf heruntergehauen. Jetzt vergaß er nicht, was ihm die Rabe geraten hatte, er wusch sich den ganzen Leib mit Drachenblut, nur nicht im Rückengelenk. Dann aber verspürte er von dem schweren Kampf eine Müdigkeit, daß er in einen tiefen Schlaf fiel und schlief bis an den Morgen. Dann erst aß und trank er und machte sich auf den Rückweg zu dem alten König. Hier aber fand er alles verändert, an Stelle des grauen bemoosten Gemäuers ein neues Schloß, wie man es sich prächtiger nicht denken kann. Eine herrliche Musik erschallte, der König mit seinem ganzen Hofstaat, im Festgewand, kam ihm entgegengezogen und begrüßte und beglückwünschte ihn. Und da standen auch die zwölf Prinzessinnen, mit Blumensträußen in der Hand, und der König sagte, das wären seine zwölf Töchter, davon sollte er eine wählen. Und er wählte die jüngste, das war die schönste. Wie er sich aber weiter umschaute, sah er auch seine beiden Brüder, die waren mit dem Wasser des Lebens auferweckt worden. Nun hatte er

keine Ruhe, bis auch der alte Vater geholt war, um sich mit an seinem Glück zu freuen.
Und dann gab es eine großartige Hochzeit, und Johann war König über das ganze Reich. Es war aber am Hofe noch ein Pflegesohn des alten Königs, und der gönnte dem Johann all das Glück nicht. Er verstellte sich aber und tat freundlich, ja es schien bald, als wäre keiner am Hofe dem jungen König so zugetan und so ergeben. Immer war er um ihn, begleitete ihn beim Ausreiten, Jagen und Fechten. Heimlich aber spann er böse Ränke und hätte ihn gern umgebracht, denn er wollte selbst Krone und Reich haben. Eines Tages, wie sie wieder miteinander ausritten, blieb er wie zufällig ein Stück zurück, und dann schoß er nach dem Könige mehrere Male hintereinander. Wie er aber merkte, daß alle Kugeln dem Könige nichts anhaben konnten, erschrak er und warf sich ihm zu Füßen und gestand, daß er ihn habe ermorden wollen, und zeigte große Reue. Der junge König hatte ein gutes Herz und glaubte überdies, er brauchte sich auch vor den ärgsten Feinden nicht zu hüten, da keiner ihn verwunden könnte, und so verzieh er ihm und behielt ihn an seinem Hofe.
Und es schien, als ob das Glück den jungen König nie verlassen könnte; zwei Söhne und zwei Töchter wurden ihm in den folgenden Jahren geboren; der älteste bekam den Namen Johann, und alle waren gesund und schön. Nichts schien ihm an seinem Glück zu fehlen.
Doch der falsche Pflegesohn gab seinen Plan nicht auf, er diente zum Schein dem König Johann nur noch eifriger, und Jahre vergingen, ohne daß er auch nur das Geringste tat, was Verdacht hätte erwecken können. Der alte König warnte zwar den Johann davor, dem falschen Menschen zu trauen, aber der junge König fühlte sich so sicher und vergaß zuletzt ganz, daß der Prinz ihn einst hatte ermorden wollen. Und eines Tages, als sie wieder beieinander waren, vertraute er ihm das Geheimnis, wie er so stark und unverwundbar geworden wäre. „Es kann mich überhaupt niemand bezwingen; durch meine Haut geht weder Hieb noch Stich noch Schuß; nur wenn ich mich bücke, kann man mich im Kreuz verwunden," sagte er.

Wie er das aber gesagt hatte, da fielen ihm die Worte ein, mit denen die Rabe ihn einst gewarnt hatte, und er erschrak im Herzen; der andere aber frohlockte heimlich. Doch verstellte er sich so gut, daß Johann auch jetzt, wo er sein Geheimnis wußte, ihn nicht fürchtete. Und der Prinz ließ wieder Jahre vergehen, ohne sich im geringsten zu verraten; aber er trug immer einen haarscharfen Dolch bei sich.
Eines Tages gingen sie zusammen auf die Jagd, es war ein heißer Tag im Sommer, der junge König bekam Durst, da sahen sie eine Quelle, die aus dem Gestein hervorsprang, und Johann lief hin, bückte sich zum Trinken. In dem Augenblick riß der Prinz seinen Dolch hervor und stieß ihn dem König ins Kreuz. Dann ließ er ihn in seinem Blute liegen. Und als die Jäger nach ihm ausgingen ihn zu suchen, fanden sie ihn tot. Da war große Trauer und Wehklagen am Hofe, und zumal die junge Königin war untröstlich. Der alte König ahnte wohl, wer der Mörder war, aber er konnte ihn nicht überführen. Doch als eine Zeit verstrichen war, sprach er auch mit der Königin darüber. Und ihr ließ es nun keine Ruhe mehr, bis sie den Mörder zum Geständnis gebracht und den Tod ihres Gemahls gerächt hatte. Sie wartete das Trauerjahr durch, dann aber fing sie an, den Prinzen mit freundlichen Blicken an sich zu locken und machte ihm Hoffnung, daß er sie zur Gemahlin bekommen und so das Reich und die Krone gewinnen könne. Und einmal, als sie mit ihm allein war, sah sie ihn zärtlich an und sprach: „Du sollst meine Hand und das Königreich haben, doch erst muß ich wissen, wie mein erster Gemahl ums Leben kam." Da gestand er ihr, daß er den Johann umgebracht habe, daß er es nur aus Liebe zu ihr getan habe; er habe es nicht ertragen können, daß sie, eines mächtigen Königs Kind, dem Bauernjungen vermählt worden sei. Als er ihr aber das gesagt hatte, ging sie, sobald er sie verlassen hatte, zum alten König und hinterbrachte es ihm; der schickte sogleich nach seinen Henkersknechten, ließ den Mörder ergreifen und ihm das Haupt abschlagen.
Johanns ältester Sohn aber, der seinen Namen trug und ebenso schön und stark wie er war, wuchs heran und erbte Krone und Reich.

Die goldene Kette



Es war einmal ein Schmied, der hatte drei Söhne, die lernten alle drei das Handwerk ihres Vaters, und zwei davon wurden tüchtige Schmiedegesellen, den dritten aber nannten sie nur den dummen Johann, der wurde in allen Ecken herumgestoßen und zu allen Dreckarbeiten gebraucht. Als aber der Vater das Alter zu spüren begann und davon redete, daß ihm die Arbeit nun bald zu schwer würde, kam eines Tages der älteste Sohn zu ihm und sprach: „Vater, gib mir die Schmiede, ich bin nun alt genug dazu!“ — — „Ja,“ sagte der Vater, „von euch zweien ist mir einer so lieb wie der andere; ich kann keinen vorziehen. Darum hört: Geht ihr beide in die Welt, und übers Jahr, wenn die Sonne golden aufgeht (d. h. wohl Ostern), findet euch wieder hier ein; und wer mir dann eine Kette mitbringt, die genau um meine Schmiede paßt, nicht zu lang ist und nicht zu kurz, dem soll die Schmiede gehören; aber das Maß dürft ihr vorher nicht nehmen.“
Wie das der dumme Johann hörte, kam er und bat: „Vater, laß mich auch mit hinaus ziehen und mein Glück versuchen.“ Die Brüder lachten ihn aus und riefen: „Du Aschenbrödel, du bist ja viel zu dumm, solch eine Kette zustande zubringen!“ Der Vater aber sagte: „Meinetwegen. Du bist zwar der dümmste und viel zu dämlich, um das zu können. Aber geh nur auch mit hinaus in die Welt.“ So schieden die drei von ihrem Vater und voneinander. Der eine Bruder zog nach Osten, der andere nach Westen, Johann aber ging nach Norden.
Nach vielen Tagereisen kam er in einen großen, großen Wald. Ganz matt vom vielen Wandern und vor Hunger, legte er sich dort schlafen. Als er aufwachte — er wußte selbst nicht, wielange er geschlafen hatte — stand neben ihm eine ganz schwarze Frauengestalt, nicht nur ihr Gewand, auch ihre Haut war schwarz; die fragte nach seinem Wohin und Woher. Johann erzählte, er wäre

der Sohn eines armen Schmiedemeisters und mit noch zwei Brüdern in die Welt gezogen, um eine Kette zu schmieden um seines Vaters Gehöft. Er wär der dümmste und hatte erst nicht mitgesollt, aber es hätte ihn zu Hause nicht mehr gelitten, weil er von allen so viel herumgeschubst und -gestoßen würde. Da sagte die schwarze Frau: „Sei getrost, ich werde dir für Arbeit sorgen und es soll dir nicht schlecht gehen.“ Johann ging mit, und sie wanderten einen langen Weg, der Wald wurde immer dichter, endlich kamen sie vor eine Höhle, in die führte aber nur ein enges Loch hinein. Die schwarze Frau munterte ihn auf und sagte: „Fürchte dich nicht, folge mir nur nach.“ Sie kroch voran, Johann ihr nach. Drinnen war alles dunkel, Johann tappte herum und konnte nichts sehen. Da holte die Frau ein paar Wunderkerzen herbei und steckte sie an. Dann brachte sie Johann Essen und Trinken herbei, zeigte ihm sein Nachtlager und wünschte ihm eine gute Nacht.
Am andern Morgen kam die schwarze Frau mit noch zwei Dienerinnen und fragte ihn, wie er geschlafen hätte. Er war ganz zufrieden, hatte ein gutes Nachtlager und brauchte nicht Hunger zu leiden. So ging das ein paar Tage, da bat er die Frau, sie möchte ihn doch fortlassen, er hätte nichts zu tun. Sie aber sagte, er möchte doch bleiben, es gäbe hier ein Werk zu tun, das vermöchte kein Mensch auf der ganzen Welt als nur er allein. „Ich bin eine verwünschte Prinzessin“, sagte sie weiter, „und diese schwarze Höhle war das herrlichste Schloß, das je ein Mensch gesehen hat. Du allein kannst mich erlösen; drei Nächte mußt du aushalten, von zwölf bis eins werden die Geister kommen, dann darfst du kein Wort sprechen, was sie auch tun mögen. Und morgen nacht wird die Probe beginnen.“ Na, denkt er, drei Nächte ohne zu sprechen, das wirst du schon aushalten, und sagte, ja, das wollte er tun. Die schwarze Frau versorgte ihn reichlich mit Speise und Trank und wünschte ihm eine gute Nacht, und er schlief durch bis an den Morgen.
Und am andern Tag gegen Abend kam sie und sprach: „Jetzt fängt die erste Nacht an. Sprich ja kein Wort, was sie auch mit dir machen mögen, sonst mußt du sterben und ich werde nie

erlöst. Sie werden dich auffordern zum Trinken, Singen, Kartenspielen und werden dich quälen auf alle erdenkliche Weise."
Doch Johann dachte: du hast zuhause so viele Püffe und Knüffe und Schläge ausgehalten, schlimmer wird's hier auch nicht sein.
Er ging zu Bett und schlief ruhig, bis es zwölf Uhr schlug, da fing ein Geheul und Gejohl und Rumoren an, daß er aufwachte; sie zerrten ihn heraus, fragten: „was tust du hier?", dann drohten sie ihn herauszuschmeißen, jetzt wollten sie mit ihm tanzen, jetzt Kartenspielen und weiß Gott was alles — er sprach kein Wort, ließ sich schlagen, puffen und knuffen; bis es eins schlug. Da war alles verschwunden, und er lag wieder im Bett.
Des Morgens in aller Frühe erschien die Prinzessin mit vier Dienerinnen; jetzt hatte sie schon weiße Flecken. Sie fragte ihn, wie er die Nacht verbracht hätte und wünschte ihm Glück, daß er ausgehalten hätte, versorgte ihn mit Speise und Trank, blieb den ganzen Tag bei ihm und plauderte mit ihm. Und wie der Abend kam, schied sie sehr herzlich von ihm und sprach: „Noch die zwei Nächte halte aus, dann bist du König und ich deine Gemahlin. Die zweite Nacht wird schlimmer als die erste, aber halte ja aus, ich flehe dich an." — Na, denkt er, du bist der dumme Johann; wie kannst du König werden, das wirst du nicht und willst du nicht. Die zwei Nächte aushalten, das kannst du ja. Aber dann gehst du wieder weg, dann bleibst du nicht mehr!
Sie wünschte ihm eine gute Nacht, er schlief fest bis zwölf, da kamen sie und riefen, was er hier noch zu suchen hätte, zerrten ihn aus dem Bett, dann forderten sie ihn wieder auf zum Kartenspielen, fingen an zu zechen und riefen ihn dazu heran, tranken ihm zu, rissen ihn an den Haaren, traten und schlugen mit Stühlen und Bänken nach ihm bis es eins schlug. Da war er wieder allein, kroch ins Bett und schlief bis tief in den Tag hinein. Als er aufwachte, stand die Prinzessin mit sechs Dienerinnen bei ihm, heute war sie schon halbweiß, und die Dienerinnen auch. Sie fragte, ob es schlimm gewesen wär. „Nein," rief er, „dies halt ich nicht mehr aus. Ich bin viel von Haus gewöhnt; aber das halt ich nicht mehr aus." Sie bat und

schmeichelte, er sollte doch nur noch die eine Nacht bleiben, dann wär sie erlöst, und gab ihm die himmelsbesten Worte, sie wollte ihm alles an den Augen absehen, was er sich nur wünschte, sollte er haben. Da gab er nach und blieb. Den ganzen Tag wich die Prinzessin nicht von seiner Seite und wußte nicht, was sie alles anstellen sollte, ihn nur bei gutem Mute zu erhalten, bis zum Abend, und als es Schlafengehenszeit war, flehte sie ihn nochmal an, nur noch die einzige Mitternachtsstunde sollte er aushalten um Gottes willen und sie nicht im Stich lassen.
Er schlief, bis es zwölf schlug, da fing ein Geheul und Gefauche an, so gräßlich, daß er am liebsten auf und davongegangen wäre. Dann ertönte eine wundervolle Tanzmusik, das fuhr ihm ordentlich in die Beine; sie wollten ihn zum Tanzen bereden. Dann zerrten und stießen sie ihn an einen Tisch, mischten die Karten, warfen händevoll Geld hin und suchten ihn zum Sprechen zu bringen. Als das alles nicht half, wälzten sie einen Brautopf herein, machten ein Feuer an, gossen Öl in den Kessel und brachten es zum Sieden. Dann packten sie ihn und wollten ihn hineinwerfen. Aber er stemmte den Fuß gegen den Rand und sträubte sich aus Leibeskräften. Wie sie so miteinander rangen, schlug es eins. Ein fürchterlicher Donner krachte, daß der ganze Boden und alles zitterte. Dann war es still.
Das war eine Nacht, dachte Johann, die möcht ich nicht noch einmal erleben; und sann darüber nach, wie er wohl aus der verwünschten Höhle entkommen könnte, aber es fiel ihm nichts ein, er wußte, es war alles zu. Und über dem Nachsinnen schlief er doch wieder ein.
Wie er aber aufwachte und die Augen aufschlug, war alles hell um ihn, er lag in dem schönsten Prunkgemach, und durch das große Fenster sah er in einen herrlichen Park hinaus. Und da trat auch schon die Prinzessin herein, jetzt ganz weiß, und war die schönste, die die Erde hat tragen können, mit ihr kamen zwölf Dienerinnen, auch ganz weiß. Die Prinzessin kniete vor seinem Bette nieder, küßte ihm die Hände und das Gesicht und setzte ihm eine Krone auf. „Was befiehlt der Herr König, daß die Musik spielen soll?" Er aber fuhr sie ganz böse an: „Geh weg,

ich habe mit dir nichts zu schaffen, ich bin kein König, ich bin der dumme Johann!" Da lachte die Prinzessin und sprach: „Kennst du mich nicht? Ich bin die verwünschte Prinzessin, die du erlöst hast. Du bist jetzt König und Herr dieses ganzen Schlosses und Königreiches. Wenn du nicht willst, dann werde ich den Befehl geben," und sie ging hinaus und ließ ihm zu Ehren die Kapelle ein so schönes Stück spielen, wie er es sich nicht mal hatte träumen lassen.

Nun wollte er aufstehen, und da lagen schon die prächtigsten Königskleider für ihn bereit, sein Zeug aber, wie er sich danach umsah, das war verschwunden. Da mußte er wohl oder übel in den Königsfrack hinein. Jetzt kamen von allen Seiten Diener und fragten nach seinem Begehr; er aber meinte, sie wollten ihn nur verspotten und sagte ganz ärgerlich, sie sollten ihn in Frieden lassen, er wäre der dumme Johann. Darüber kam die Prinzessin wieder, umhalste und küßte ihn, sagte, er sollte es drangeben, das zu glauben, er wäre doch ihr Gemahl. Er fügte sich, dachte aber, bei der nächsten Gelegenheit kneifst du doch aus. Draußen wartete schon der ganze Hofstaat; als das Paar hindurchschritt, verneigte sich alles tief, sie gingen zur Kapelle, und die Prinzessin ließ sich mit ihm trauen. Johann ließ auch das über sich ergehen, weil er es so von Haus gewöhnt war, daß sie ihn verhöhnten; denn er hielt auch jetzt noch das alles für einen Ulk, den sie mit ihm trieben.

So waren ein paar Monate vergangen, da fing eines Tages Johann, als er bei seiner Königin saß, auf einmal bitterlich an zu weinen. „Mein lieber Gemahl, was weinst du?" fragte sie. „Morgen ist das Jahr herum," jammerte er, „da geht die Sonne golden auf, das ist der Tag, wo meine Brüder und ich wieder zu Hause sein sollten. Und ich habe keine Kette. Meine Brüder sind sicher schon auf dem Wege mit ihrer Kette, und ich habe es verschlafen und versäumt." — Da tröstete sie ihn und sagte: „Sei unbesorgt, die Kette ist geschmiedet," auf einen Wink von ihr wurde sie herbeigebracht, und wie er sie besah, war sie von feinstem Golde. Nun war er aber froh und sagte: „Jetzt will ich mich aber gleich auf den Weg machen." Die Königin

wollte mit ihm, aber das litt er nicht; er ließ sich seine alten Kleider geben, zog sie an, packte die Kette ein und wanderte nach seiner Heimat.

Die Königin aber ahnte nichts Gutes, sie packte des Königs Uniform und Krone ein und fuhr im Wagen heimlich ihm nach.

Wie Johann nach Hause kam, waren seine Brüder schon da, sie hatten jeder eine eiserne Kette mit gebracht, aber keine von beiden hatte um den Hof gepaßt. Als sie nun Johann kommen sahen, fingen sie an zu lachen und zu höhnen, denn sie meinten natürlich, der hätte gar keine Kette. Wie er aber seine goldene Kette auspackte, da waren sie ganz still und rissen die Augen auf, dann aber riefen sie beide: „Das ist nicht mit rechten Dingen zugegangen; die hat er gestohlen!", fielen gleich wieder über ihn her, pufften und schlugen ihn. Hans aber nahm ruhig die Kette und legte sie um die Schmiede, und sie paßte genau, aufs Haar! Da waren die Brüder aber erst recht erbost, stießen und prügelten Johann noch mehr und stopften ihn in den Gänsestall; und der alte Vater war schon zu schwach, der konnte es nicht hindern. Vorher hatte er bereits zu Ehren der heimgekehrten Söhne ein Kalb geschlachtet, und nun begannen die beiden mit ihrer ganzen Freundschaft das Wiedersehen zu feiern, daß man es durchs halbe Dorf hörte.

Inzwischen kam auch die Königin vor dem Dorfe an, verließ dort ihre Kutsche und ging zu Fuß mit den Königskleidern weiter bis zum Nachbarhaus. Da ging sie hinein und fragte, was da nebenan für ein Lärm wäre. Und als man ihr sagte, in der Schmiede wären die drei Söhne heute aus der Fremde zurückgekehrt, drum ging es dort hoch her, da wußte sie, daß es das Elternhaus ihres Gemahls wäre. Sie ließ nun die Königskleider in dem Nachbarhause und gebot den Leuten nichts zu sagen, ging dann zu Johanns Haus und traf zuerst auf den alten Vater, den fragte sie, was in seinem Hause vorginge, und er erzählte ihr nun erst alles genau, wie es mit den Söhnen und der Schmiede und den Ketten so sonderbar gegangen wär, daß die zwei älteren die klügeren wären und deren Ketten hätten nicht gepaßt, und

der jüngste der dümmste, dem seine Kette hätte gepaßt aufs Haar. Wo denn der jetzt wäre, ob man den mal sehen könnte, fragte die Königin. Da wurde der Alte ganz verlegen und sagte endlich ganz kleinlaut, der wäre im Gänsestall. Sie ging hin und machte den Stall auf, da kam Johann heraus, ganz kläglich und übel zugerichtet. „So geht man mit einem König um?" rief die Königin sehr zornig, nahm ihn mit ins Nachbarhaus und hieß ihn dort sich säubern und kämmen und die königlichen Gewänder anlegen.

Dann kamen sie wieder in die Schmiede, die Brüder hatten dort weiter gefeiert und jubiliert und wußten noch nicht, was vorgegangen war. Wie das Königspaar hereintrat in die wüste Gesellschaft, standen sie wie verdonnert und erkannten ihren eigenen Bruder nicht wieder. Sie suchten in der Eile etwas Ordnung zu machen, dienerten, aber schon auf etwas wackeligen Füßen, vor den vornehmen Gästen und luden sie ein, Platz zu nehmen. Die Königin setzte sich und sprach: „Wer einen König in einen Gänsestall sperren würde, was verdiente der wohl?" Da sagten die Brüder: „Der verdiente, in ein mit Nägeln beschlagenes Faß gesteckt und den höchsten Berg im ganzen Königreiche heruntergerollt zu werden." „So habt ihr euer eigenes Urteil gesprochen," rief die Königin; „denn seht hier, der König ist ja euer Bruder, den ihr in den Gänsestall gesperrt habt." Als das die Brüder hörten, daß der stolze König ihr Bruder war, den sie immer gestoßen und geschlagen hatten, da konnten sie es kaum glauben und erschraken sehr, fielen vor ihm auf die Knie und baten um Gnade. Und der König verzieh ihnen und sprach: „Die Schmiede könnt ihr nun auch behalten." Dann beschenkte er seinen alten Vater noch reichlich und fuhr mit seiner Frau wieder in sein Schloß. Dort hat er noch lange als ein guter König regiert.

Holtmul



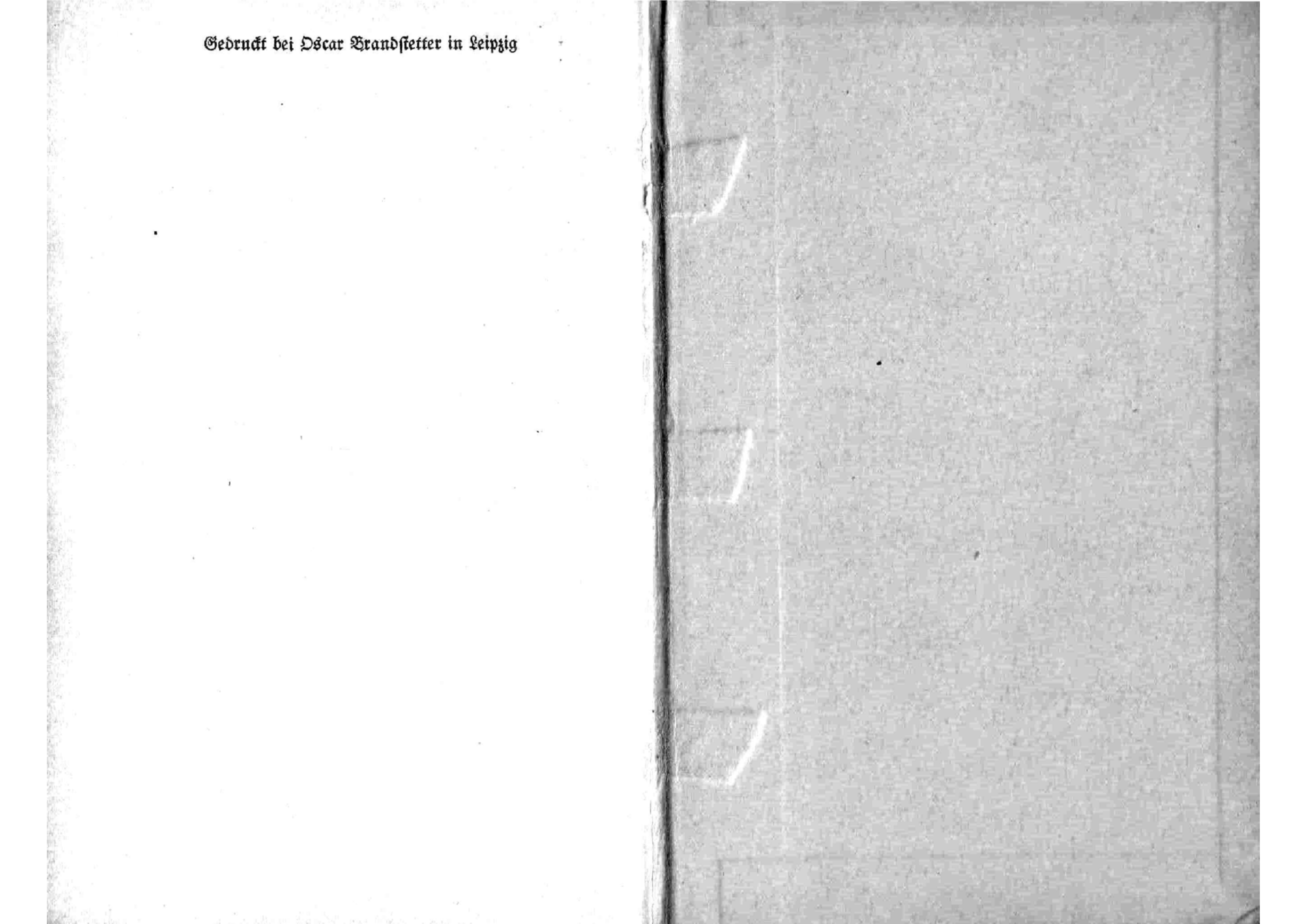
Et war mal en König, de harre dree Döchter, dei ölste heite Rosine un was sau licht uppen Fäuten as en lütjen Hirsch, wenn he där en Busch springt; de tweite heite Korinthe un was sau häßlich ans wie de Nacht, awerst harre sau fine, fine Hänne ans kein anner Minsche upp Goddes Erdbodden; de drüdde heite Holtmul und harre schöne gollene Haare un en schier Gesichte und lache jümmer und wiese de blanken Täne. Düsse dree Mäkens wören nu sau grot eworen, dat se frien künnen, un de Vader reit ut, umme dat hei Königssähne vör se söiken wolde. Awerst eiher, ans hei wegreit, sä hei tau sinen Mäkens: „Wat schall ick jück mitbringen von de Reise?" Dat hei se annen Mann bringen wolde, dat sä hei nich; denn de Kinner mötet nich allens wetten. Do sä Rosine, die so licht uppen Fäuten was un in einer Nacht dree Paar Schuh dorchtaudanßen plegde: „Ja, wat wutt du dran wennen? Du weist jo, dat ick geeren einen af träe (abtrete, einen Tanz mache), un wenn du mick en Paar gollene Schau mitbringen wutt, sau schast du ock min leiwste beste Vader wesen (sein), un ick will noch teinmal sau veele springen un danßen ans uppe stund (als jetzt); awerst an den gollenen Schauen mötet twei hooge Hacken sin, un da mott rot Ledder annesitten." Do lache de Vader un sä: „Wenn't wieder nicks is, dei schastu hebben! Awerst wat wutt du?" sä hei tau siner tweiten Dochter, dei Korinthe heite. Dei trock dat scheiwe Mul na 'n linkeren Ohre tau, besunnt sick un sä: „Wat will ick hebben! en Spinnrad möcht' ick wol, awerst kein hölten slecht Ding, ne, en gollenet mit rooen Steinen un mit ener sülvernen Flucht. Denn woll ick ok noch mal wat; awerst dat kannstu doch nich anschaffen." — „Nu," sä de Vader, „dat möste slimm sin. Vör Geld un gue Wöre is veel tau hebben, un seggen kannst' et jo lichte." — „Ja," sä dat Mäken, „Flaß; awerst dat mot sau schier un klar sin, dat er keine Schewe (Sten-

gelteilchen) 'rut reert (rieselt), wenn 't ok öwer de swarte sammtne Altardecke breiet wörre." — „Nu," sä de Vader, „da is noch Rat vor; dat schastu hebben." Do fraug he de drüdde Dochter, wat sei hebben wolle, un dei lache öne an un wiese de witten blanken Täne un sä: „Bring mick en gollenen Kamm un en sülvernen Speigel mit; sau will ick mine Haare mit den Kamm vor'n Speigel snicker kämmen." — „Dat schastu hebben," sä de Vader, un sau reit hei weg int Land henut, of hei de rechten Bröegams finnen könne. In der nägesten Stadt kofft hei en Paar gollene Schau, akkerat wie se sine Dochter Rosine bestellt harre. In der tweiten Stadt koffte hei vor de tweite Dochter dat Spinnrad un dat schiere Flaß. In der drüdden Stadt koffte hei den gollenen Kamm un den sülvernen Speigel vor sine drüdde Dochter — ja, wo heite doch de drüdde?

„Holtmul."

Ja, min leiwe Kind, wenn ick et Mul hollen sall, sau hat de Geschichte nu en Enne. Un sau hat allens en Enne, un düt Bauk ok. Awerst allens, wat en Enne hat, geiht annerwärts von vorne wedder an.

Inhaltsverzeichnis



Gedruckt bei Oscar Brandstetter in Leipzig